

Geschichte

der

Berliner Missionsgesellschaft

und ihrer Arbeiten

in

Südafrica

mit einer Uebersichtskarte und vielen Bildern

von

Dr. Wangemann,

Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Erster Band,

enthaltend:

Eine Uebersicht über die Arbeiten sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften in Südafrica.

Berlin 1872.

Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin,

Sebastiansstr. 25.



Kaffern im Euphorbienwalde.

Die evangelische Missionsarbeit in Südafrica.

Eine Uebersicht über die Arbeiten sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften in Südafrica.

Mit einer Uebersichtskarte und vielen Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)



Berlin 1872.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin,
Sebastiansstr. 25.

Sr. Excellenz

dem

Wirklichen Geheimen Rath und Vicepräsident

des

K. K. Ober-Tribunals in Berlin

Herrn

Dr. jur. August Wilhelm Götze

zu seinem

am 11. Januar 1872 zu begehenden

achtzigjährigen Geburtstage

als geringes Zeichen innigster Verehrung

übergeben

von

Dr. H. T. Wangemann,
Missionsdirector.

Ew. Excellenz

werden binnen wenigen Tagen, so es dem Herrn gefällt, dasjenige Lebensjahr erreicht haben, welches Moses als eine hohe Grenze bezeichnet. Viele dankbare Verehrer schließen sich den Segenswünschen an, welche ein zahlreicher und reichgesegneter Kreis von Kindern und Enkeln Ihnen zu diesem Tage darbringt. Denn der väterlich milde Sinn und die fürsorgende Liebe, die Ew. Excellenz nicht auf den Kreis Ihrer Familie beschränkt haben, hat in weiteren Kreisen, als Sie ahnen, Ihnen kindliche Dankbarkeit und Verehrung erworben.

Insonderheit haben die Berliner Missionsgesellschaft und die in derselben thätigen Arbeiter und Mitarbeiter eine lange Reihe von Jahren es als ein Gnadengeschenk vom Herrn genossen, daß wir in Ihrer Person einen Vater als Präsidenten der Gesellschaft besitzen. Denn was anders als wirkliches durch warme Liebe gebundenes Interesse für dies heilige Werk der Heidenbekehrung und wirklich väterliche, persönliche Theilnahme für die an diesem Werke arbeitenden Personen hätte Sie bewegen können, den dringenden Bitten Ihrer Freunde nachgebend, Ihre Stellung als Präsident der Missionsgesellschaft bis jetzt noch zu behalten auch bis in das Lebensalter hinein, wo man gern der nicht durchaus nothwendigen Arbeiten sich entlastet, und seine Kräfte für das Nothwendigste zusammenhält, um allmählich, Ruhe genießend, für die ewige Ruhe der Heiligen sich zu bereiten. Für Ew. Excellenz aber war in der That die fernere Mitarbeit an dem heil. Missionswerke eine Forderung innerer Nothwendigkeit, eine Forderung der Liebe, die stärker ist als der Tod, und auch stärker als das an die Heimfahrt mahnende Alter.

Der Herr hat an Ihnen die Worte des Psalms in Erfüllung gehen lassen: „Die gepflanzet sind in den Vorhöfen des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm!" (Ps. 92). Mit stets gleicher Klarheit und Schärfe des Blicks und mit unwandelbar treuer Hingebung an das heilige Werk, mit unerschütterlicher Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit, mit milder Schonung der Personen, mit stets bereiter Freudigkeit, im einfältigen Glauben an die Hülfe des Herrn auf alle neuen Bahnen einzugehen, die uns der Herr eröffnete, haben Ew. Excellenz eine lange Reihe gesegneter Dienstjahre im Dienst des Herrn Jesu, und auch im Dienst der heiligen Missionssache zurückgelegt. Es waren Ihnen Dienstjahre, wie die, welche Jacob um Rahel gedienet hat. Möchte es dem Herrn gefallen, Sie noch manches liebe Jahr in gleicher Frische Ihren Kindern und uns zu erhalten und dann wenn die Stimme des Herrn Sie zur ewigen Ruhe abruft, das Wort aus Seinem Munde vernehmen zu lassen: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; Ich will dich über Vieles setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

Vorwort.

Die nachfolgende Uebersicht über die Arbeiten der verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften in Südafrica will von dem Gesichtspunkt aus beurtheilt sein, daß sie nur die Einleitung und Grundlage geben soll zu einer geschichtlichen Darstellung der von der Berliner Missionsgesellschaft in Südafrica betriebenen Missionsarbeit. Eine über sämmtliche Missionare sich erstreckende vollständige Darlegung des vorhandenen statistischen Materials lag eben so sehr außerhalb des Ziels dieser Arbeit, als eine eingehendere geschichtliche Zeichnung des gesammten von den übrigen Gesellschaften in Südafrica vollbrachten Missionswerkes. Es sollten in diesem einleitenden Bande nur diejenigen Materialien zusammengetragen werden, welche den Leser in Südafrica orientiren und ihm ein anschauliches Bild von der in jenem Lande bisher ausgerichteten Gesammtarbeit der evangelischen Mission gewähren können.

Zu diesem Ende sind in der ersten Abtheilung die nöthigen Mittheilungen über den Charakter des Landes und der dasselbe bewohnenden Bevölkerung gegeben, in der zwei-

ten Abtheilung die Bahnbrecher, in der dritten die verschiedenen in Südafrica arbeitenden Missionsgesellschaften nach dem Charakter und der Ausdehnung ihrer Arbeiten hingezeichnet, in der vierten einzelne Lebensbilder aus dem Gebiete der übrigen Missionsgesellschaften (mit Ausschluß der für eine eingehendere Spezialdarstellung in den beiden folgenden Bänden aufgesparten jüngeren Berliner Missionsgesellschaft) gegeben.

Der Verfasser macht keinerlei Anspruch auf das Verdienst einer gelehrten und wissenschaftlichen Darstellung. Ihm war es nur darum zu thun, die Liebe und Theilnahme der Missionsgemeinde für das vom Herrn so reich gesegnete Missionsgebiet in Südafrica zu erwecken und zu fördern. Leben wird aus Leben, Missions-Liebe aus eingehenderer Erkenntniß des zu Liebenden erweckt. Deshalb hat der Verfasser sich auch aller allgemeinen Reflexionen enthalten zu müssen geglaubt, und sucht sein Ziel auf dem Wege zu erreichen, daß er Lebensbild an Lebensbild reihend durch die Anordnung und Gruppirung dieser Bilder und der durch sie veranschaulichten Thatsachen in ein tieferes Verstehen der in Südafrica der Mission obliegenden und von ihr gethanen Arbeiten einführt. Da auf diesem Wege den Geistlichen auch ein reicher und fertig zubereiteter Stoff zu Missionsstunden zugeführt wird, sind einzelne in sich abgeschlossene Capitel auch in Form von Einzeltraktaten besonders gedruckt für diejenigen, welche größere Bücher nicht zu lesen pflegen.

Diesem ersten einleitenden Bande sollen, will's Gott, noch zwei andere folgen, von welchen der erstere die Arbeiten der Berliner Mission im Korannalande, und im briti=

schen Kafferlande, der zweite die in der alten Capcolonie und in Natal hinzeichnen soll. Die besonders gesegnete Arbeit im Bassutolande hat ihren Hauptmomenten nach bereits in dem 1869 herausgegebenen Werke: „Maleo und Sekukuni" ihre Darstellung gefunden, und es werden daher in Bezug auf diesen Theil der Berliner Missionsarbeit ergänzende Nachträge genügend sein.

Die Hauptquelle für das vorliegende Werk bilden die von der Berliner Missionsgesellschaft selbst seit dem Jahre 1823 herausgegebenen Schriften, also insonderheit die Missionsberichte, der Missionsfreund und das kleine Hosiannah, deren Mittheilungen gesichtet, geordnet und da, wo sie in besonders anregender Gestalt bereits vorlagen, in kleineren Auszügen auch ihrem Wortlaute nach mit verarbeitet worden sind. Zu Letzterem glaubte sich der Herausgeber berechtigt, da er, wie jene, aus der Berliner Mission heraus für eben dieselbe schreibt.

So möge denn dies Buch in Gottes Namen seinen Weg in die Oeffentlichkeit nehmen, und möge den treuen Mitarbeitern ein Trost und Herzstärkung, den Ermattenden eine Auffrischung, den Missionsträgen ein Gewissensstachel — allen aber ein Segen werden, ein Segen der auch dem armen finsteren Volk der Heiden und den unter ihnen im Schweiße ihres Angesichtes arbeitenden Brüdern zu Gute komme. Das walte in Gnaden Gott der Vater, Sohn und heilige Geist! Amen! —

Ersten Bandes

Erste Abtheilung.

Land und Leute.

1. Die Gründung der Cap-Colonie.

Als im Jahr 1493 der kühne Portugiese Bartolomäus Diaz, den Seeweg nach Indien suchend, zu weit nach Süden sich vorwagte und, vom Orkan zurückgeworfen, an der Südspitze Africa's anlangte, stürmte der Südost mit so tückischer Gewalt durch die Schluchten der Tafelbai herab, daß die Seefahrer in große Noth und Ungestüm geriethen. Sie nannten deshalb das Vorgebirge cabo dos totos tormentos, Cap alles Ungestüms. Aber je mehr sie gewahr wurden, daß sie wirklich die Südspitze des africanischen Landcolosses erreicht hatten, desto fröhlicher tauchte in ihnen die Hoffnung auf, daß nunmehr der Seeweg nach Indien offen vor ihnen liege, und der König wandelte den Namen in „Cap der guten Hoffnung", welchen es behalten hat bis auf diesen Tag.

Nachdem sodann der Seeweg nach Ostindien durch Vasco de Gama wirklich eröffnet war, landeten vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ab zum öftern portugiesische und dann holländische und englische Indienfahrer in der Tafelbai. Sie fanden das Land bewohnt von einem Volk von Eingebornen, den Hottentotten, welche, kräftig, muthig, im Besitz reicher Viehheerden wohlhabend, und, so weit man dies von einem heidnischen Volke sagen kann, glücklich, durchaus bereit waren, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. Es lag aber auch gar nicht im Interesse der Seefahrer, sie ihnen zu rauben. Sie bedurften nichts weiter, als frisches Wasser einzunehmen und etlichen Proviant zu erwerben, welchen in Gestalt von Schaafen, Ziegen, Mais die Eingeborenen gern für geringen Tand von Messingdraht, Glasperlen und andern Kleinigkeiten ihnen verkauften.

Im Jahr 1620 landeten zwei englische Schiffskapitäne in der Tafelbai, und nahmen nach Weise der Engländer das Land sofort in Besitz für ihren König. In der Urkunde, die sie darüber ausstellten, gedachten sie auch der Hottentotten und ihres ewigen Seelenheils, indem sie am Schluß dieses Dokuments die Hoffnung aussprachen, „daß die Schwarzen mit der Zeit um ihres eigenen Vortheils willen und aus Noth kommen und ohne Zweifel

1*

Ew. Majestät Diener werden; und wenn sie das geworden sind, werden sie nachmals auch, wie wir hoffen, Gottes Diener werden." Wenigstens doch ein frommer Wunsch für das arme Volk. Doch blieb es einstweilen bei der Aufnahme dieser Urkunde und bei dem frommen Wunsch.

Um die Mitte des Jahrhunderts aber landete auf einem der Schiffe der holländisch-ostindischen Compagnie, welche häufig diese Meere befuhren, ein Schiffschirurgus Riebeeke, und fand den Hafen so gut, das Land so günstig für den Anbau, die Eingeborenen so lenksam, daß er der holländischen Regierung den Vorschlag machte, einen militärischen Posten anzulegen. Der Plan gedieh 1652 zur Ausführung. Riebeeke wurde, ohne daß die Engländer ihr früheres Recht geltend machten, Statthalter in der neu erbauten kleinen Festung und erwarb 1655 durch Vertrag mit den Eingebornen einen Landstrich von drei Meilen im Umfange, von der Festung aus gerechnet, für die 100 Ansiedler, die den ersten Stamm der weißen Bevölkerung ausmachten. Dies war der Anfang der Cap-Colonie. Dieser Riebeeke legte den Grund zu der neuen Ansiedlung im Namen des lebendigen Gottes, denn er eröffnete die Urkunde der Besitznahme mit dem nachfolgenden Gebet:

„O barmherziger und gnädiger Gott, unser himmlischer Vater! Weil es Dir gefallen hat, uns zur Leitung der Angelegenheiten der Ostindischen Compagnie zu berufen auf dem Cap der guten Hoffnung, und wir zusammengetreten sind, solche Maaßregeln zu berathen und zu ergreifen, welche die Zwecke der Compagnie fördern, Gerechtigkeit aufrecht erhalten, und wo möglich die wahre, reine christliche Lehre unter diesem wilden und rohen Volke pflanzen und ausbreiten sollen zum Preis und zur Ehre Deines heiligen Namens und zum Besten unserer Dienstherren, — wir aber ohne Deinen gnädigen Beistand dieses Vorhaben nicht auszuführen vermögen: so bitten wir Dich, o barmherzigster Vater, es möge Dir ferner gefallen, selber der Leiter und der Erste in unserm Rath zu sein, und mit Deiner himmlischen Weisheit unsere Herzen so zu erleuchten, daß alle verkehrten Begehren aus unserer Mitte entfernt, unsere Herzen von aller menschlichen Schwachheit gereinigt, und unser Sinn auf das zusammengefaßt werden möge, daß wir in allen unsern Berathungen nichts vorhaben noch beschließen, das nicht zielte auf den Preis und Ruhm Deines allerheiligsten Namens und auf die Wohlfahrt unserer Herren, ohne im Geringsten unsern eigenen persönlichen Vortheil oder Nutzen im Auge zu haben. Diese und andere Segnungen, wie wir sie bedürfen für die Förderung des uns übertragenen Amtes und für unser ewiges Heil, erflehen wir in tiefster Demuth und bitten im Namen Deines geliebten Sohnes, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, welcher uns ge-



Bauernhaus in der Capcolonie.

lehrt und geheißen hat also zu beten: Unser Vater, der Du bist in dem Himmel! Geheiliget werde Dein Name u. s. w."

Also war die Südspitze Africas feierlich eingeweiht, nicht blos ein Stapelplatz zu sein für die holländischen Seefahrer, sondern auch ein Missionsplatz zu sein für die Völker Süd-Africas. Nur zu bald wurde diese Bestimmung vergessen! Jahrhunderte entsetzlicher Greuel mußten über das unglückliche Land dahinziehen, bis dies Testament des frommen Statthalters zur Vollziehung kam. Aber das Saatkörnlein war im Glauben gesät, aufgehen mußte es! —

---

2. Die Entstehung des capholländischen Bauerngeschlechts.

Das Land war gut. Wein, Weizen und Wolle wurden mit Leichtigkeit in großen Massen gewonnen. Das lockte Ansiedler heran. Die holländische Regierung beförderte auf alle Weise die Einwanderung. Freilich sandte sie den ersten Auswanderern auch Frauen aus öffentlichen Arbeitshäusern, und ertheilte den nachfolgenden holländischen Abentheurern bereitwillig große Strecken des für geringen Tand von den Eingeborenen erstandenen Landes.

Einen besseren Zuwachs erhielt die weiße Bevölkerung gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus den französischen Protestanten, die durch Ludwig XIV. nach Aufhebung des Edictes von Nantes um ihres Glaubens willen vertrieben zu Tausenden jenseits des Oceans eine neue Heimath suchten. Der große Gouverneur van der Stel, dessen Regierung der Colonie zuerst festen Bestand verlieh (das Dorf Stellenbosch ist nach ihm genannt), wies ihnen bei Stellenbosch und nördlicher ihre Wohnplätze an. Sie hatten in der Paarl ihre Kirche, zu der viertausend Eingepfarrte gehörten, die nach einander von vier französich predigenden Geistlichen bedient wurden. Der Landstrich, den sie einnahmen, heißt noch heute Franschehoek (Franzosenwinkel), und Namen wie Duplessis, Dutoit, Duvinage, Villiers, Olivier findet man unter den Bauern des Caplandes vielfach bis auf diesen Tag. Doch die französische Sprache ist, seitdem die holländische Regierung das Predigen in derselben verbot, bis auf den letzten Rest ausgestorben. Die Dutoits sprechen ihren Namen so aus, wie er deutsch gelesen klingt. Die Franzosen sind, mit den Holländern gemengt, vollständig Holländer geworden.

Das Gleiche ist mit der großen Anzahl deutscher Ankömmlinge (namentlich Preußen und Hessen und Hannoveraner) geschehen, welche zunächst als holländische Miethssoldaten nach dem Cap gesandt, später im Lande geblieben, mit den Bauern ver-

schwägert, deren Zahl vermehrten. Nur die Engländer, welche freilich viel später einwanderten und deren große Zahl erst mit der englischen Herrschaft das Land betrat, haben ihre Nationalität hartnäckiger behauptet.

Aber aus den angegebenen Nachrichten über die Zusammensetzung der neugebildeten Mischbevölkerung wird man es leicht erklärlich finden, wenn auch in dem Charakter der Capschen Bauernbevölkerung die bestimmtesten, ja die scheinbar kaum mit einander zu vereinbarenden Gegensätze friedlich nebeneinander bestehen. Da einigt sich der kühnste Unternehmungs- und Eroberungsgeist mit flamändischer Seßhaftigkeit und Beharrlichkeit, die gemüthlichste Gastlichkeit und Freundlichkeit mit einer bisweilen alle Begriffe übersteigenden Rohheit gegen die Eingeborenen, die entschiedenste altväterlich ererbte Frömmigkeit und Orthodoxie mit dem planmäßigsten Haß und Verachtung gegen die Mission und ihre Sendboten. Wollte der Geschichtsschreiber nur die eine Seite in dem Charakter der holländischen Bevölkerung einseitig ins Auge fassen, so wäre es eben so leicht, ihr Leben als ein völlig idyllisches, harmloses, beneidenswerthes darzustellen, als andererseits aus ihnen, wie dies auch geschehen ist, ein Zerrbild eines grausamen, gemüthslosen Halbbarbarengeschlechts zu entwerfen.

---

3. Der Capbauer.

Der capsche boer (spr. buhr) hält fest an altererbter Frömmigkeit. Fast in jedem Bauernhause wirst du die holländische Bibel und Willem Sluyter's Gesangbuch, zumeist versehen mit dem Glaubensbekenntniß der dortrechter Synode im Anhange, finden, nicht selten auch Bunyan's Reise oder andere wirklich werthvolle Erbauungsbücher. Und dieselben liegen nicht blos auf dem Tisch, sondern werden, namentlich an Sonntagen, von dem Hausvater vor den versammelten Familiengliedern gern vorgelesen, wozu auch gesungen und gebetet wird. Zu dieser Familienandacht werden in neuerer Zeit auch wohl die farbigen Knechte und Mägde hinzugelassen. Auch auf Reisen nimmt der Bauer sein Predigtbuch mit, und liest es am Sonntag. Dabei ist es freilich vorgekommen, daß ein solcher Bauer die Tage verwechselt hatte, und als ihn sein Freund Sonnabends seine Predigt lesend findet und ihn aufmerksam macht, es sei ja nicht Sonntag, das Buch sofort zuschloß mit den Worten: „den heb ik ja voor niets gebeden."

Da bei der großen Zerstreuung der Bevölkerung (im Anfange mußte von Gesetzes wegen zwischen Bauernhaus und Bauernhaus mindestens eine Stunde Entfernung liegen) die Kirch-

spiele oft über viele Quadratmeilen sich ausdehnten, und die Entfernung zur Kirche für die einzelnen Eingepfarrten oft sehr groß war, so scheute der Bauer hiezu weder Zeit noch Kosten, besoldete den Pastor reichlich, und nahm sich gegen 2—3 Tage Zeit, um wenigstens allmonatlich einmal, oder bei größeren Entfernungen nahm er 2—3 Wochen Zeit, um wenigstens vierteljährlich einmal mit der ganzen Familie den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen (resp. das heil. Abendmahl mitzufeiern). Dazu wird täglich, oft schon vor Sonnenaufgang, ein Morgensegen gehalten mit der Familie, und zu Tische setzt man sich nicht, ohne zuvor ein oft langes Gebet gesprochen zu haben. Kommt ein reisender Geistlicher in das Haus, so wird er mit allen hohen Ehren aufgenommen, und es gilt als selbstverständlich, daß er, so lange er bleibt, der Hauspriester ist, von dem man es gern sieht, wenn er auch täglich seine Predigt hält. Zu dieser werden dann auch die Nachbarn eingeladen. Die lebendigen Früchte solcher Gottesdienste freilich bleiben in vielen Fällen aus.

Der Boer ist überaus gastlich gegen Reisende. Dem, der sein Haus betritt, kommt er, wenn er dazu im Stande ist, sofort mit Erfrischungen entgegen; wenn die Zeit des gemeinsamen Mahls ist, nimmt der Gast ungenöthigt Platz um mitzuessen. In neuerer Zeit freilich wird es auch schon guter Ton, erst zu nöthigen. Dann wartet der Gast auf ein freundlich Wort des Wirths, welches je nach dem Bildungsstande desselben bald so, bald so lautet. Unser Br. Güldenpfennig wurde von einem in der Einsamkeit wohnenden alten Bauern mit den Worten genöthigt: „Klau maar in.“ Nicht selten tritt der Bauer, wenn er einen Fremden vorbeireiten sieht, vor die Thür und ladet ihn auf das herzlichste ein, ob er es sich nicht gefallen lassen will, bei ihm etwas einzutreten. Hat der Gast irgend ein Bedürfniß, so ist der Wirth oder die Wirthin auf das entgegenkommendste bereit, es zu erfüllen. Ist ihm ein Ochs krank geworden im Gespann, so sorgt er für einen neuen, fehlt ihm ein Pferd, so borgt er das seine unentgeltlich — freilich geschieht es dabei auch, daß solcher auf die herzlichste Weise angebotene Dienst als willkommene Gelegenheit benutzt wird, um ein altes unbrauchbares werthloses Stück Vieh gegen hohen Preis an den Mann zu bringen. Dies geschieht dann mit Worten, wie etwa: „Ach, das geht mir doch so sehr nah, daß Du in so großer Noth bist. Wie leid thut es mir doch, daß ich gerade gar keinen Ochsen übrig habe, den ich Dir geben könnte. Und wenn Du mein leibhafter Bruder wärest, ich könnte nicht helfen. Aber es ist ja doch Christenpflicht, daß ein Mensch den andern nicht in Verlegenheit läßt. Ich muß doch einmal nachsehen.“ Damit geht der Bauer hinaus, sucht eine halbe Stunde und kommt mit der Nachricht zurück: Ja da habe

ich einen prächtigen schönen Zugochsen, er ist unter Brüdern seine 10 Pfund werth, ich misse ihn ungern aus meinem Gespann, aber man muß denken, daß man ja auch in Noth kommen kann, und Hülfe von anderen ansprechen muß; so will ich ihn Dir für acht Pfund lassen." Und hernach ist das alte steife Thier in der That keine drei Pfund werth.

Bist du verirrt, und kommst bei Nacht an ein Bauernhaus, so wird der Wirth mit großer Freundlichkeit und ohne Murren dem weißen Fremdling sein Haus öffnen, ja er ist im Stande, ihm sein eigen Bett, aus dem er eben aufgestanden ist, zu überlassen, und sich auf die Bank zu legen, wenn er nicht mit einem zweiten dienen kann.

Seine Orangenbäume erndtet der Bauer selten ab bis auf die letzten Früchte. Gern läßt er etliche hängen, oder bewahrt sie an Zweigen im Keller für den Fall, daß etwa in der Nähe jemand erkranken, oder ein besonders lieber Gast kommen sollte, den er damit erquicken kann. Und wäre solcher Kranker auch ein Hottentott, der Bauer bezähmt sich, und giebt sie ihm zur Labung.

Für Herberge und Beköstigung wird dabei nie eine andere Entschädigung als ein schöner Dank erwartet. Braucht der Gast aber Futter für seine Pferde, dann wird ihm der Hafer nicht selten für das Doppelte des Werths angerechnet.

Da der Bauer und die Bauernfrau sich mit einer möglichst großen Zahl farbiger Dienstboten umgiebt, so bleibt für ihn selbst meist nicht mehr Arbeit übrig als die Aufsicht, die Jagd und das „Keuren." Letzteres liebt der Bauer aber überaus sehr. Dazu sattelt er sein Pferd, oder wenn die Familie mit „keuren" kommt, legt er die Ochsen vor den Wagen, und dann wird der nähere oder entfernte Nachbar besucht. Namentlich wo eine Familienbeziehung stattfindet, und wäre sie auch erst im sechsten oder achten Gliede, oder wo man Jemand eine Aufmerksamkeit schuldig ist, da muß solches „Keuren" von Zeit zu Zeit ins Leben gesetzt werden. Der Besuch dauert je nachdem einen oder mehrere Tage, nie aber weniger als zwei Stunden. Denn Zeit ist gerade kein sehr kostbarer Artikel im Leben des Bauern. Seltene Fälle abgerechnet, bilden Korn, Jagd, Rinder, Sclaven den einzigen Gegenstand der auch wohl durch halbstündige Schweigepausen unterbrochenen Unterhaltung.

Für den strebsamen Deutschen und namentlich für den Missionar, der seine Zeit auf der Goldwaage wiegen muß, giebt es von diesen Besuchen nicht selten peinliche Momente. Er muß ja sehen, daß er mit seinen Nachbaren in gutem Vernehmen bleibt, und dazu gehört auch das „Keuren." Wie es dabei zugeht, da-

von berichtet z. B. unser Miss. Radloff aus dem Jahre 1845 Folgendes:

„Des Sonntags Morgens kommen sie gewöhnlich einige Stunden vor der Predigt; dann muß meine Frau sich zu den Frauen setzen, und wie viel sie sich auch abmüht, um mit der einen oder der andern ein Gespräch anzuknüpfen, so erhält sie doch nur selten mehr denn ein gedehntes und schläfriges „Ja" zur Antwort. Ich muß mich dann zu den Männern fügen, auch wohl dem einem oder andern, der weit gekommen, sein Pferd in den Stall bringen und mit Futter versorgen. Nach der Predigt entfernt sich der größte Theil wieder, einige bleiben aber sitzen, dies ist dann das Zeichen, daß sie mit uns essen wollen. Der Tisch ist gedeckt; wir fragen, ob sie gefälligst mit uns wollten ansitzen, und ohne auch nur ja, oder irgend ein Wort zu sagen, stehen sie dann auf, und setzen sich an den Tisch. Während des Essens müssen wir dann wirklich viel Geduld und Nachsicht haben; bieten wir z. B. dem einen oder dem andern etwas an, dann antwortet man im platten Dialect: „wach mar ik zal krygen" (warte nur, ich werde kriegen), und gleich darauf langt er in eine Schüssel, nimmt sich selbst ein Stück, schneidet sich davon ab, und legt, was er nicht will, wieder zurück. Bald nach dem Essen verabschieden sie sich, ohne auch nur ein Wort von Dank zu sagen. Meine Frau muß also jeden Sonntag auf Gäste eingerichtet sein; ja wir hatten schon 10—12 am Tisch, und wohl gerade dann, wenn wir am wenigsten darauf rechneten. Einige senden uns wohl hin und wieder einiges Fleisch und Gemüse, aber die Mühe ist darum doch, und das gerade am Sonntag. In der Woche habe ich die meisten Abhaltungen; oft schon früh bei unserer Morgenandacht kommt ein oder mehre Bauern, und versäumen oft Stunden lang; ein anderer kommt, und will Geld leihen; ein anderer Medizin haben; auch einer, der etwas zu verkaufen hat; dann kommt auch wohl ein Brief, worin ich ersucht werde, einige Leute zu miethen; dann wieder ein Bote, der mich zu einem Kranken ruft: nun gesattelt, und dorthin. Komm' ich zurück, dann trifft es sich oft, daß schon ein Handelsmann oder sonst ein Reisender gekommen; der verweilt dann wohl, bis die Sonne untergeht; nun weiß man, daß er die Nacht über bleiben will, und meine liebe Frau hat also für ihn einzurichten. Am andern Morgen nach dem Frühstück reist er ab; „guten Tag, ich wünsch' Gesundheit", das ist Alles, was er sagt, kein Wort von Dank. Wir haben schon Wochen lang jeden Abend zu beherbergen gehabt. Würde ich es nicht thun, dann würde ich bald als ein Geiziger oder Hochmüthiger in der Colonie ausgeschrieen werden, denn so ist einmal der Gebrauch."

Alles kannst du vom Bauer erlangen, wenn du die Kunst des mooi praaten's (Schön Reden) verstehst, d. h. wenn du es

verstehst, dem Bauern in seine Lieblingsgedanken, Neigungen und Vorurtheile hinein zu folgen und dich dann mit der Miene der vollständigsten Uebereinstimmung auf seine Seite stellst, in ihm auch die Meinung erweckst, als haltest du ihn für einen ganz vortrefflichen Mann, auf dessen Freundschaft du hohen Werth legst. Wer das versteht, kann vom Bauer alles erlangen. „Den schönen Ochsen hat Papa verkauft?" so redet der erwachsene Sohn den Vater an, „und das Korn hat Papa auch nicht theurer verkauft, da der Mann doch in so großer Noth war?" — Ja, sagt der Bauer, vielleicht sich nachträglich selbst etwas ärgernd, aber was sollte ich machen? „die Keerl heeft mooi gepraat." Oder die gestrenge Hausehre vermißt das schöne Reitpferd oder die prächtige Kuh: „Vater, wie konntest Du das denn hingeben?" Ja, lautet die Antwort, „die Keerl heeft mooi gepraat;" und dieses Argument gilt selbstverständlich bei allen Theilen als das letzte durchschlagende, gegen welches nichts weiter einzuwenden ist. Dabei versteht freilich der Bauer auch seinerseits bei passender Gelegenheit sich ebenso gut auf das mooi praaten für seinen eigenen Vortheil.

In seinem Hause lebt der Bauer nebst seiner nooi (Hausfrau) als völlig unumschränkter Gebieter, gegen dessen Willen Niemand etwas sagen darf. Das Schepsel (den schwarzen Knecht oder Magd) sieht mancher von ihnen gar nicht als einen Menschen an. Daß das Schepsel auch Ansprüche haben könne auf freien Willen, oder auf irgendwelche andere Rücksichten, als daß ihm so viel Essen und Kleidung gegeben wird, als nöthig ist, um ihn bei Arbeitskräften zu erhalten, das dünkt ihm ein verwunderlicher Gedanke. Es ist in seinen Augen (namentlich in früherer Zeit, so lange noch die Sclaverei bestand) ein Stück Waare, „zwarte goed", dem er viel weniger Aufmerksamkeit schuldet, als seinem Rindvieh und seinen Pferden.*) Diese Dienstboten müssen dann alle Arbeit verrichten. Der Bauer behält das Commandiren. Aber während von außen angesehen, derselbe fast mit Nichtsthun seine Zeit ausfüllt, so hat er dennoch die Augen überall, wo sie sein müssen, und kommt mit seiner beneidenswerthen Ruhe in seiner sich von Jahr zu Jahr hebenden Wirthschaft viel weiter, als sein neueingewanderter Nachbar, der sich in Vielgeschäftigkeit aufreibt. Denn er versteht die Natur des Landes aus dem Grunde, und weiß sie auszunutzen.

Auf der Reise schreckt der Bauer vor keiner Schwierigkeit zurück. Die Abgründe, an denen der schmale Weg vorüberführt, mögen noch so schwarz und schwindelnd gähnen; der Bauer

*) Diese Seite im Bauernleben (die finstere Nachtseite) zu schildern, behalten wir uns auf ein späteres Capitel vor.

bindet einen Strick an die andere Seite des Wagens und hält denselben in der Schwebe, bis die gefährliche Stelle überwunden ist. Oder der Moder mag noch so tief sein, der Wagen mag noch so unbeweglich sich festgefahren haben, — freilich kostets dann etliche Tage Zeit — aber schließlich kommt er doch hindurch. Der ungebahnte Gebirgsweg mag Stellen haben, die unüberwindlich scheinen, der Bauer legt ein Spann Ochsen nach dem andern vor, und hinüber gehts mit den schwersten Lasten. Der Fluß mag noch so voll sein, die Ufer noch so steil. Freilich einige Wochen Wartens läßt er sich nicht verdrießen, bis das Wasser abgelaufen oder die Uferränder abgegraben sind; aber der Bauer kommt endlich, und wenns nach Monaten wäre, doch zu seinem Ziel. Bei alledem bewahrt er seine unermüdliche Ruhe und Zähigkeit.

Ein anderes Gesetz über sich zu erkennen, als seinen eigenen Willen, oder das gemeinsame Uebereinkommen einer ganzen Sippschaft, so weit dasselbe jedem Einzelnen Vortheil bringt, ist dem Bauer ein unerträglicher Gedanke. Kein größerer Gegensatz, als der Bauer mit seiner patriarchalischen Unabhängigkeit und das mit der englischen Herrschaft hereingekommene Advokatenwesen und die gemeinsamen Landeslasten. Die werden dem ernsten alten Capbauer so unbequem und ungemüthlich, daß er lieber Haus und Hof verkauft oder auch wohl unverkauft stehen läßt, seine Habe zusammenpackt und in die unabhäugigen Steppen des Nordens zieht, um sich von Neuem einzurichten. —

Auf der Jagd ist der Bauer kaltblütig und unerschrocken. Den Löwen läßt er auf 8—10 Schritt ruhig herankommen, und jagt ihm dann die fast nie fehlende Kugel durchs Gehirn. „Now heb ik jau“, sagte der alte Dutoit zu einem mächtigen Tiger, den er vom Lager aufgestört hatte, und der es vorzog, auf die Hinterpfoten aufgerichtet mit den Vordertatzen den auf ihn ruhig losgehenden Bauer abzuwehren: „Now heb ik jau!“ und damit umfaßt er ihn mit seinen riesigen Armen, läßt sich auch gelegentlich zerkratzen und zerbeißen, hält aber fest, bis sein Jagdgefährte dem mächtigen Thier das Messer durchs Herz gebohrt hat.

„Was müssen wir nun thun?“ fragt ein Bauer seinen Jagdgefährten, als die von ihnen verfolgte Spur der Hyäne vor einem dunklen Loch endete. Ja, Nachbar, lautete die Antwort, „ik zal afklimmen“, ich werde hinabsteigen, ihr einen Strick um den Hals binden, en gy moet hem uittrecken. Und wie gesagt, so gethan.

Den Strauß ereilt der Bauer auf wildem Roß ungestüm reitend, bis er ihn mit dem Knittel — und ist dieser nicht zur Hand, mit dem während des Reitens losgelösten Steigbügel er=

schlagen kann. Daß dabei Roß und Reiter stürzt und sich überschlägt, kommt vor; aber selten verunglückt der letztere; er ist auch dafür vorbereitet.

Der Herausgeber fragte den Bauer Gert Lottering: „Bist Du auch schon einem Löwen begegnet?" — „O ja, sehr oft." — „Hast Du Dich nicht vor ihm gefürchtet?" — O, ob ich einem Löwen begegne oder einem Hund, das ist mir gleich?" — „Was thust Du denn, wenn Du einem Löwen begegnest?" — „den kyk ik hem aan, en hy kykt my aan, en den ga ik voorby." — „Aber wenn er nun böse wird, und auf Dich springt?" — Ja, den is dat een ander Zaak, den is orlogh (Krieg) tuschen us (zwischen uns), den schiet ik hem doot!" Und das thut er mit aller Kaltblütigkeit, ohne im Geringsten zu meinen, daß er ein besonderes Heldenstück gethan hätte. — Derselbe Bauer erzählte, daß ihn einst der Löwe vom Feuer weggeschleppt gehabt hätte, zweihundert Schritt weit. Er hätte ihn am Arm gepackt und so weggetragen. — „Und wie kamst Du wieder frei?" — „Myne Kaffers zyn gekomen met de vuurbranden (Feuerbränden) en hebben hem geklopt, daar heeft hy my los gelaten."

Ebenso kaltblütig wie auf der Jagd, ist der Bauer im Kriege. Im Besitz guter Feuergewehre und zuverlässiger Pferde scheut ein Bauernkommando von etlichen Hunderten nicht, die 20—50000 Mann starke, in Regimentern eingetheilte, wohlexercirte Armee des durch ganz Afrika gefürchteten Zulukönigs Tschakka oder des Matabelenthrannen Moselekazzi anzugreifen. Er reitet auf Schußweite heran, giebt seine wohlgezielte Salve, reitet spornstreichs wieder aus Schußweite, um zu laden, schießt wieder, und wiederholt dies Manöver so geschickt, daß Tausende der Feinde gefallen sind, ohne daß ein einziger Bauer verwundet wäre. Dann, wenn der Schrecken die Reihen der Schwarzen ins Wanken gebracht hat, erlegt er ebenso viele auf der Flucht. Werden bei einem Commando gegen die Schwarzen vielleicht 3—4 oder gar 10—12 Bauern getödtet, so hat der commandirende General wohl eine Anklage zu erwarten, daß er so „unvorsichtig" commandirt habe. Kämpft der Bauer gegen einen weißen Feind, so ist sein Hauptbestreben, die Stellung so viel als möglich so zu nehmen, daß ihn keine Kugel treffen kann. Denn „Menschenblut" ist ihm ein sehr kostbares Gut (das Blut der Schwarzen achtet er nicht für Menschenblut). Mit bloßem Manövriren kann man ihn leicht zur Flucht bringen. Man muß nur Sorge tragen, ihm eine Oeffnung zu lassen, wo noch die Flucht möglich ist. Findet er die nicht, so kämpft er ebenso kaltblütig bis auf den letzten Mann und die letzte Kugel, und verkauft sein Leben sicherlich nicht billig.

Der Bildungsstand des Bauern ist im Durchschnitt nicht sehr hoch. Ihm fehlt nicht so sehr das Bedürfniß und Verlangen, als vielmehr die Gelegenheit, seinen Kindern eine Erziehung zu geben. Lehrer sind knapp, Anstalten wenige im Lande. Im Lesen und Schreiben und Rechnen, sowie im Singen der Kirchenlieder unterrichtet er selbst, oder ein brodlos gewordener Nachbar, desgleichen auch in den nöthigen Vorkenntnissen für die Confirmation bis in die letzten Wochen, wo zu diesem wichtigen Akt die Lücken durch einen freilich auch oft genug mangelhaften Unterricht des Geistlichen ausgefüllt werden, in dessen Nähe man den Jüngling oder die Jungfrau unterbringt.

Insgemein hat der Bauer ein Gefühl davon, daß ihm an Bildung etwas abgeht, und hat großen Respect vor den Gebildeteren. Vor allem hoch steht in seinen Augen der Prädikant, der Geistliche, der Domine, d. h. wenn er für die Weißen angestellt ist. Den Missionar, der nur für den Dienst der armen Schepsels bestimmt ist, hält er für einen Menschen, an dem wohl nicht viel sein muß, weil er keine höhere Lebensaufgabe gefunden hat. Ein gewisses Maaß von geselliger Bildung verlangt aber auch der ungebildetste Bauer von dem andern. Der Vorwurf, onbeschaafd (unpolirt, ungebildet) zu sein, wiegt in den Augen des Bauern fast schwerer, als jeder andere, den man ihm machen möchte.

Die vorstehenden Züge mögen genügen, um eine Anschauung über dasjenige Material zu gewähren, dessen der Herr sich bediente, um Südafrica der Civilisation und dem Evangelio zu öffnen. Hinzufügen müssen wir freilich, daß in dem Maaße als die alles glättende Cultur das Land überzogen hat, — namentlich in den größeren Städten und in den altbebauten Gegenden, die oben gezeichneten Charakterzüge sich auch je mehr und mehr verwischen. Mancher Bauer schreitet heute schon auf der Höhe der Zeit, hat elegant ausgestattete Zimmer und Geräthe, Clavier und Bibliothek und Bilder an der Wand, Nippsachen auf dem Tisch und kostbare Teppiche auf dem Boden und liebt es, geistvolle Gespräche mit gebildeten Leuten zu führen; mancher hält sich für seine Kinder einen Hauslehrer, der andere für seine Schwarzen eine Schule —. Darüber geht dann freilich auch mancher gute alte Zug von Gastlichkeit, Bekenntnißtreue und Gutmüthigkeit verloren, Unglaube, Neuglaube, Afterbildung, politische Hohlrederei treten an die Stelle. Je mehr nach Norden, und je mehr in der abgeschlossenen Einsamkeit, desto mehr hat der Cap-Bauer sein ursprüngliches Gepräge bewahrt. —

4. Die Ausbreitung der weißen Bevölkerung über große Landesstrecken.

Von der Zeit ab, wo die Holländer unter Riebeek am Cap festen Fuß gefaßt hatten, wuchs die weiße Bevölkerung lavinenartig über das ganze Land. Die Hottentotten verkauften eine Strecke nach der andern gegen werthlosen Tand oder gegen Branntwein. Späterhin, als ihre größere Zahl die Bauern sicher machte, so daß sie an Stelle des friedlichen Verkehrs Willkührlichkeiten, Gewaltthätigkeiten und rohen Uebermuth treten ließen und dadurch die Hottentotten zur Gegenwehr reizten, wurden Militärposten gegen dieselben gelegt, und der arme Ureinwohner genöthigt, das Land zu verlassen, oder von Bergklüften und Höhlen aus ein Raubleben zu führen, wenn er nicht Sclave des weißen Eindringlings werden wollte. An die Stelle der Hottentottenkraale traten stattliche, wohnliche einstöckige Steinhäuser. Die Bauern maßen in der ersten Zeit nicht selten die Größe ihres Grundstückes nach den Grenzen ab, die ihnen ihr Gesichtskreis darbot.

Sie waren entweder Kronbauern oder Viehbauern oder Trekbauern: Die ersteren bildeten den seßhaften Theil der Bevölkerung, die zweiten bedurften größerer Strecken Weidelandes, die letzten begnügten sich, ein Wanderleben führend, diejenigen Strecken abzuweiden, die noch nicht von anderen in Besitz genommen waren. Doch wehrte ihm auch der bereits seßhafte Landbesitzer nicht, gegen eine geringe oder auch gar keine Entschädigung die unbenutzten Weideflächen seines Besitzes in vorübergehenden Gebrauch zu nehmen. Manche Bauern sind ihr ganzes Leben hindurch trekboers geblieben. Weil ein Gesetz ausdrücklich vorschrieb, daß zwischen einem Bauernhaus und dem seines Nachbars mindestens eine Stunde Entfernung sein müsse, so nahmen die besetzten Landstrecken einen ungeheuren Umfang an, ganze Grafschaften wurden von der Regierung an ausgediente Beamten oder Miethssoldaten verschenkt.

Das also dünn bevölkerte Land wurde in Distrikte vertheilt. Eine gewisse Anzahl Bauern wurde unter einen Feld-Cornet, und eine Anzahl Feldcornets unter einen Landdrosten gestellt. Für jeden einzelnen der zwölf ungeheuren Distrikte wurde ein Geistlicher angestellt. Das Bekenntniß der reformirten Kirche wurde Staatsreligion. Die Kirche oder die Wohnung des Landdrosten wurde der Mittelpunkt, von dem aus sich die ersten Dörfer oder Städte bildeten, welche in den Gesammtverkehr des Landes neues Leben hineinbrachten.

Den Hottentotten gegenüber war es den Bauern ein Leichtes, durch List und Gewalt das Land sich anzueignen bis an die Ufer

des von Osten nach Westen ein Stück Africas von der Größe Deutschlands abschneidenden Oranje-Flusses. Als sie aber die Ostgrenze in gleicher Weise ausdehnen wollten, fanden sie einen unerwarteten Widerstand in dem eben so tapfern und starken, als kriegslustigen Volke der Kaffern. Da ging es ohne blutige Kämpfe nicht ab, bis im Jahr 1780 mit den Kaffern ein Vergleich geschlossen wurde, der den großen Fischfluß als Grenze festsetzte.

So weit war die Besitznahme des Landes seitens der holländischen Bauern vollendet, als Gott der Herr mit ihnen Abrechnung hielt von wegen der weiter unten zu berichtenden himmelschreienden Blutschuld, die auf dieser ersten Vorgeschichte lastete. In dem Kriege mit der französischen Republik, der damahls Holland einverleibt war, gab der Herr den Engländern den Sieg, daß dieselben im Jahr 1795 das ganze Capland unter ihre Botmäßigkeit brachten und zu einer englischen Colonie umgestalteten. Dieselben sind mit der kurzen Unterbrechung der Jahre 1802—1806, wo die Holländer noch einmal das Land wiedergewannen, Herren geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Pariser Frieden 1814 sicherte ihnen den Besitz. Ein Gouverneur regierte im Namen des Königs zuerst ganz selbstständig, bis im Anfange der funfziger Jahre seine Macht durch ein Parlament beschränkt wurde.

Die Engländer überkamen mit den Bauern zunächst die schwere Aufgabe, den Kampf gegen die Kaffernnation zu Ende zu führen, welche in starker Vermehrung begriffen, von dem Norden nach dem Süden vorrückend, bereits die Hottentotten und Buschmänner an der Ostküste vor sich hergeschoben hatten. Am großen Fischflusse begegneten sich die beiden Völkerfluthen, die der Kaffern von Norden her andringend, und die der weißen Colonisten, nach Norden zu eben so unaufhaltsam ihre Vorposten vorschiebend. Der oben erwähnte Vergleich von 1780 bildete keinen haltbaren Damm. Beständig strömten Kaffernhorden plündernd, sengend und also Gottes Gerichte übend in die Grenzdistrikte der Colonie und zwangen die Colonisten zu ernster Gegenwehr und neuen Eroberungen.

Es bedurfte für die Engländer einer ganzen Reihe von Kriegen mit dieser gewaltigen und gewaltthätigen Nation, zunächst um die Grenze des Fischflusses festzuhalten, sodann um sie von derselben wegzudrängen. Wir werden im späteren Verlauf dieser geschichtlichen Darstellung sehen, wie die Engländer zunächst den Distrikt Albany bis zum gr. Fischfluß, dann den Distrikt Victoria zwischen Fischfluß und Kaiskamma den Kaffern abnahmen, dann sie aus den Amatolebergen vertrieben und das Land zwischen Kai- und Kaiskammafluß annektirten und daraus eine eigene Colonie unter selbstständiger Regierung machten, wie sie aber das Land jenseits

des Kai einstweilen aus politischen Gründen den freien Kaffern überließen bis an die Grenzen von Natal heran.

Eine anderweitige Ausdehnung der weißen Bevölkerung ging von den Holländern aus, die nach Aufrichtung der englischen Macht es unerträglich fanden, sich unter deren gesetzliche Einrichtungen zu beugen, und sich namentlich in ihrer Willkühr und Tyrannei gegen die armen Schwarzen Schranken setzen zu lassen. Es war ihnen unleidlich, daß 1828 die Hottentotten von allen Zwangsdiensten freigesprochen und ihnen gleiche Rechte mit den Weißen eingeräumt, und daß am 1. December 1834 alle Sclaven gegen Entschädigung freigelassen wurden. Da sie zu schwach waren, den Engländern Widerstand entgegen zu setzen, blieb ihnen nichts übrig als „trecken." Der Weg, wohin, war ihnen gewiesen. Die unwirthliche, sandige, felsichte Westküste bot nichts dar, was einen Bauer reizen konnte. Eher ließ sich schon etwas anfangen mit den großen Weideplätzen zwischen Orange- und Vaalfluß. Aber die Kühnheit der Trekbauern blieb bei dieser Grenze nicht stehen. Wahrhafte Heldenzüge wurden von den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts an unternommen über den Vaalfluß hinaus, um das fruchtbare Land nach Norden zu bis an den Limpopo theils kennen zu lernen, theils mit Waffengewalt zu unterwerfen.

Die Einzeldarstellung dieser für die Geschichte Südafrica's so bedeutsamen Züge einer späteren genaueren Darstellung vorbehaltend, bemerken wir hier nur einstweilen, daß von den dreißiger Jahren an das den Griqua damals gehörende Land zwischen Oranje- und Vaalfluß mit einzelnen, von Jahr zu Jahr sich mehrenden Colonistenbauern sich bevölkerte, welche zuerst von der Obrigkeit der Griquahottentotten geduldet, und dieselbe als Obrigkeit anerkennend sich seßhaft machten, bis sie an Zahl stark genug geworden die Spitze gegen ihre früheren Oberen kehrten. Sie hatten indeß noch nicht es zu einer organisirten Staatenbildung gebracht, als die Engländer, gewahrend, daß das Land fruchtbar und einträglich war, die Hand auf sie legten und unter dem Namen der Sovereignity einen eigenen Staat gründeten, der unter der Oberleitung eines englischen Residenten eine Art Anhang zur Capcolonie bildete. Ein Versuch der tapferen Bauern unter Andries Pretorius und Willem Jacobs, mit den Waffen in der Hand ihre Unabhängigkeit zu wahren, scheiterte durch die Niederlage bei Boomplaats 1848, und von da ab ist auch das Land zwischen Oranje- und Vaalfluß als organisirter Staat der südlichen Colonie hinzugefügt. Wie die Engländer, als die gehofften Vortheile mit den verwandten Mitteln nicht in Einklang standen, die Sovereignity (1853) wieder aufgaben, und wie aus dem Lande dann ein Bauernfreistaat wurde, und wie die zwischen diesem Freistaat und der Colonie wohnenden, zu einem geordneten Staatsgebilde erstarkten

Griquahottentotten allmählich dem übermächtigen Einfluß ihrer weißen Nachbaren erlagen, bis sie ihre Wohnsitze völlig verließen, das alles gehört der geschichtlichen Darstellung an, die wir von der Entwicklung unserer Berliner Mission zu geben vorhaben, und wird daher seiner Zeit ausführlicher beschrieben werden.

Die Niederlage bei Boomplaats wurde für die Unabhängigkeitsparthei unter den Bauern der Sovereignity das Signal, wieder gen Norden zu trekken, und jenseits des Vaalflusses eine neue Bauernrepublik zu bilden. Diese ist von den Engländern bis heute noch unbehelligt geblieben, obgleich der betreffende Vertrag ihnen Hinterthüren genug offen hält, durch welche sie im günstigen Moment eindringen können. Und dieser günstige Moment wird sicherlich dann gekommen sein, wenn das Land dicht genug mit Ansiedlern bedeckt sein wird, um als Colonie zu rentiren.

Ein anderer Trupp von Trekboers wandte sich in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts von dem Quellengebiet des Vaalflusses im riesigen Drakengebirge östlich, um in das fruchtbare Natalland hinabzusteigen, welches sie durch die verheerenden Kriegszüge der Zulufürsten Tschakka und Dingaan verödet und verwüstet fanden. Es ging nicht ohne blutigen Zusammenstoß ab, in welchem 1838 die Macht der Zulufürsten durch die Bauern gebrochen wurde. Aber kaum hatten diese begonnen, sich in dem eroberten Lande festzusetzen, als die Engländer sie wiederum mit ihrer militärischen Obergewalt sich unterthänig machten, und das Land 1843 für eine englische Colonie mit selbständiger Verwaltung erklärten. Viele Bauern verließen damals ihre soeben gewonnenen Plätze, um die Ansiedlerschaar der Transvaalrepublik zu verstärken.

Also sind die Grenzen des von Weißen und Christen eingenommenen und besetzten und mehr oder weniger in staatliche Ordnung gebrachten Gebiets in Südafrica entstanden. Der südliche Theil zwischen dem 35. und 28. Grad S. B. und 34. und 29. Grad östl. Länge von Ferro bildet die gegenwärtig unter selbstgewähltem Parlament und englischer Obrigkeit stehende Capcolonie, im Norden begrenzt vom Oranjefluß, im Osten vom Kaifluß und dem Drakengebirge. Zu dieser Colonie ist im Jahr 1869 auch das gebirgige Quellengebiet des Oranje und Caledon in der Weise hinzugeschlagen, daß der Bassutokönig Moschech, von den Holländern des Oranjefreistaats gedrängt, Schutz und Oberhoheit der Engländer nachsuchte und erhielt. Der östliche Theil des Caplandes, nach Osten vom Kai, nach Westen vom Kaiskamma (früher vom großen Fischfluß) begrenzt, bildete bis vor wenigen Jahren eine selbständige englische Militärkolonie unter einem eigenen Gouverneur. Er führte den Namen british Kafraria (Brittisch Kafferland), ist aber seit einigen Jahren mit

Aufhebung seiner selbständigen Verwaltung zur Cap-Colonie geschlagen worden.

Nach Nordosten vom Kaifluß aus ist ein etwa 60 Meilen langer und 40 Meilen breiter Küstenstrich von den Engländern einstweilen im Besitz der freien Kafferstämme gelassen; das dann folgende etwa 70 Meilen nach Nordost sich erstreckende bis an die gewaltigen Höhen der Drakenberge reichende Küstenland bildet die englische Natalcolonie.

Das Land dagegen zwischen Vaal- und Oranjefluß bildet die holländische Bauernrepublik, die den Namen Oranjefreistaat führt; und zwischen Vaal und Limpopo bis über den 23. Grad südlicher Breite hinaus erstreckt sich, nach Osten vom Drakengebirge begrenzt, die Transvaal- oder Südafricanische Holländische Bauernrepublik. Der von Natal aus nach Norden sich ziehende bis zur Breite von 60 Meilen sich ausdehnende Küstensaum zwischen dem Indischen Ocean und dem Drakengebirge ist abermals von freien Kafferstämmen besetzt.

Im vorstehenden haben wir in skizzenhaften Linien die Grenzen desjenigen Gebiets gezeichnet, innerhalb welches der Berliner Missionsgesellschaft ihr Arbeitsfeld von Gott dem Herrn angewiesen worden ist, ein Land, so groß und noch größer, als Deutschland und Frankreich zusammengenommen. Die detaillirte Ausführung unserer Zeichnung wird unserer geschichtlichen Darstellung selbst eingewebt werden; denn die Geschichte unserer Mission ragt zum Theil über die Anfänge jener Staatenbildung hinaus.

Bevor wir jedoch dazu schreiten, die Bevölkerung der verschiedenen südafricanischen Stämme, deren Bekehrung wir uns zum Ziel gesetzt haben, nach ihren einzelnen Gruppen und ihrer Besonderheit zu beschreiben, wird es wünschenswerth sein, zuvor ein Bild des von ihnen bewohnten Landes hinzuzeichnen.

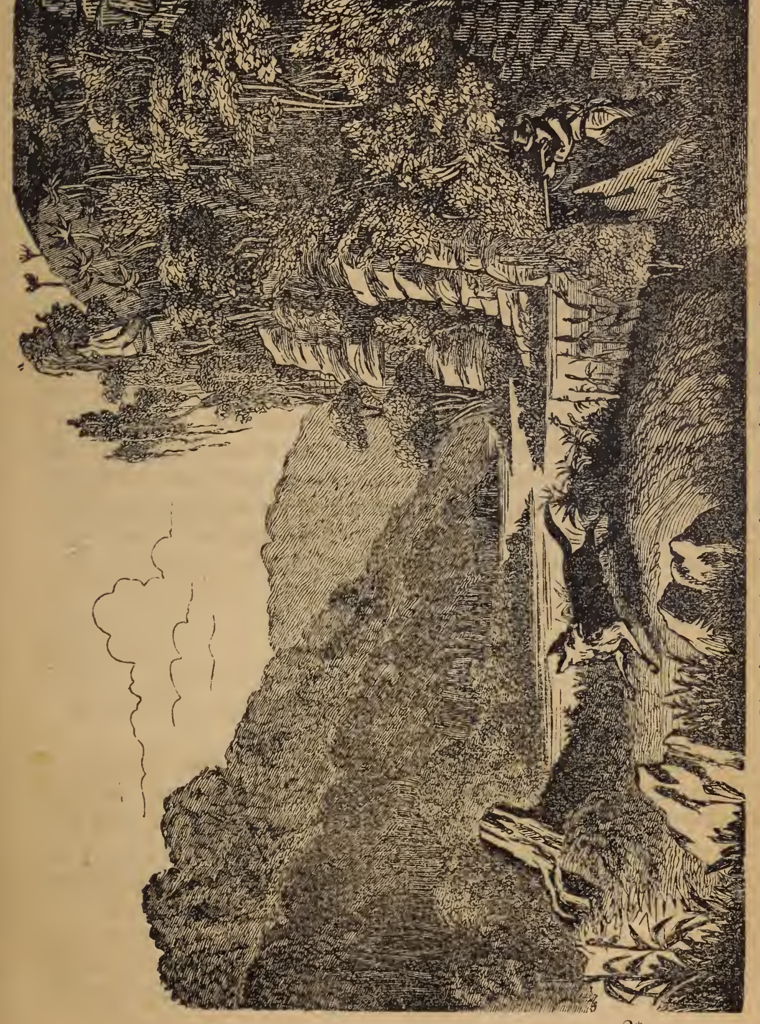
---

5. Der Charakter des Landes.

Der Seefahrer, welcher die etwa 100 deutsche Meilen von Westen nach Osten sich erstreckende Südküste Africas zwischen Capstadt und Port Elisabeth befährt, hat nicht blos mit viel Sturm und Unwetter zu kämpfen, sondern kann sich nicht einmal mit Sicherheit auf seinen Compaß verlassen, weil die eisenhaltigen Felsmassen der Küstengebirge die Magnetnadel oft abweichen lassen. Die wenigen Häfen sind in Sturmeszeit kaum als Bergeort zu erreichen, weil ihr Eingang enge, und durch Felsklippen und Untiefen sehr gefährlich ist. Am meisten benutzt werden

die Simonsbai, Port Beaufort, die Mosselbai, die Plettenbergbai und die Algoabai bei Port Elisabeth.

Dem Seefahrer scheint es, als ob die gewaltigen zackigen Gebirgsrücken bis an die Küste hinanreichen. Dies ist jedoch nur Schein. Vor die erste etwa 3000′ hohe in scharfgezahnten Alpenlinien parallel mit der Küste lang sich hinziehende Kette der Zonderensberge, der Langeberge, der Outeniqua- und Carédoberge lagert sich ein zwei bis acht Meilen breiter ebener Küstenstrich, der,



van Stade's Revier im südlichen Gürtel von Kapland.

von den Ausläufern jener Berge aus bis an den Rand des Meeres überschaut, wiederum das Auge täuscht. Er sieht nämlich aus wie eine große, ebene, grasbedeckte bis an den Rand hin kaum über den Wasserspiegel sich erhebende Fläche, und man ahnt nicht, daß, wenn man wirklich an den Strand will, man noch Thaleinschnitte der Küstenflüsse von 2—300′ Tiefe zu bewältigen hat. Der Südrand der Gebirgsreihe ist in großartige Felsschluchten gespalten, die zum Theil mit großen Strecken mächtiger Urwälder noch im Anfange dieses Jahrhunderts bestanden waren. Die aus ihnen der Küste zueilenden Flüsse lagern daher in ihren Thälern nicht selten Strecken guter Dammerde ab, deren Fruchtbarkeit bei geschützter Lage die der Nilebene Egyptens erreicht.

Uebersteigt man den Südrand des ersten Parallelgebirges, so hat man nicht etwa, wie gewöhnlich angenommen wird, eine Ebene, sondern eine ganze Reihe von neuen Gebirgszügen vor sich, die mehr oder weniger breite, zumeist von West nach Osten sich erstreckende Querthäler bilden, von denen die Langekloof durch ihr fast europäisches Klima sich auszeichnet. Das Ende dieses gebirgigen Landes bildet das ebenfalls von Ost nach West sich ziehende, bis zu 7000′ steigende Zwaarteberg-Gebirge, dessen Pässe Felsgebilde von großartiger Kühnheit und Wildheit zeigen. Erst jenseits der Zwaarteberge eröffnet sich ein wohl 20 Meilen breites Hochland, die Karroo, welche mit wenigen Abwechselungen sich 60 deutsche Meilen von Osten nach Westen hinzieht, und im Norden von einer neuen Gebirgsreihe begrenzt wird, deren Spitzen bis zu 8500′ sich erheben. Uebersteigt man diese Bergreihe (die Roggeveld, die Nieuweveldberge und Sneeuwberge), so senkt sich das Land nur wenig. Man befindet sich auf der gewaltigen nur durch etliche zerstreute Bergkuppen und Bergreihen unterbrochenen innerafricanischen Hochebene, welche nach dem Oranjefluß hin ein wenig abfällt, und von diesem und dem Vaalfluß aus wieder bis zur Höhe von 5—6000 Fuß steigt. In ähnlicher Abstufung gliedert sich das Land an der Ostküste von Kafferland aus, wo die Winterfeld- und Amatoleberge, und von der Natalküste aus, wo die mächtigen, im Quellgebiet des Oranje- und Vaalflusses die Höhe von mehr als 10,000′ erreichenden Gebirgszüge des Ukachlambe- oder Drakengebirges die Scheide bilden zwischen dem terrassenförmig sich abdachenden Küstenland auf der einen, und dem bis zu 6000′ steigenden hügel- und wellenförmigen innern Hochlande Africas. Auch die Westküste steigt in ähnlicher Weise auf, nur daß die Gebirgszüge minder schroff und gewaltig und minder augenfällig gegliedert Stufenland und Hochland voneinander scheiden.

Das Land ist nichts weniger als arm an Naturschönheiten. Der Blick vom Tafelberg bei der Capstadt aus gewährt ein reiches,

vielfach gegliedertes Panorama von Vorgebirgen, Baien, Insel und Landschaft. Eine Reise von Georgstadt nach der Kneisna (an der Südküste), oder durch die pittoresken Schluchten der Winterberge im Kafferland, oder durch die riesigen Felsgebilde der Zewenweekspoort in den Zwaartebergen bei Amalienstein, der Koch-



Zewenweekspoort in den Zwaartebergen.

mannskloof bei Montague, der Bainskloof bei Worcester, oder eine Besteigung der riesigen Felsklötze des Drakengebirges, oder ein Ritt zwischen den wunderlich ausgezackten oder in den schönsten

malerischen Linien sich hinziehenden Bergrücken des Lolugebirges in Transvaal und der Blauberge in Zoutpansberg würde jeden Landschaftsmaler in Entzücken versetzen. Ja selbst eine Reise durch die langgedehnten Flächen der Karroo oder des Freistaats gewährt durch die theils zuckerhutartig hervorragenden Spitzberge, theils durch die fast gradlinig, häuserdachartig sich hinstreckenden Tafelberge ihren eigenen Reiz. Die Höhlen, z. B. die Cango bei Oudshorn in den Zwaartebergen, die Wonderfontein bei Potschefstrom oder die Mordhöhlen bei Makapanspoort reihen sich durch die Großartigkeit ihrer Hallen, und durch das phantastische Spiel ihrer Tropfsteinbildungen den schönsten der bekannten Höhlen der Erde würdig an. Von pittoresken Wasserfällen erwähne ich nur den Fall des Umgeni in Natal, der eine Wassermasse, wie die der Elbe bei Leitmeritz in einen Kessel von über 300′ hohen senkrechten Felswänden hinab sendet, und den der kleinen Tugela im Drakengebirge, dessen Höhe von Augenzeugen auf 2000′ geschätzt wird.

An Mineralien aller Art ist kein Mangel, namentlich in den nördlicheren Distrikten. Kupfer liefert das Namaqualand und Transvaalien in Ueberfluß, Eisen und Kohle sind im Transvaal mit Leichtigkeit zu gewinnen. Die Magnetshoogde im letzteren Lande erinnert an den fabelhaften Magnetberg. Der sehr stark magnetische Eisenstein wird dort wirklich den Rädern der Bauerwagen ein Hinderniß, indem sich der abgemahlene Staub hemmend um das Eisen des Wagenrades ansetzt. Goldfelder sind ja neuerlichst im Norden entdeckt, und Diamanten am Laufe des Vaalflusses.

Der Pflanzenwuchs ist ebenso überraschend reich, als ermüdend arm, je nachdem du es triffst. Reisest du nach langer regenloser Dürre, so siehst du weit und breit um dich her nichts als öde Flächen von Sand oder Felsgerölle, kahle Felsen und Steinhaufen, bleichen Tod. Kommst du aber im Frühjahr oder nach einem andauernden Regen, so breitet sich vor dir ein Teppich aus von dem schönsten grünen bis 6 Fuß hohen Grase, oder von den seltensten und in schönster Farbenpracht strahlenden Blumen, namentlich Fettpflanzen und Liliengewächse. Wälder giebt es nur noch wenige, an der Südküste im Distrikt Georg, in Kafferland und Natal. Da zeigt der Urwald mit seinen langen, von riesigen Bäumen herabhangenden oder an ihnen emporkletternden Schlinggewächsen, mit seinen Drapperien von Moosen aller Art und verschiedenartigsten Laubschattirungen sich noch in aller Pracht. Weiterhin dehnen die Flächen sich baum- und strauchlos, nur mit etlichen Mimosen und anderen niedrig wachsenden Bäumen dünn bestanden, vor dir aus, und nur noch die Ränder und Schluchten der größeren Flüsse sind mit kräftigen Bäumen bestanden.

Auch die Thierwelt ist in Südafrica so reich, wie an irgend einem Ort der Erde. Während die weiten Flächen des Hoogeveldes von Antilopenarten aller Art abgeweidet werden, die in Schaaren von Tausenden pfeilschnell dahinbrausen, — Gnu, Springbock, Zebra, Bleßbock, Hartebeest, Elenn, — ist das Gebüsch angefüllt mit Vögeln buntesten Gefieders, die mit melodischem Ruf und Antwort sich locken. In den Klüften haust der gefleckte Tiger und belauert den in großen Rudeln die Felsspalten füllenden Klipdachs (eine Art Murmelthier), oder den in den verschiedensten Arten die Felsschluchten mit seinem gellenden Geschrei erfüllenden Affen. Freilich zieht sich das Wild vor dem Feuergewehr des Ansiedlers bereits scheu in die nördlichen Gegenden zurück, Elefant und Nilpferd kommt nur noch vereinzelt, der Löwe kaum noch in einzelnen Exemplaren im Süden vor. Aber in den nördlicheren Gegenden, in den Buschfeldern des Magalaquenna und des Limpopo und Lepalule werden noch heute von den das Land durchziehenden Jagdgesellschaften auf einem Zug oft Hunderte von Elefanten, Nilpferden, Giraffen und Löwen erlegt, während fast kein einziger Fluß ohne Krokodil, kein Gebüsch ohne Schlangen ist.

Den Ansiedler, der sich den Boden nutzbar machen will, erwarten eben so große Schwierigkeiten, als sich ihm Vortheile darbieten, wenn er erst die Natur des Landes genauer kennen gelernt hat. Das größte Hinderniß ist der Wassermangel und die große Unsicherheit in Betreff des zu erwartenden Regens.

Der Wasservorrath Africas ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in bedenklicher Weise im Abnehmen begriffen. Flüsse, die noch vor dreißig Jahren beständig flossen, liegen heute Monate lang ausgetrocknet da und füllen sich erst nach einem andauernden Regen. Die Quellen werden zum großen Theil in der Nähe ihres Ursprungs bereits so völlig zur Berieselung der unterhalb ihrer angelegten Felder verbraucht, daß sie gar nicht dazu kommen, sich zu Bächen und Flüßchen zu sammeln, wenn nicht ein Regen sie überströmen läßt. Nicht selten ist der Unverstand der Ansiedler selbst der Grund. Nur auf seinen nächsten Vortheil bedacht, steckt er zur Herbstzeit das hochaufgeschossene dürr werdende Gras in Brand, um nach sechs bis acht Wochen in dem frischen Nachwuchs frische Weide für das Vieh zu gewinnen. Diese Grasbrände, welche sich bisweilen über Quadratmeilen, ja über ganze Distrikte todtbringend hinziehen, vernichten auch die wenigen Ueberreste von Wäldern, oder die aufkeimenden Gesträuche so vollständig, daß die immer kahler werdenden Gebirge weder den Regen anziehen, noch nachhaltige Wasserbehälter darbieten. Schiffbar ist kein einziger von den Flüssen Südafrica's. Gestattet es die Beschaffenheit des Bodens, das Wasser einer

Quelle also aufzufangen, oder das eines Flusses also auszuleiten, daß man Ackerflächen mittelst Berieselung beständig bewässern kann, so geben dieselben einen überraschend reichen Ertrag. Aber die Quellen sind selten, und der Lauf der Flüsse zumeist so tief, daß eine Ausleitung unmöglich ist. Da hilft sich der Colonist wohl mit Anlegung von Dämmen, die er in einem Thalkessel dem Wasserlauf des Regens entgegen stellt, so daß er hinter ihnen einen kleinen Teich oder See sich aufstauen läßt, dessen Wasser dann zur Ueberrieselung des darunter liegenden Landes benutzt wird. Aber auch zu solchen Dämmen ist das Terrain nicht überall günstig, so daß in den ausgedehnten Flächen Africa's zumeist nur kleine Fleckchen Land mit irgend welcher Sicherheit des Ertrages cultivirt werden können, während die großen Weideflächen nur dann eine genügende Grundlage für die Züchtung von Viehheerden darbieten würden, wenn irgend wie Sicherheit vorhanden wäre, daß regelmäßig wiederkehrender Regen das Futter regelmäßig wachsen ließe.

Ein anderes Hinderniß für das Gedeihen der Landescultur geben die Heuschrecken, die bisweilen in Schwärmen von mehreren Meilen Länge und Breite das Land überziehen und gerade dann sich einzustellen pflegen, wenn günstige Regenwitterung das Land mit Fülle des Futters bedeckt hat, oder wenn eine reiche Erndte eben zeitigen will.

So geschieht es, daß in Africa bitterer Mangel mit großem Ueberfluß sich die Hand reicht. Ist einmal ein fruchtbares Jahr gewesen, ist die Erndte von den Heuschrecken verschont gewesen, so gilt der Scheffel Korn, welcher vor Jahresfrist kaum für 10 Thaler zu beschaffen war, vielleicht ebenso viel Groschen.

Wäre in Südafrica eine straffe, energische Regierung, würde die Mission nicht behindert in ihren Bestrebungen, ein frommes, gesittetes und arbeitsames Volk aus den Eingeborenen heranzuziehen, würde Landeskultur, namentlich durch systematische Bewaldung der Gebirge, ordnungsmäßig betrieben, würde Handel und Wandel durch weise Gesetze geschützt und gepflegt, würde dann, wie die englische Regierung hierin bereits Großes, ja Außerordentliches gethan hat, das Land durch ausgedehnte Straßen, Brücken und Hafenbauten für den Verkehr nach allen Richtungen geöffnet, würde dem Handel, anstatt ihn größtentheils auf die Ausnutzung etlicher englischer Speculanten zu beschränken, seiner hemmenden Fesseln entlastet, so wären in Südafrica alle Verhältnisse der Art, daß die Colonie eine blühende werden könnte. So aber, wie die Verhältnisse zur Zeit liegen, geht das Land leider von Jahr zu Jahr einer zunehmenden Verarmung entgegen.



Boschluiskloof.

6. Reise- und Lebensbilder aus Südafrica.

Der mannichfachen Gestaltung des Landes entspricht eine ebenso große Mannichfaltigkeit in den Erlebnissen derer, die es bewohnen oder durchreisen. Nur einzelne charakteristische Züge gestattet uns der Raum hier mitzutheilen. Sie mögen uns wenigstens einigermaßen einen Einblick gewähren in das Leben und Treiben jenes fernen Welttheils.

1. Eine Begegnung im Jagdfelde.

Zwischen der Berliner Station Ga Matlale im Nordbassutolande und der Station Blauberg erstreckt sich eine weite zum großen Theil mit niedrigen Büschen bestandene Ebene. Der Reiter, der sie durchmessen will, bedarf eines kräftigen, zuverlässigen Rosses, denn nur an einer Stelle auf etwa 10—12 Meilen Weges von Matlale, 4—5 Meilen von Blauberg, findet sich ein Fleck, wo Pferd und Reiter trinken können. Unser Missionar Beyer durchreitet diese Strecke zum öftern. Eines Tages im Jahre 1869 hatte er im Gebüsch drei Stunden zu Pferde von seiner Heimath abgesattelt. Eine ihm selbst auffallende Gemüthsbewegung richtet seine Gedanken nach dem kleinen Missionshause, in welchem um dieselbe Stunde seine neuvermählte Ehefrau von unerklärlicher Angst befallen zum Herrn schreit, weil sie weiß, der Weg ihres Mannes führt durch ein Gebiet, welches mit Löwen angefüllt ist. Während er sinnend neben seinem Pferde steht, raschelt es zu seinen Füßen, er blickt hin und sieht, wie so eben eine imamba, eine der giftigsten Schlangen, deren Biß binnen wenigen Minuten tödtet, in ein Loch kriecht. Noch hat er sich nicht von seinem Schrecken erholt, als er dicht neben sich ein wohlgekanntes mehrstimmiges Brummen vernimmt. Er hat neben einer Löwengesellschaft abgesattelt. Er befiehlt seine Seele dem Herrn, und in demselben Augenblicke springt eines der Ungethüme mit gewaltigem Satz dicht neben ihm vorbei und verschwindet in den Büschen. Zitternd besteigt er sein Pferd, reitet in weitem Bogen um die Stelle, von wo er das Brummen vernahm, und binnen wenigen Stunden kann er mit seinem lieben Weibe dem Herrn Dank bringen, der seinen Boten die Verheißung gegeben hat: Auf Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen.

2. Der Aufbruch vom Nachtlager.

Der Bauer erwacht in seinem Ochsenwagen von dem Knistern des Feuers, welches seine schwarzen Knechte angezündet haben, um den Kaffee zu kochen. Bereits sind andere Schwarze ausgegangen, um die zwölf bis dreißig Ochsen zu suchen, welche

der Grasweide nachgehend, bisweilen Viertelstunden weit vom Wagen sich entfernen. Die Spur leitet aber mit der Zeit sicher zu ihnen. Während der Bauer frühstückt, werden sie herangetrieben und paarweise gegen das lange, vorn an der Deichsel befestigte, aus vielen Riemen zusammengeflochtene starke mit Jochhölzern versehene Treckseil herangestellt. Jedem Paar wird das betreffende Jochholz übergeworfen und durch einen unter dem Halse angebrachten Strick befestigt. Der Bauer besteigt die Vorkiste des Wagens, die ihm als Sitz dient, in der Hand einen zolldicken Ochsenziemer aus Elefanten- oder Rhinozeros-Haut, den sogenannten Ochsensambok. Neben dem Wagen steht der Hottentott mit einer Ochsenpeitsche, deren Bambusrohrstiel seine vierzehn und deren Peitsche ihre zwanzig Fuß mißt. Sind alle Ochsen fest, dann schallt es mit überschlagender Stimme: Treck! Und wie von electrischen Funken getroffen, ziehen alle Ochsen mit einem Mal an. Das Treckseil mag sehen, wie es über die Rücken der Thiere mit Gewalt hingezerrt zwischen die einzelnen Paare seinen Platz findet. Nun beginnt ein Geschrei ohne Gleichen, jeder Ochs wird mit seinem besondern Namen angeherrscht. Die furchtbaren Hiebe des Samboks und der Peitsche fallen in raschem Tempo auf jeden einzelnen. Denn, sagt der Ochsentreiber: de os moet zynen slag hebben, dat hy gehorzam is; en wen de os gehorzam is, zo moet hy toch zynen slag hebben!“ Binnen einiger Zeit hat auf diese Weise das Gespann die ganze Größe seiner heutigen Tagesaufgabe begriffen, und beginnt, sich trotz des schwerbelasteten Wagens wohl in einen schnellen Trab zu setzen. Doch dies darf nicht sein, es würde die Kräfte der Thiere zu schnell aufreiben. Der leitende Junge, der die beiden an der Stirn durch vier Querriemen verbundenen Vorochsen führt, läßt, ihnen vorauflaufend, den Riemen auf einen Augenblick los, um einen faustgroßen Stein zu ergreifen, den er mit großer Geschicklichkeit gerade zwischen die Hörner eines der Ochsen wirft. Das bedeutet auf deutsch so viel als: Sei doch so gut und geh ein wenig langsamer! Der Ochs versteht es, und eben so seine Kameraden, die außerdem durch den fortgesetzten Ruf: ahnau, ahnau (aanhouden = anhalten) belehrt wird, sich ein wenig zu mäßigen. Aber der richtige animus ist nun in dem Gespann erweckt, und vorwärts geht es in einem Schritt, dem zu folgen, ein guter Fußgänger seine Noth hat.

3. Ein Tod in der Wüste.

Der Griquahäuptling Kobus Behrendt auf Bootschap hatte vom Evangelio tiefe Eindrücke empfangen und hatte mit unserm Missionar in Pniel wiederholt um die Errichtung einer Station in seiner Stadt verhandelt. Alles war so weit vorbereitet, daß

Bootschap in unsern Berichten bereits unter unsern Stationen aufgeführt wurde. Aber der Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit ließ den Plan unausgeführt. Auch Behrendt's Herz war nicht lauter. Er gebrauchte das Christenthum zur Befestigung seines politischen Ansehens, denn er war ein selbstsüchtiger und ehrgeiziger Mann. Im Jahr 1852 machte er eine Jagdreise nach dem von allen Hottentotten wie ein Eldorado ersehnten Ngami-See. Die Jagd war nicht ergiebig, und er wandte sich deshalb zu einer langen Reise nach Westen, bis er die Namaquahottentotten erreicht, die soeben in einem Raubkriege mit den Damras begriffen, große Beute an Vieh gemacht haben. Beiden Theilen war die Begegnung erwünscht. Die Namaqua freuten sich, Feuerwaffen, Munition und Pferde einzutauschen zum fernerem Raube und gaben dafür gern die ihnen zur Zeit nutzlosen und gefährdeten Viehheerden hin, die sie geraubt hatten.

Aber nun galt es, durch die Kalagari-Wüste nach Hause zu kommen zu einer Zeit, wo es ungewöhnlich lange nicht geregnet hatte. Ein Theil der Jagdgesellschaft wagt es, und verliert von dem Vieh einen großen Theil. Einmal sieben, einmal acht Tage ohne Wasser, können sie sich vor dem Verdursten nur dadurch bewahren, daß sie sich jede Nacht bis an den Kopf in die Erde vergraben. Behrendt war zurückgeblieben, um entweder Regen abzuwarten, oder den weitern Weg längs des Flusses zu nehmen. Endlich wagt auch er den Zug durch die Wüste. Die ist inzwischen noch dürrer geworden. Zunächst fällt das für Sündenlohn eingehandelte Vieh, dann sein eigenes dazu; da können die wenigen übrig gebliebenen ermatteten Ochsen den Wagen nicht mehr ziehen. Behrendt macht sich mit seinen beiden Söhnen und einigen seiner Leute zu Fuß auf den Weg. Endlich kann er nicht weiter. Er beschließt, ein Rind zu schlachten, um seine Zunge mit der in ihm enthaltenen Feuchtigkeit zu benetzen. Aber die ganze Gesellschaft hat nur Ein Messer. Der eine Sohn läuft zu den Gefährten zurück, um es zu holen. Mit dem andern Sohn wankt Behrendt weiter, bis er zu ihm sagt: „Ich kann nicht mehr weiter. Gehe und suche, daß Du zu Wasser kommst, und rette Dein Leben." Der Sohn will den Vater nicht allein lassen, aber als der es ihm zum vierten Mal befiehlt, gehorcht er. Er rafft seine Kräfte zusammen und erreicht einen Betschuanenkraal, wo er Wasser findet. Er erfrischt sich, und eilt mit einem gefüllten Gefäß zum Vater; aber er findet ihn bereits verschmachtet; er ist todt und die Heuschrecken bedecken schon seine Lippen. Der Sohn deckt ihn mit Reisern zu und läuft, um den andern Bruder und die Leute zu rufen. Als er mit ihnen zurück auf die Stelle kommt, haben die Geier den Leichnam bereits aufgezehrt, so daß ihm nur die

Gebeine zum Begraben übrig bleiben. Die übrigen von der Gesellschaft wurden gerettet. —

4. Eine Rettung aus Wüstennoth.

Ergreifend war die Erzählung von einer Reise, die der Missionar Ludorf mit Frau und Kind gemacht hatte. Eines Abends leert er sein Wasserfaß und trinkt sich satt. Das war der letzte Tropfen Wassers. Die nächste Wasserquelle findet er ausgetrocknet, — der erste, der zweite Tag vergeht — kein Wasser! Am andern Morgen sagen die Kaffern, sie wollen die Ochsen ausspannen und fressen lassen. „Bindet sie fest aneinander!" sagt Ludorf; — aber die Kaffern meinen, die Ochsen würden auch so nicht fortlaufen. Ludorf weiß, was geschehen wird und befiehlt den Leuten, sorgsam auf die Ochsen zu sehen. Nach einer Stunde fragt er: „Wo sind die Ochsen?" — „Da, Mynheer," lautet die Antwort, „da weiden sie." — „Wo sind die Ochsen?" fragt er zum zweiten Mal. — „Da, Mynheer, dicht bei, hinter dem Hügel." „Bringt sie an." — Die Kaffern gehen und kehren nach einer halben Stunde mit der Nachricht zurück, die Ochsen seien weggelaufen. — „Geht hin, und sucht sie!" — Die Kaffern gehen, der Missionar sitzt mit Frau und Kind beim Wagen. Abends um fünf Uhr kommen die Kaffern wieder: „Wir können die Ochsen nicht finden." Die Nacht bricht herein; der Morgen tagt, die Kaffern werden wieder ausgesandt, die Ochsen zu suchen. Nach zwei Stunden hört Ludorf schießen in entgegengesetzter Richtung. Einer der Kaffern kehrt zurück. — „Sind die Ochsen gefunden?" — „Nein, Mynheer." — „Was habt ihr denn geschossen?" — „Wir sahen da Wildebeeste, da haben wir eins gejagt, Mynheer." — „Aber wie könnt ihr jetzt jagen, da ihr die Ochsen suchen sollt?" — „Ja mynheer, ons wilde toch een bitje fleesch eeten." — „Augenblicklich geht ihr der Spur nach, und sucht die Ochsen!" — Um Mittag kamen sie wieder zurück; „Herr, wir können die Ochsen nicht finden, gieb uns Dein Reitpferd, daß wir sie suchen." — Nun wurde Ludorf heftig und bedrohte sie, sie sollten sich nicht eher am Wagen sehen lassen, als bis sie die Ochsen brächten. — Ludorf sitzt bei Weib und Kind am Wagen; ein alter Kaffer, der zu schwach gewesen war, um mitzugehen, war sein einziger Begleiter. Nachmittags, als der Durst eine unerträgliche Höhe erreicht hatte, sattelt Ludorf sein Pferd, nimmt das Wasserfaß und geht mit dem alten Kaffer aus, Wasser zu suchen. Sie gehen weiter und weiter — kein Wasser! Sie gehen drei, vier Stunden — kein Wasser. — Endlich bemerken sie, daß die Zebra alle einen gewissen Strich halten in ihrem Lauf. Ludorf spornt sein Pferd an, und folgt der Richtung, — da glänzt es ferne, ein schmaler Streifen — es ist Wasser! —

Er nimmt seine letzten Kräfte zusammen, er erreicht das Wasser. Aber es ist eine Lache; ein Gemisch von Moder, Zebra=Urin, Koth, Schlamm! — Der entsetzliche Durst läßt ihn den Ekel überwinden, — er versucht zu trinken. — Aber kaum hat er etwas heruntergebracht, da schneidet es in seinem Leibe wie Zangen und Feuer. Sollten die Buschleute das Wasser vergiftet haben, um das Wild zu tödten? — Seine Sinne schwinden, sein Augenlicht erlischt, er sinkt nieder und glaubt, seine letzte Stunde sei gekommen. So liegt er bewußtlos, lange, lange Zeit; wie lange, weiß er selbst nicht. Endlich erwacht er, der Schlaf hat ihn ein klein wenig gestärkt; aber der Durst peinigt ihn mehr als zuvor. Er sieht die Lache an, — aber er kann sich nicht entschließen, noch einmal daraus zu trinken. Er sieht sich um nach seinem Pferd. Es weidet in der Nähe; mit Mühe fängt und besteigt er es. Aber wo ist nun der Wagen? Keine Spur von ihm weit und breit zu sehen. Er reitet auf das Ungewisse hin; da glänzt etwas Weißes in der Ferne; es ist das Tent seines Ochsenwagens. Er kommt dorthin zurück: „Hast Du Wasser?“ fragt sein Weib; — „more water!“ ächzt sein fieberkrankes Kind mit ersterbender Zunge. Der Vater hat kein Wasser für Weib und Kind mitgebracht. Aber was ist aus dem alten Kaffer geworden? Haben den die Löwen gefunden und zerrissen? Ludorf besteigt sein Pferd, ihn zu suchen. Lange sucht er vergebens. Endlich hört er neben sich etwas keuchen; er geht hin und da ist der alte Kaffer, seufzend unter der Last des schweren Wasserfasses. „Hast Du Wasser gefunden?“ — „Ja mynheer, de fatje is full.“ — „Und wo hast Du es geschöpft?“ — „daar so, waar mynheer gedronken heeft.“ — Sie schleppen das Faß mit dem Moder nach dem Wagen. Aber weder Weib noch Kind können es trinken. Nun filtriren sie so lange, bis sich eine Art Flüssigkeit aus dem Moder absondert, — aber auch diese ist ungenießbar. Da denkt Ludorf daran, daß, wenn man Fleisch kocht, die Unreinigkeit abschäumt; er thut also Fleisch in die Flüssigkeit und kocht es, wirft es weg, nachdem es gekocht ist, und kocht in der Brühe anderes Fleisch. So erlangt er eine Flüssigkeit, die sie doch genießen können. — Der Abend ist inzwischen herangekommen. Da in der Dämmerung rauscht etwas vorüber am Wagen; sie sehen hin; — ein zweites Thier rauscht vorüber im schnellen Lauf. Es sind die Ochsen, — die Kaffern hinter ihnen her, aber hinter beiden eine Heerde von 18 Löwen, alten und jungen, welche die Kaffern durch Schießen zu schrecken und zurückzuhalten bemüht sind. „Was machen wir nun?“ fragt Ludorf die Kaffern, als sie zum Wagen gelangt sind. „Ja Mynheer, wir müssen hier nun die Ochsen an den Wagen binden und die Nacht abwarten.“ — „Keinen Augenblick länger,“ antwortet Ludorf, — „spannt

ein und fahrt, — bei den Löwen will ich nicht übernachten." So fahren sie ohne Weg und Steg die Nacht hindurch; — endlich am zweiten Tage erreichten sie ein kleines Flüßchen. Der Blick, den sie auf das fließende Wasser warfen, läßt sich denken, aber nicht beschreiben. — Zwei Tage lagerten sie da, um sich gründlich satt trinken zu können.

5. Eine gnädige Bewahrung in einer der Plagen Egyptens.

Unser Landbauer Mülke in Portjesfontein berichtet über einen Kampf mit den Heuschrecken Folgendes:

„Aber wenn ich von der letzten Plage, den Heuschrecken, höre, so muß ich doch sagen, selbe rufen den meisten Theil der Sorge hervor; denn sie gehören vornehmlich mit zu einer der egyptischen Hauptplagen, die das harte Herz des Königs Pharao erweichen sollten. Denn vor denselben ist fast nichts zu schützen; sie verheeren und vernichten alles, was ihnen in den Weg kommt; nur lebende Geschöpfe lassen sie unangetastet, aber alles, was Nahrungsstoff ist für Menschen und Vieh, verzehren sie bis auf den letzten Halm.

Merkwürdiger Weise hat der Herr allen Schaden der Heuschrecken bei uns hier auf Portjesfontein (im Jahre 1867) verhütet; einzelne Schwärme von den noch zu Fuß marschirenden Gästen machten Anfangs November ihre Erscheinung hier bei uns, und drohten das Getreide zu vernichten. So lange, wie selbe sich noch in einzelnen Abtheilungen befinden, kann noch Rath geschafft werden, wenn man nämlich ihre Annäherung früh genug bemerkt. Wo nämlich in der Nähe des Platzes sich eine solche Abtheilung von Millionen befand, wurde selbe sorgfältig auf einen ebenen Fleck geleitet und womöglich, wo es sich zum Abend neigte, dicht zusammengetrieben, und sobald die Sonne sich geneigt hatte, standen schon die Schafe in Bereitschaft aufgestellt, etwa eine Abtheilung von tausend Stück. Mit denselben gings nun im Sturm darüber her, und sie wurden dann etwa eine Stunde lang im Kreise auf unseren größten Feinden herumgetrieben, bis zuletzt alle zum Morast geworden waren.

Aber Anfangs December würde kein Schafetreten mehr geholfen haben, wenn Gott der Herr uns nicht selbst beigestanden hätte mit einer feindlichen Armee gegen die Heuschrecken; denn von Bethanien her kamen sie anmarschirt in rother Uniform in einer Menge, die nicht zu übersehen war. Ich sagte zu meiner lieben Bäuerin: „Wenn der Herr nicht hilft, so geht dieses Jahr wieder all unser Gartengetreide verloren." Wir haben es dann auch reichlich erfahren müssen, daß des Herrn Hand nicht zu kurz ist, um zu helfen.

An einem Nachmittage, schon gegen Abend, stehe ich vor der Thür, um mich zu erquicken an der frischen Regenluft; denn so eben hörte der Regen auf, der den ganzen Nachmittag angehalten hatte; es ist immer für uns ein wahrer Festtag, wo man nach langer ausgestandener Hitze und Dürre einmal wieder einen solchen Segenstag begrüßen kann. Mit betrübtem Herzen sehe ich das Gartengetreide an, das mich so freundlich anlachte nach solch einem schönen Regen. Ich seufzte und dachte: wie lange wird's währen, so sehe ich die reizende grüne Flur nicht mehr, denn die Feinde der Verheerung waren schon vorgerückt bis in unsre Nähe. Daß man da denn auch noch hinzusetzt: Herr, erbarme dich unser, läßt sich leicht denken.

Und wie ich noch so in Gedanken vertieft dastehe, höre ich in der Ferne ein Gesause und Gebrause, als wollte eine Windhose uns bestürmen, und wie ich nach dem Fleck und der Richtung hinsehe, von woher ich solches vernahm, erblicke ich eine schwarze finstere Wolke, die sich in allerlei Figuren kennbar macht, bald steigt sie ganz hoch, bald senkt sie sich wieder nieder, bald zertheilt sie sich, und bald windet sie sich wieder zusammen, wie ein festes Knäuel. Während ich noch immer hierüber nicht in's Klare kommen konnte, rief schon ein kleines Buschmannmädchen von etwa zehn Jahren: „O da kommen die Springhahnvögel an, wie eine Regenvolke.“ Mit einem Male wurde es mir, als hätte ich eine centnerschwere Last abgelegt, und wirklich, sie waren es, die größten Feinde der Heuschrecken. Ja, hatten uns denn auch Millionen von Heuschrecken umlagert, so sandte Gott der Herr auch tausende von diesen gefräßigen Vögeln, die eben so gefräßg sind auf die Heuschrecken, wie diese auf Gras und Getreide. Diese Nothvögel sind gebaut, wie eine Schwalbe, und etwa noch einmal so groß; ihre Farbe und Flug ist ganz einer Steinschwalbe gleich. Ich kann mir nichts anderes denken, als daß es die sogenannte Seeschwalbe sein muß. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, diese lieben Geschöpfe haben treu ihren Dienst gethan; denn am andern Tage nach ihrer Erscheinung begannen sie aufzuräumen unter den Heuschrecken. Schön und interessant sieht dieses Spiel aus, wenn die sogenannten Heuschreckenvögel ihren Angriff machen auf jene, und besondere Freude habe ich an meinem Beobachten dabei gehabt. Denn für's Erste fliegen selbe ganz niedrig auf der Erde über den Heuschrecken immer im Kreise herum; die Heuschrecken gerathen in eine Angst und Noth, wie die Henne mit ihren Küchlein, wenn der Habicht über sie geräth. Sie hüpfen und springen in wilder Flucht auf einen Haufen zusammen. Es ist mir oftmals vorgekommen, als sehen die Vögel ihre besondere Lust daran, ihre armen Schlachtopfer zuerst zum Scherz zu quälen, bevor sie dieselben sich zur Beute nehmen.

Wenn die Vögel dieselben nun hübsch zusammen getrieben hatten, dann ließen sie sich wie eine Wolke nieder und verzehrten einen ganzen Haufen.

6. Der Uebergang über das Drakengebirge.

Missionar Posselt schreibt aus dem Jahr 1847:

Grauenhaft ist der steile Weg, der an tiefen Abhängen oft hinläuft, welchen die Wagen hier zu passiren haben. Beide Hinterräder werden mit großen Ketten gehemmt, der Leiter wirft unaufhörlich Steine den Ochsen an den Kopf, um sie zum Halten des Wagens zu zwingen, der Treiber brüllt seine Befehle dem Leiter und den Ochsen entgegen und springt bald auf diese, bald auf jene Seite, um den Wagen vor Umfallen zu bewahren. Und der schwere hohe Wagen schlägt über Felsbänke mit einer Gewalt, daß die Funken sprühen und der Dampf aufsteigt. Da bleibt Niemand im Wagen sitzen, sondern was laufen kann, geht gern zu Fuß hinab.

7. tegenspoed

nennt der Holländer das, was jedem Reisenden in Africa, er mag eine Art fortzukommen wählen, welche er will, jeden Augenblick begegnen kann. Fährst du mit Ochsen, so fällt hier und dort ein Thier, und die übrigen vermögen gar nicht oder kaum den schweren Wagen fortzubringen. Du kommst an einen Fluß, dessen hohe Uferränder zu steil sind, um in die Fuhrt hinabfahren zu können. Grabe nun erst drei bis fünf Stunden den Abhang eben, dann kannst du hinein in den Fluß. Aber nun bist du noch nicht hindurch. Unter dem Wasser liegt ungesehen ein großer Stein über den geht das eine Rad, und mitten im Fluß wirft der Wagen um, die Kisten mit Lebensmitteln, Salz, Büchern alle in's Wasser. Du wirst froh sein, wenn du sie nur alle wieder zusammenfindest, und hernach alles zum Trocknen ausbreitest, was sich noch trocknen lassen will. Du fährst weiter. Bald sitzt der Wagen im tiefen Sumpf so fest, daß keine Gewalt ihn heraus bringt. Die Ochsen werden gepeitscht, angeschrieen, sie ziehen ein oder zwei Mal. Dann ist entweder das Treckseil zerrissen oder die Ochsen zu der Ueberzeugung gelangt, die Aufgabe übersteige ihre Kräfte. Dann wirst du mit allem Peitschen sie auch nicht einmal zu dem Versuch bringen, noch einmal anzuziehen. Es bleibt nichts übrig, als eine Kiste nach der andern abzuladen und einzeln durchzutragen, wo dies etwa möglich ist, und dann den leeren Wagen nachzubringen. Dasselbe wiederholt sich vor einem steilen Berge. Du kommst zurück zum Fluß, fährst nach alter afrikanischer Reiseregel noch denselben Abend durch, und spannst am andern Ufer ermüdet aus. In der Nacht wirst du durch

ein Plätschern erweckt, das Wasser schlägt bereits an die Speichen deiner Räder. Schnell eingespannt! Ist das Glück gut, so gelingt es dir vielleicht, noch irgend einen hochgelegenen Fleck in der Nähe zu erreichen. Denn das Wasser wächst seine ein oder zwei Fuß in der Stunde, in einer Nacht oft zwölf bis zwanzig Fuß, und nach tagelangem Regen in den großen Strömen auch seine vierzig Fuß, so daß die höchsten Uferränder überfluthet werden.

Du erreichst das Nachtquartier in der Wüste im Löwenfelde. Diesmal dürfen die Ochsen nicht frei grasen, der Löwe würde sie haschen. Sie werden an den Wagen oder an das Treckseil befestigt. Große Feuer neben dem Wagen verscheuchen die Bestien, deren unheimliches Gebrüll oft bis zu bedenklicher Nähe herankommt.

Oder du bist zu Pferde — allein oder in Gesellschaft. Du kannst das nächste Bauernhaus nicht erreichen, mußt in der Wüste übernachten. Das Pferd wird abgesattelt und gekniehalftert, d. h. sein eines Knie mittelst eines Riemen so fest gegen den Hals zu emporgezogen, daß es nur auf drei Beinen laufen kann. So läuft es nicht weit. Du nimmst den Sattel zum Kopfkissen und schläfst ruhig unter Gottes Hut. Am andern Morgen sind dennoch die Pferde verschwunden. Sie sind dem Grase zu weit nachgehinkt? Hat der Löwe sie zerrissen? Nach zwei- oder dreistündigem Suchen findest du sie endlich und kannst nun die Reise fortsetzen.

8. Eine Nacht in der Wüste

beschreibt Miss. Gebel. „Wir ritten (erzählt er, als er und Lange schon entschlossen waren, umzukehren, weil sie die Richtung verfehlt hatten) so hoch auf den Abhang des Berges hinauf als möglich, theils, um wenigstens von den Steinen einigen Schutz zu genießen, besonders aber, weil Löwen und Wölfe mehr in der Ebene jagen, und man auf Bergen immer etwas gesicherter ist. Aber ach! müde, hungrig, erfroren und ganz durchnäßt, wie wir schon waren, konnten wir nicht einmal die Erleichterung genießen, welche die zweckmäßigst ausgewählte und mit Ueberlegung benutzte Lagerstätte vielleicht auch noch unter diesen Umständen bis zu einem gewissen Grade hätte gewähren können; denn so wie wir abgesattelt hatten, verwandelte sich der bisherige Landregen in ein gewaltiges Unwetter, und der von Donner und Blitz begleitete Platzregen zwang uns, alles Ueberlegen und Vorkehren nur aufzugeben, und in möglichster Eile unter den, als völlig durchnäßt freilich auch nur sehr dürftig schützenden Karoß (aus Meerkatzen-, wilden Katzen-, Jakals- oder Tiegerfellen zusammengenähete Decken) zu kriechen, uns selbst und unsre Pferde — durch deren Wohlfahrt unsre eigene unter gegenwärtigen Umständen in nicht geringem Grade bedingt war — der Obhut dessen befehlend, der Wetter und wilde Thiere in seinen allmächtigen Händen hält. Wasser über, unter und um

uns, Donner und Blitz, das wunderlichste gräuliche Geheul von Jackals und wilden Beesten war den größten Theil der Nacht unser Theil; gegen Morgen erst klärte sich der Himmel auf und der Mond brach durch. Wie lang Einem eine solche in schütteln- dem Frost zugebrachte, nur von allezeit kurzen, traumerfüllten Zeit- abschnitten Schlafens, in welchen die Uebermüdung den Sieg über Alles davonträgt, unterbrochene Nacht wird, kann sich Jeder leicht vorstellen. Indeß, auch der längsten Nacht folgt ein Morgen; auch unsre Augen erblickten Gottes freundliche Sonne wieder, das ganze Personale, wenn auch freilich nicht mit sehr angenehmen Gefühlen behaftet, war dennoch vor allem besondern Unfall be- wahrt geblieben und zur Weiterreise tüchtig."

9. Wassersnoth.

So groß in Südafrica die Noth ist, die in dürren Jahren durch den Mangel an Wasser entsteht, so erschrecklich sind die Verheerungen, welche das Wasser anrichtet nach längeren Regen- zeiten und Gewittern. Hier nur ein Beispiel. Durch den Gar- ten des zu der Berliner Missionsstation Amalienstein gehörenden Vorwerks Ylandfontein rieselt ein Bächlein, das in dürren Jah- ren ganz austrocknet. Das Bächlein schwoll am 23. Oct. 1869 in Folge eines Gewitters zu einem völlig unpassirbaren Fluß an, welcher ganze Morgen Saatland mit allem, was darauf stand, wegspülte. Eine halbe Stunde weiter unterwärts war das Wasser mit anderen Zuflüssen bereits zu einem solchen Strom angewachsen, daß ein Hausbewohner, in dessen Thür das Wasser eindrang, keine andere Rettung fand, als daß er durch die an einen Berg lehnende Hinterwand des Hauses schnell mittelst einer Brechstange ein Loch brach, durch welches er sich auf den Berg flüchten konnte.

Eine halbe Tagereise weiter unten ergießt sich das Wasser in den Gamkafluß, der in dürren Jahren nicht Wasser genug ent- hält, um die Bedürfnisse des an seinen Ufern gelegenen Städtleins Beaufort zu befriedigen. Die Bewohner hatten deshalb einen 60′ starken Erdwall gemacht, um das Wasser des Flusses in einem großen Becken aufzusammeln, aus dem die einzelnen Gärten mittelst kleiner Gräben (Schloten) bewässert werden.

In Folge des Gewitterregens war binnen wenigen Stunden der Teich gefüllt. Halb zwölf Uhr erscholl der Schreckensruf: „Der Damm will brechen!" Schnell eilt alles auf den Wall. Die einfallenden Löcher werden mit Erde und Wollsäcken verstopft und der Damm in aller Eile erhöht. Aber schneller noch wach- sen die Wasserfluthen. Endlich erfolgt der Bruch, und die un- geheure aufgestaute Wassermasse stürzt sich auf die darunter ge- legene Stadt. Die Sturmglocke wird geläutet, alles rettet sich auf die Hügel. Die Kirche des africanischen Missionars Teske

wird zuerst von den Fluthen gefaßt und im Nu sammt ihrem Fundament hinweggeschwemmt. Dann folgen die daneben stehenden Gebäude, drei wohlgefüllte Kaufläden, deren Besitzer bald all ihre Habe, Kisten, Zeugballen, Kornsäcke, Weinfässer mit den Trümmern der Gebäude thalabwärts fließen sehen. Weiter wühlt das Wasser in den Vierteln der Stadt und holt sich Stühle, Tische, Schränke zum grausigen Spiel. Nach einem halben Tage waren die Fluthen verlaufen, aber die halbe Stadt lag in Trümmern.

Tiefer unten, wo noch mehrere Flüßchen sich in den Gauritz vereinigen, sah es noch grausiger aus. Zwei Hirten weiden eine Heerde von 500 Ziegen im Thal des Büffelflusses. Als sie das Wachsen des Wassers bemerken, suchen sie schnell ihre Heerde auf die Hügel zu treiben. Da hören sie plötzlich ein donnerartiges Brausen in ihrer Nähe. Der eine der Hirten, Gottfried Mackeneel, ein Getaufter aus Amalienstein, steigt auf einen Dornbaum, um nach der Ursache zu schauen. Aber schon sieht er die ungeheuren Wassermassen in solcher Nähe und mit solcher Gewalt auf sich zustürzen, daß an Entfliehen nicht mehr zu denken ist. Er bleibt also auf dem Baum. Aber wenige Minuten dauert es, da fühlt er, wie derselbe wankt, die Wurzeln werden losgespült, noch einige Minuten, und der Baum stürzt mit ihm in die Fluthen. Er hält sich krampfhaft an den Aesten fest, und so wird er dahin getrieben bald über, bald unter dem Wasser. Andere losgespülte Dornenbäume hängen sich an ihn und zerstechen ihn unbarmherzig. Endlich treibt die schützende Hand des Herrn ihn sammt seinem Baum an eine flachere Stelle des Ufers. Kaum reichen seine Kräfte aus, um sich von den anklammernden Dornen loszumachen. Dann sinkt er erschöpft hin, und kriecht, nachdem er wieder ein wenig zu Kräften gekommen ist, auf Händen und Füßen weiter, bis er halbtodt in seinem Häuslein ankommt. Fünf Monate hat er gebraucht, um sich von seinen Wunden zu erholen. Seines Gefährten Leichnam zog man nach einigen Tagen aus dem Wasser. Die Ziegen waren alle ohne Ausnahme fortgeschwemmt in die See.

Ein Bauer kehrt mit einer Fracht Waaren von der Küste zurück. Als er an den Grootrevier ankommt, sieht er, wie das Wasser wächst, aber er meint, den Fluß noch passiren zu können. Kaum hat er die Mitte des Flusses erreicht, da wird sein Wagen von den Fluthen umgeworfen und sammt ihm und den zehn eingespannten Eseln dem Gauritzfluß zugetrieben. Zwei seiner Begleiter ertranken, er selbst konnte sich retten. Den Wagen mit den Eseln sah man den Fluß hinabschwimmen und hat ihn später aus der See ausgefischt.

Ein anderer Bauer Legrange fährt mit seinem von 12 Ochsen gezogenen Wagen durch das Thal des Taauwflusses. Er ist

ganz ruhig; er hofft ganz sicher durch das breite Thal zu kommen, denn es hatte noch nicht lange geregnet. Plötzlich hört er ein starkes Wasserrauschen; in einiger Entfernung sieht er das Wasser mit wildem Ungestüm herabkommen. Er peitscht seine Ochsen zu schnellem Laufe an — beinahe ist er hindurch, da fassen ihn die übergetretenen Fluthen. Schnell springt er vom Wagen und beginnt die Halsriemen loszuschneiden, mit denen die Ochsen an das Joch gebunden sind. Mit fünfen gelang es; diese rettete er, die übrigen sieben trieben mit dem Wagen stromabwärts und ertranken.

Einem Bauer spülte das Wasser seinen ganzen Weinberg und sechs Morgen mit Waizen so völlig fort, daß nur die nackten Steine übrig blieben und der Platz seinen ganzen Werth verlor.

An der Mündung des Gauritzflusses aber, wohin alle die verschiedenen Wasserläufe ihren Raub zusammenspülten, sah es entsetzlich aus. Da schwammen durcheinander Ochsenwagen, Esel, Pferde, Kühe, Kälber, Ziegen, Schafe, Schweine, Vögel, Kisten, Säcke, Ballen, Tische, Stühle, Balken, Büsche, Bäume, bis das alles die See verschlungen hatte.

Solche Wassernöthe sind nicht selten in Africa. Die ihrer Waldungen beraubten Bergzüge haben keine Vorrathskammern, die das Wasser einstweilen bergen könnten. Ueber den nackten Fels hin sammelt es sich binnen Kurzem zu mächtigen Strömen, und stürzt also seewärts — Einige Monate später, und alles, was vom Wasser verschont geblieben war, will aus Mangel an Regen verschmachten! —

10. Ein Grasbrand.

Der Herausgeber wird nie den Eindruck vergessen, den er hatte, als er Nachts von der Höhe des Drakengebirges herabfahrend, vor sich das ganze Natal in Flammen sah. Es brannte an zehn verschiedenen Orten, hier schien die Feuergluth nur wie ein schwacher Horizontschimmer über einen dunklen Berg hinweg, dort zeichnete die Flamme einen langsam fortschreitenden Feuerstrom an den Rand einer ganzen Hügelkette, dort leuchtete sie hoch auf, weil sie eben ein mächtiges Rohrgebüsch erfaßt hatte. Durch Unvorsichtigkeit der Reisenden oder durch Absicht der Wirthe brechen solche Feuer aus. Ihnen gegenüber bleibt keine Hülfe, als, wenn man Feuer und Rauchdampf mit Windeseile auf sich zueilen sieht, dann das Gras rings um sich her und vor dem Winde auf eine möglichst weite Strecke abzubrennen, damit das Feuer, wenn es dich erreicht, aus Mangel an Nahrung erlösche. Von einer solchen Grasbrandnoth schreibt unser Missionar Liefeld in den Berichten, Jahrgang 1860 p. 299:

„Gestern konnten wir dem Wasserelement entfliehen, heute

wurden wir vom Feuerelement gejagt. Wahrscheinlich hatte ein Bauer das durch die herannahende Ernte unbrauchbar gewordene Stroh und Heu mit den sich darin aufhaltenden Mäusen und anderem Ungeziefer in Brand gesteckt und dieser das dürre Gras der Steppe mit gewaltigem Lärm ergriffen. Platzend und zischend lodert die Lohe hoch gen Himmel und mit schrecklicher Gewandtheit die alles verzehrende Flamme über das wogende Feld hin, die Millionen zarter Federchen in wenig Augenblicken verzehrend. Unser sich entsetzender Treiber peitscht mit verzweiflungsvoller Kraft auf die allmählig ermattenden Ochsen; er will einen wohlüberlegten Versuch zur Flucht beginnen, aber, o Schrecken! ein weites Rauch- und Feuermeer vertreibt den letzten Gedanken an Orientirung und blindlings überlassen wir uns dem Zuge des gehörnten Gespanns, jede Hoffnung scheint verloren und der Untergang gewiß, schon bricht die Nacht herein, der Wind fängt an zu heulen und zu sausen und immer dichter und düsterer ziehen die Wolken heran. Endlich kommt Rettung. Die grauenhaft schwarzen Wolken gießen Ströme von Regen auf uns, und das mächtige Element des Feuers unterliegt dem noch mächtigeren des Wassers. Wir spannen die müden Ochsen aus und pflegen nach rastlosem Umherstreifen und reichen Anschauungen und Mühseligkeiten aller Art an den Ufern des rauschenden Flusses der Ruhe in der großen Gottes Welt."

Die gezeichneten zehn Bilder aus dem Leben in Südafrica mögen hier genügen, um einen kleinen Einblick zu gewähren in die Umgebungen, in denen unsere Missionare leben und arbeiten. Im Süden freilich hat die Civilisation und Cultur bereits auch aufgeräumt; aber im Norden können unsere Brüder dergleichen noch täglich erleben. Aber wie eine Mutter ihr Kind um so zärtlicher liebt, je größer die Mühen und Schmerzen waren, mit denen sie es aufziehen mußte, so lernt man auch Africa, wenn man erst eine Reihe von Jahren dort gelebt hat, zärtlich lieb gewinnen. „Südafrica (schreibt unser Missionar Schultheiß 1854), ist ein Land, in welchem man sich bald heimisch fühlt, das man ungern wieder verläßt. Was die Liebe zu diesem Lande erzeugt, läßt sich schwer sagen." —

---

7. Die eingeborenen Bewohner Südafrica's.

Wer die eingeborenen Stämme Südafrica's in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit schauen will, muß über die Grenzen der von den Europäern besetzten Landstriche hinausgehen. Namentlich in der Capcolonie hat die eingeborene Bevölkerung keine Spur mehr von nationaler Sitte, nationaler Volksbildung, nationaler Sprache

behalten. Sie sind ein Mischvolk von Versprengten aus allerlei Nationen, und sprechen ein verdorbenes Holländisch, in welches sich neuerlichst englische Brocken einzumischen beginnen. Im Britischen Kafferlande hat der Kaffer, und in Natal der Zulu, und in Transvaal der Motschuan sein ursprüngliches Gepräge zäher festgehalten, aber völlig naturwüchsig findest du den Kaffer nur noch im freien Kafferland, im freien Zululand, unter den Swazi und höher nach Norden hinauf.

Wir haben bei der Beschreibung der Eingeborenen drei Zonen zu unterscheiden. Die erste ist die Mischlingsbevölkerung der Cap-Colonie. Um diese her gelagert, fanden sich in den dreißiger Jahren als zweite Zone die Anfänge einer christlichen, von der Civilisation beschienenen Bevölkerung aus den Eingeborenen, die in den dreißiger Jahren wenigstens kräftige Zeichen der Lebensfähigkeit von sich gaben. Das war der Gürtel christlicher Hottentottengemeinden, von Theopolis am indischen Ocean nach Nordwesten bis nach Toverberg (Colesberg) und Caledon (Bethulien) und dann an dem Lauf des Oranjeflusses entlang, wo in der Gegend seiner Vereinigung mit dem Vaalflusse ein blühendes Reich der Griquahottentotten oder Bastarte eine Zeit lang die Hoffnung erweckte, daß bald ganz Südafrica dem Herrn Jesu gewonnen sein würde. Weiter nach Westen gab es dann eine Kette der sogenannten Orlamschen Hottentotten, die mit Anflügen europäischer Cultur versehen unter ihre freien Stammesgenossen zurückgekehrt, unter diesen Obergewalt und Ansehen erlangt hatten. Nach der Grenze des Kafferlandes hin hatte sich eine Bastardbevölkerung aus Kaffern und Hottentotten gebildet, die Gona oder Gonaquakaffern, deren Häuptlinge Pato, Jan Tsatsoe und Kama zuerst die Aufnahme des Evangelii in ihrem Volk mit Macht beförderten. Wir werden es in dieser zweiten Gruppe vornämlich mit den Griqua zu thun haben, deren christlicher Staat den Anfängen unserer Mission zum Ausgangs- und Stützpunkte diente.

Jenseits dieser Grenzlinie finden wir die eigentlichen Eingeborenen, und zwar der Hauptsache nach nur in die zwei Stämme getheilt, die Kaffern, die den Osten und die Hottentotten, die den Westen des Landes eingenommen haben.

Die Letzteren ziehen sich unter dem Namen der Namaqua, in verschiedene Stämme und Stämmchen zersplittert, nördlich vom Oranjestrom die Küste hinauf. Ihr Feld ist wenig ergiebig, meist karrooartig, nur einzelne fruchtbare Thäler bilden Oasen, die zu dauernder Ansiedlung geeignet sind. Deshalb führen diese kleinen Hottentottenstämme verstört und ruhelos ein Beduinenleben mit beständigem Raub und Plünderung gegen einander und gegen die bereits von Osten an sie herandrängenden Betschuanen und Kaffernstämme. Sie strecken sich von der gebirgigen Küste aus bis tief

in das Innere des Landes, wo die Schrecken der Kalliharriwüste sie vor der Berührung mit dem weißen Eindringlinge bewahren. Ein Zweig von ihnen, die Koranna, hat sich der Ufer des Oranje- und des Vaalflusses bemächtigt bis zur nächsten Berührung mit den von Norden herab weiter eindringenden Betschuanen. Ein anderer Zweig hat weiter nördlich sich angesiedelt.

Mit der Sippe der Hottentotten eng verwandt, vielleicht ein



Ein Zulu-Kaffer.

verkommener Zweig des Hottentottenvolks, ist der Stamm der Buschleute. Sie scheinen von den Hottentotten selbst überwunden zu sein, und leben einzeln oder in zersprengten Haufen durch alle von den Europäern noch nicht eingenommenen Landgebiete Südafricas. Reste von ihnen werden auch inmitten europäischer Niederlassungen gefunden.

Die Kaffern nehmen die östliche Hälfte Südafricas ein. Ihre Nationalität findet sich am kräftigsten in dem Küstensaume bis an die Kette des Drakengebirges mit seinen nördlichen und südlichen Fortsetzungen. Da reihen sich an die verschwindenden Reste der Gonaqua die noch kräftigen Zweige des Amaxosastammes, die Amachlambe und die Ghika, und weiter nach Norden zu die Galeka, die Amatembe oder Tambuki, die Amapondo, die Zulu, die Swazi, die Molambo und die Makwapa oder Knopneuzen. Zerstreut unter den südlicher wohnenden Stämmen wohnen die Fingu (Bettler), verachtet von den übrigen Kaffern, die vielleicht eben darum dem Evangelio zugänglicher, und vielleicht dazu bestimmt sind, die Evangelisten ihres Volkes zu werden.

Eine nach Sprache und Sitte mit den Kaffern eng verwandte, und darum auch von den Bauern wohl Kaffern genannte Volksfamilie ist die der Betschuanen, etwas schwächer von Körperbau, aber beweglicher von Geist und darum der Cultur zugänglicher. Sie wohnen von der Drakengebirgskette nach Westen, und erwehren sich nur mit Mühe der Ueberfälle ihrer stärkeren Stammesbrüder, der eigentlichen Kaffern. Sie bilden als Barrolong, Bakwain, Baharutsi, Bakatla, Batlapi, Bamangwato &c. die Vorposten der Scheidelinie gegen die Hottentotten hin. Während die eigentlichen Betschuanen eine verweichlichte Abtheilung der gesammten Kaffersippe sind, giebt es zwischen ihnen und den eigentlichen Kaffern mancherlei Uebergangsstämme, an denen in den Matebelen mehr die Art der Kaffern und in den Bassuto mehr die Art der Betschuanen hervortritt. Die Letzteren müssen wir als denjenigen Volksstamm bezeichnen, der am meisten dem Evangelio zugänglich sich erwiesen hat, und vielleicht von Gott dazu bestimmt ist, das Salz zur Evangelisirung des ganzen Betschuanenvolkes zu werden. Ein neues Reich im Norden von der Transvaalrepublik hat Moselekazzi gebildet, ein Verwandter des Zulufürsten Tschakka, welcher von diesem mächtigen Eroberer geschlagen und gedrängt, sich auf die schwächeren Stämme der Bassuto und Betschuanen warf, sie zerschlug und aus den Ueberresten durch Vermischung mit seinen Zulu ein neues Volk und Reich bildete, das große Matebelenreich.

So haben wir eine Uebersicht gewonnen über das gesammte Völkergebiet, welches von der evangelischen Missionsthätigkeit dieses Jahrhunderts in Angriff genommen worden ist. Versuchen

wir der todten Skizzenlinie durch Zeichnung von Lebensbildern Farbe und Gestalt zu verleihen.

---

8. Die Hottentottenbevölkerung der Capcolonie.

Der arme Ureinwohner Südafricas mußte nur zu bald die Erfahrung machen, daß der Christ, wenn er, anstatt das Evangelium und mit dem Evangelio Kräfte neuen Lebens einzuführen, nur sich selbst, seine Civilisation, seine Herrsch- und Genußsucht mitbringt, bald viel ärger ist als der Heide und viel gefährlicher als die Bestien, deren sich doch auch der wilde Heide erwehren kann. Die Geschichte des armen Volks, seit es das Unglück hatte, mit den Colonisten in Berührung zu kommen, ist in wenige Worte zusammengefaßt: Die Weißen haben die Ureinwohner zuerst benutzt, dann überlistet und übervortheilt, dann beraubt, dann zu Sclaven gemacht, dann gemishandelt und wie das Wild im Walde gejagt, und endlich ausgerottet und vertrieben, was sich nicht knechten lassen wollte.

Unter den ersten Ansiedlern mochte mancher wohl noch des Gebets Ribeek's eingedenk sein. Man verkehrte wenigstens mit den Eingeborenen freundlich, bis man seiner Uebergewalt bewußt geworden, begann, sie nicht mehr als Menschen anzusehen, sondern als Arbeitskräfte, die man sich so billig als möglich anschaffte, um selbst in Ruhe leben zu können. Dazu war mit der zunehmenden Bevölkerung durch Weiße dem freien Hottentotten jedes Mittel des selbständigen Lebensunterhalts abgeschnitten. Seine Viehwaiden waren im Besitz des weißen Mannes, so daß seine Heerden, auch wenn er sie nicht gegen Tand und Branntwein verkauft hätte, nichts zu fressen gehabt hätten. Das Wild, welches in Jahren des Miswachses ausreichende Nahrung bot, war durch die Cultivirung des Landes verscheucht. Andere hatte man ihm nicht gelassen. Was blieb dem schwarzen Mann übrig, als sich in den Höhlen und Schluchten der Berge zurückzuziehen und von dort aus durch Diebstahl und Plünderung gegen seine weißen Dränger nicht etwa sich schadlos zu halten, sondern auch nur den nothdürftigen Lebensunterhalt sich zu verschaffen. Ein Kriegszustand kam auf, in welchem die natürliche Tapferkeit des Hottentotten und des Buschmanns durch den Muth der Verzweiflung gesteigert, den Weißen manche Noth bereitete, ja sie vernichtet haben würde, wenn sie nicht aus Europa frischen Zufluß von Kriegsmaterial und Leuten erhalten hätten. „Gebt uns das Land wieder,“ antwortete der Hottentottenhäuptling Klaas Stuurmann in einem Kriege am Anfange dieses Jahrhunderts einem englischen Unterhändler. „Gebt uns das Land wieder, was die Holländer

unseren Vätern geraubt haben, weiter verlangen wir nichts. Wir lebten völlig zufrieden, ehe diese holländischen Räuber kamen, uns zu quälen; warum sollten wir nicht wieder so leben können, wenn man uns zufrieden läßt? Hat der große Baas (Gott der Herr) nicht eine Menge Gras und Wurzeln und Beeren für uns wachsen lassen, und bis die Holländer es vertilgten, Wild in Menge zur Jagd uns gegeben? Wird das nicht wiederkommen, wenn diese Räuber fort sind?"

Als sich zu dem Uebermuth des Stärkeren die Leidenschaft und Rachsucht des im Kriege Beschädigten gesellte, da vergaß der Bauer dem Hottentotten gegenüber oft auch die letzte Spur von menschlichem Gefühl. Er verstand es sogar, sich mit Bibel und Bekenntnißschriften (Dortrechter Synode) zu rüsten, um seine unmenschliche Grausamkeit noch als Gehorsam gegen Gottes Gebot auszuschmücken. „Sie sind von Hams Geschlecht," sagte der bibelfeste Bauer, „darum ist es Gottes Wille, daß sie dienen sollen und nicht frei sein. Wollen sie sich gegen Gott auflehnen, müssen sie sterben!" — „Sie sind die von Canaan," sagte ein anderer frommer Bauer, und wir sind das rechte Gottesvolk, von Gott berufen, die Sünde dieser Elenden heimzusuchen; rotten wir sie aus, so thun wir nur, was Gott durch Moses Israel befahl." Noch andere brachten ihre Stellung zu den „verfluchten Hottentotten" mit der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl in Beziehung, in der Weise, daß sie sagten, sie, die rechtgläubigen Holländer, seien das von Ewigkeit erwählte, die Schwarzen das von Ewigkeit verdammte Volk, und es hieße also geradezu gegen Gottes Willen handeln, wenn man ihnen das Evangelium predigen oder gar mit ihnen Wort und Sacrament theilen wollte. Welche Bauern von Gottes Wort nichts hielten oder schon auf der Höhe der Weisheit unserer Tage standen, die griffen bereits im Anfange unsers Jahrhunderts den neuesten Entdeckungen von Carl Vogt vor, und erklärten die Schwarzen für eine Art Mittelding zwischen Mensch und Affe, welches weder auf den Namen, noch auf die Rechte eines Menschen Anspruch erheben könne. Oder sie sagten gar, Satan hätte es sich zur Aufgabe gemacht, eine dem Menschen, der doch Gottes Ebenbild sei, ähnliche Creatur seiner Macht nachzuäffen, und so sei der Schwarze entstanden. Von welchen Ausgängen aus man aber auch die wissenschaftliche Begründung seiner Anschauungen unternahm, darin war man ziemlich allgemein einig, daß die Schwarzen entweder gar nicht oder kaum als Menschen anzusehen seien. Unter dem Wort „Mensch" verstand man nur einen weißen Mann. Die Schwarzen nannte man ,,het zwarte veeh" oder ,,het zwarte Schepsel" (Creatur), oder ,,de zwarte natie", oder ,,de zwarte goederen" (die schwarze Waare), und als solche behandelte man das arme Volk,

und glaubte in dem Räuberleben desselben, in welches man sie doch selbst hineingezwungen hatte, eine völlig genügende Berechtigung zu ihrer Ausrottung zu besitzen. Einen Schwarzen aus bloßem Muthwillen niederzuschießen, galt nicht als Mord. Als einer unserer Missionare einem Bauer Vorhaltungen machte, er habe sich schon wieder mit Menschenblut befleckt, erwiederte dieser: „Och neen, Mynheer, zulke zonde zou ik toch nooit doen, als om een Menschen te doden;“ (Nein Herr, solche Sünde würde ich doch nie begehen, einen Menschen zu tödten). „Aber hast Du nicht letzten Donnerstag Deinen schwarzen Knecht niedergeschossen?“ — „Och Schepsels meent Mynheer? ja, die heb ik banje geschooten.“ (Schepsels meint mein Herr? ja die habe ich viele geschossen.) Rühmte sich doch mancher Bauer der in die Hunderte gehenden Zahl von Schwarzen, denen er das Lebenslicht ausgeblasen habe; gerade wie ein Jäger sich der Zahl des von ihm erlegten Wildes rühmt. Das hat man wenigstens völlig erreicht, daß das arme Sclavengeschlecht nicht einmal sich selbst für Menschen hielt. Einer der beiden schwarzen Dienstleute, die den Herausgeber auf seiner Reise durch Africa begleiteten, ein lieber frommer Christ und treuer gewandter Diener, sah einst auf der Reise vier Männer auf den Wagen zukommen. „Sieh, Johannes,“ sagte ich zu ihm, „da kommen vier Menschen her!“ „Neen Mynheer,“ lautete die Antwort: „dat zyn maar twie Menschen.“ „Ich sehe doch ihrer vier?“ — „ja de anderen twie zyn Schepsels.“ —

Die Feder sträubt sich, alle die Unthaten niederzuschreiben, die im vorigen Jahrhundert und im Anfange unseres jetzigen von den Bauern gegen die Schwarzen begangen wurden. Es war nichts anderes nöthig, als daß einigen Bauern das Bedürfniß erwachte, etliche Dienstleute mehr zu haben, so wurde ein „Commando“ gegen die Buschmänner ausgesandt. War ein kleiner Kraal derselben entdeckt, so wurde er umstellt, die Männer ermordet, und die Frauen und Kinder als Sclaven unter die Heldenschaar vertheilt. Das älteste solcher Commando, von welchem wir Nachricht haben, war im Jahr 1774; in acht Tagen wurden 96 Buschmänner erschossen. Ein zweites Commando brachte die Zahl der Getödteten auf 142. Von etlichen dieser Commando's liegen uns die amtlichen Berichte der Anführer vor; aber wir enthalten uns, die Greuel, die da berichtet sind, zu beschreiben. Im Jahr 1809 untersuchte der englische Colonel Collins im Auftrage der Regierung die Sache amtlich. Derselbe berichtet, er habe einen Bauern rühmen hören, daß er binnen sechs Jahren mit seinen Leuten zusammen 3200 Buschmänner getödtet oder gefangen genommen habe. Wieder ein anderer theilte mit, daß die Commando's, an denen er sich betheiligte, 2700 Buschmännern

das Leben gekostet haben. Noch ein anderer Colonist hatte in 30 Jahren 32 solche Raubzüge mitgemacht, auf deren einem 200 Buschmänner umgebracht wurden. Die amtlich constatirte Zahl der Commando's zwischen 1797 und 1823 wird auf 53 angegeben. Die Engländer hatten nach ihrer ersten Eroberung des Landes ein Corps Soldaten von etwa 500 Mann aus den Hottentotten gebildet. Sie waren mit der Haltung dieser Leute sehr zufrieden gewesen. Als sie auf kurze Zeit den Holländern das Land wieder räumen mußten, war die holländische Regierung in Verlegenheit, was mit dem Hottentottencorps anzufangen. Diese selbst begehrten in ihre Heimath entlassen zu werden. Die Bauern aber reichten bei der Regierung das Gesuch ein: Entweder solle man jedem Hottentotten eine Kette ans Bein schmieden und sie alle unter die Bauern auf Lebenszeit als Sclaven vertheilen, oder man solle das ganze Corps umzingeln und niederhauen. Doch genug von den Greueln.

Wie aber gestaltete sich das Leben derer, die es vorzogen, lieber in den Dienst der Bauern zu treten, als wie ein gehetztes Wild ihr Leben zu fristen? Freilich sehr verschieden. Etliche Bauern liebten es, sich mit einer möglichst großen Zahl von Hottentotten zu umgeben. Die hatten dann faule Tage und verbrachten ihre Zeit mit Nichtsthun, wie ihre Herren. Andere Bauern waren gutmüthiger Art, unter denen hatte dann auch das Schepsel seine gute Behandlung. Doch waren dies freilich nur Ausnahmen von der Regel. Gewöhnlich wurde der schwarze Sclave knapp in Kost gehalten. Der Hunger trieb ihn zum Stehlen; wurde er dabei ertappt, so wurde er auf die unbarmherzigste Weise geprügelt. Starb er unter den Hieben, so hatte das nicht viel zu sagen. Auf Bethanien lebte eine frühere Hottentottensclavin Maria mit ihrem Sohne Jan Golzmann. Beide waren getauft. Die Mutter erzählte unserm Br. Wuras, daß sie auf Befehl ihres Herrn für das kleinste Versehen Schläge durch ihren eigenen Sohn empfangen habe. Dieser stand dabei, als die Mutter es erzählte. „Ja," sagte er, „Gott vergebe mir meine Sünde; ich mußte das thun; denn wenn ich es nicht thun wollte, so erhielt ich die Schläge dazu, und wenn ich nicht stark genug schlug, dann stand der Sohn des Herrn hinter mir mit dem Sambok und schlug mich, und wenn der Sohn mich nicht stark genug schlug, so schlug ihn sein Vater."

Missionar Döhne erzählt von seiner ersten Reise in das Kafferland folgenden Zug: „Als heute ausgespannt war, begannen die Bauern, die absichtlich einen andern bei einem Wirthshause vorbeiführenden Weg genommen hatten, wieder ihre böse Gewohnheit von vorgestern. Da jedoch das Wetter schön war, so lockte sie das hinaus, um Ball zu spielen, wobei dann eine

besondere Ausgelassenheit und Ruchlosigkeit offenbar wurde. Die Heiden (Hottentotten und Kaffern), die sich den ganzen Weg in ihrem Betragen vor diesen Christen ausgezeichnet hatten, verfielen heute auch in ihre natürliche Wildheit. Ein großer, starker Treiber schlug seinen kleinen, schwachen Leiter; und als er diesen durchgeprügelt, machte er sich an einen andern Leiter. Während dem hörte ich den Lärm, sprang hinzu, und brachte sie auseinander. Kaum war eine kleine Weile Ruhe, so begann der große Treiber wieder mit den beiden Leitern, und es währte nur einige Augenblicke, so hatten sie ihre Gesichter schrecklich zerfetzt. Die Bauern sahen dies mit vielem Lachen an, und hetzten den Treiber auf, er solle tüchtig hineinschlagen. Ich sah nun das Blut fließen und konnte mich nicht enthalten, den Bauern ihre Schadenfreude zu verweisen, und die Heiden zum andern Mal auseinander zu bringen. Als wieder einen Augenblick Ruhe war, kamen dann die Bauern selbst und fielen über die Leiter her, die schon jämmerlich zugerichtet waren; und ich hatte große Mühe und Noth diesem zu wehren. Es war eine schauderhafte Scene, wobei sich die Wildheit der Heiden recht offenbarte; denn mit schäumendem Munde griffen ihre Hände nach Steinen, Beilen, Feuerbränden, Stücken Holz, Messern, Kochgeschirren, und was immer ihnen zunächst stand. Die Heiden rührten mich nicht an, und hatten große Achtung vor mir, aber einer von den Bauern hätte gern seine Hand an mich gelegt, wenn ihn nicht der Herr durch Furcht geschlagen hätte. Ich war ihnen ohnehin schon im Wege und ein Gegenstand der Verachtung, weil ich manchmal mit den Heiden über ihr Seelenheil sprach. O, wie häufen solche Christen den Zorn auf den Tag des Gerichts! — Kaum war die Schlägerei zu Ende, so weinten die Heiden die bittersten Thränen, daß sie sich so zugerichtet hatten; ja der große Treiber, den ich ernstlich bestrafte und ermahnte, weil er schon getauft war, konnte sich kaum zufrieden geben, daß er so dem Teufel und dem Zorn seines Herzens gefolgt war. Diese Thränen beschämten die Christen nicht wenig; sie waren nun todtstill."

Unserem Br. Wuras erzählte ein Bauer ganz umständlich, wie er dazu gekommen sei, seinen Pflug durch Schwarze ziehen zu lassen, statt der Ochsen.

„Während des Gesprächs mit dem Herrn L. und den andern Bauern, kam ein Bauer aus der Republik, der mich bat, ihm ein Stück Fleisch für seine alte Mutter zu geben. Ich theilte ihm mit, was ich hatte. Als der Prediger das sah, fragte er lachend: Nun N. N. denkst Du noch, daß die Missionare so böse Menschen sind? Der Bauer nahm das sehr übel, und fragte, ob er alle Bauern über einen Kamm scheren wolle. Nun ja, sagte der Prediger, eine Schwalbe macht keinen Sommer.

Es ist wahr, fuhr der Bauer fort, ich bin böse, sehr böse auf die Missionare, aber nicht auf alle. Ich bin böse auf die Londoner Missionare, sie schänden unsre Namen, indem sie nach London, an das englische Gouvernement schreiben, daß wir die Kinder der Schwarzen im Backofen lebendig rösten, sie mit glühenden Zangen kneifen und sie zu Sclaven machen 2c. Nun erging er sich in Schimpfreden gegen jene Missionare. Doch, sagte er, giebt es auch gute Missionare, dieselben mit Namen nennend; natürlich schloß er auch mich mit ein, denn ich hatte ihm ja eben Fleisch gegeben. — Jetzt, dachte ich, ist eine gute Gelegenheit, um zu erfahren, ob es wahr sei, daß die Bauern der Republik Betschuanen an Stelle von Ochsen in den Pflug spannen, wie ich von Betschuanen gehört hatte. Ich knüpfte zu diesem Zwecke an die gegen die Missionare ausgesprochenen Beschuldigungen an, und nahm die Missionare in Schutz, indem ich sagte, sie könnten ja von Augenzeugen gehört haben, daß die dortigen Betschuanen den Bauern Sclavenarbeiten verrichten müssen. Z. B. ich setze den Fall, ein Reisender sähe in der Republik hie und da anstatt der Ochsen Betschuanen in den Pflug gespannt, müßte er nicht darauf kommen, daß sie Sclaven wären, ohne es wirklich zu sein? Es giebt vielleicht arme Bauern, die zwar einen Pflug, aber keine Ochsen haben. Nun kommen aber 10 bis 12 Betschuanen zu ihm, die Arbeit suchen, um etwas zu verdienen. Welche Arbeit soll der Bauer ihnen geben? Er will sie graben lassen; der Bauer hat aber nur einen Spaten in seinem Besitzthume. Nun sagt er zu den Betschuanen: „schepselen, ich will euch zeigen, wie wir Weißen unser Land bearbeiten," spannt sie vor den Pflug und die Betschuanen lassen es sich gefallen und empfangen nach vollendeter Arbeit ihre Bezahlung. Der Fremde aber, der davon nichts weiß, zieht daraus den Schluß, sie (die Betschuanen) sind Sclaven, und erzählt es weiter, man glaubt ihm, und so kommt man zu der Ansicht, daß ihr die Betschuanen zu euren Sclaven macht. Der Bauer rief aus: Sie haben es getroffen. Ich selber, fuhr er fort, habe eine Anzahl Betschuanen den Pflug ziehen lassen, dabei waren sie lustig und guter Dinge; sie haben das Land besser umgepflügt, als ich es mit meinen Ochsen thun kann. Darnach habe ich sie auch in den Wagen eingespannt, um Steine für einen Kraal anfahren zu lassen. Das war für sie (die Betschuanen) leichter, als die Steine auf ihren Schultern anzutragen. — Der Prediger L. und die andern Bauern lachten über dieses Selbstbekenntniß. Was er gethan, mögen viele Andern thun, und zwar durch Zwang, was nichts Anderes als Sclaverei ist."

Ein anderer Zug wird in den Jahresberichten von 1829 mit folgenden Worten erzählt: „Die Familie eines alten Bauern, nicht weit von hier, hielt sich vor einiger Zeit für behext; eine

Sclavin wurde sogleich dieses satanischen Verbrechens beschuldigt, und es ward beschlossen, sie für jeden Preis zu verkaufen. Sie hatte einen Mann und sieben Kinder, darunter einen Säugling an der Brust. Alle wurden ihr entrissen, bis auf den letzteren, und auch diesen wollte man durchaus ihr nehmen. Sie wurde beinahe rasend, weil sie sich nicht von ihrem Kinde trennen wollte. Einige der barbarischen Bauern legten schon die Hände an sie, hielten ihre Arme, und wollten ihr eben das Kind von der Brust reißen. Eine freundliche Englische Dame und ihr Mann, die gerade anwesend waren, baten den Eigenthümer mit Thränen, Mutter und Kind zusammen zu lassen; aber ihre menschenfreundlichen Vorstellungen erhielten nur einen Strom von Schmähreden zur Antwort. Endlich wurde die arme Person auf dem Tische zur Schau ausgestellt, aber dem Ausrufer wurde ausdrücklich eingeschärft, den Käufern zu sagen, daß die Mutter allein verkauft werde! Da erfuhr den Vorgang eine obrigkeitliche Person aus der Nähe, eilte herbei und erklärte dem Verkäufer, wenn er so grausam alle Bande der Natur zerreißen wolle, so werde er den Verkauf gänzlich untersagen. So wurde der armen Frau eins von ihren sieben Kindern gelassen, aber die übrigen und ihr Mann wurden ihr geraubt, indem sie einem andern Herrn zufielen."

Die furchtbare Waffe, den zolldicken Ochsenziemer (Sambok) aus Rhinozeroshaut, gebrauchte der Bauer viel häufiger gegen seine schwarzen Sclaven, als gegen sein Vieh. Mit der furchtbarsten Kaltblütigkeit rauchte er seine Pfeife dazu, während das arme Hottentottenweib vor seinen Augen geknebelt, und so lange zerhauen wurde, bis an ihrem Leibe keine Stelle mehr blieb ohne blutige Striemen. Das Kind, welches sich an die Mutter schmiegte, wurde auch nicht verschont. Auf diese Weise sind Viele zu Tode gepeitscht.

Einen achtjährigen Hottentottenknaben fanden die Engländer bei der Eroberung des Landes mit einem Paar eisernen Ringen von 10—12 Pfund Gewicht, die man ihm um die Beine geschmiedet hatte, und die schon ganz in das Fleisch gewachsen waren. Der arme Junge konnte nur noch auf der Erde kriechen. Sein Herr, der Bauer, gab an, der Junge sei ein unnützer Bursch gewesen, habe immer geschlafen, anstatt auf das Vieh zu passen, und durch ihn habe er bereits so und so viel Schafe verloren. Der General ließ durch den Hufschmied die Ringe lösen, und auf drei Tage dem Bauer anschmieden. Dieser tobte und brüllte fürchterlich, nicht so sehr aus Schmerz, als aus Wuth darüber, daß man so mit einem „Menschen" umgehen könne. Die erste Nacht hörte man ihn unaufhörlich schreien: „Myn God, is dat een maneer, om met een Christen mensch te handelen." Daß er eben so behandelt wurde, wie sein schwarzer Sclave,

schien ihm das größte Verbrechen zu sein, das begangen werden konnte.

Zwar waren die Diensthottentotten nicht eigentlich Sclaven. Man machte einen Unterschied zwischen den geradezu für Geld gekauften Sclaven — die durch Sclavenhändler importirt wurden, als man nicht mehr Dienstleute genug aus den Eingebornen fand, — und zwischen den sogenannten freien Hottentotten. Der Hottentott bekam seinen bestimmten Lohn, etwa einen Ochsen oder ein Dutzend Schafe für das ganze Jahr. Dafür machte der Bauer aber seine Gegenrechnung in Tabak und Branntwein, so daß selten etwas übrig blieb. Fehlte ein Stück Vieh, so mußte der Hottentott es ersetzen, durfte auch nicht eher aus dem Dienst entlassen werden, bis er alles abgearbeitet hatte. Forderte er dann seine Entlassung, so bekam er wohl so viel Schläge mit dem Sambok, daß er flehentlich bat, doch nur bleiben zu dürfen. Entlief er, so wurde er mit Hunden gehetzt und todt oder lebendig zurückgebracht. War er alt und konnte nichts mehr verdienen, dann schickte ihn sein baas weg, behielt aber alle in seinem Hause geborenen Kinder. Denn auf deren Dienstarbeit hatte er bis in ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr ein gesetzliches Recht. Der Vater selbst ging in die Fremde, ohne etwas anderes sein eigen nennen zu können, als das Schaffell, das er auf dem Rücken trug.

Kein freier Hottentott war fähig, ein Eigenthum sich zu erwerben. Kein Sclave durfte getauft werden, wenn er nicht zuvor frei geworden war.

Aber gab es denn in der ganzen weißen Bevölkerung keine fühlende Seele, die mit den Armen Mitleid hatte? O ja, freilich, es gab ihrer. Die Familie Wehmeyer z. B. wird noch heute von den umwohnenden freien Hottentotten, obschon die Zustände völlig sich verändert haben, und die Hottentotten auch in die Rechte der freien Staatsbürger eingetreten sind, als ihr baas gern geehrt, weil sie mit patriarchalischer Fürsorge ihre Diensthottentotten behandelte. Andere fromme Bauern gab es, die kinderlos sterbend, ihre Diensthottentotten zu Erben ihres Eigenthums einsetzten. Noch andere genossen, mitten zwischen räuberischen Buschmännern wohnend, unangefochten von ihnen Achtung und Frieden, weil sie ihre Schwarzen menschlich behandelten. Aber solcher Leute gab es im Anfange unseres Jahrhunderts kaum einen unter zehn.

Und die Regierung? Ja freilich, sie verabscheute, brandmarkte durch ernste Gesetze solche Gräuelthaten, setzte auch hohe Strafen fest, aber ihr fehlten die Mittel zur Ausführung. Wollte der Landdrost sich der Gedrückten annehmen, so hatte er es mit den Bauern verdorben. Zeigte er einen Uebelthäter bei der Regierung an, so war der Weg zur Capstadt sehr weit. Der Vorgeladene erschien einfach nicht; er wurde in die Acht erklärt, blieb aber

ruhig auf seinem Grund und Boden sitzen. Seine einzige Strafe bestand darin, daß er nicht mehr persönlich in der Capstadt sich sehen lassen durfte. Dr. Philipp hat nachgewiesen, daß es unter der englischen Regierung faktisch noch fast schlimmer geworden war, als unter der holländischen! —

Und welche Erndte konnte aus solcher Aussaat erwachsen? Konnte der Hottentott, wenn er mehr als ein Jahrhundert lang wie ein Vieh behandelt wurde, wenn er sehen mußte, daß ihm seine Kinder gestohlen, seinem Weibe und seinen Töchtern vor seinen Augen Gewalt angethan wurde, wenn er selbst keinen Augenblick vor dem Mordgewehr und dem Sambok seines weißen Tyrannen sicher war, wenn er dazu nie etwas von Gott und seinem Wort hörte, etwas anderes werden, als ein verdumpftes und verstumpftes Vieh? War es zu verwundern, wenn er nun sich kein Gewissen machte, seinen Herrn zu bestehlen und zu belügen und zu betrügen, wo sich die Gelegenheit bot? Wenn er im Branntwein wenigstens vorübergehende Erheiterung suchte? wenn er in Unreinigkeit und Schmutz und Unzucht verkam?

Es war unvermeidlich, daß die Bevölkerung des Landes von Jahr zu Jahr sichtlich zusammenschmolz, und daß in demselben Maße die weißen Herren bei Verminderung der Zahl der Diener genöthigt waren, sich solche anderweitig zu verschaffen. Eine bunte Mischung von Sclaven aus allen benachbarten Völkern, (Mozambikern, Negern, Kaffern, Hindu, Malaien und Mischlingen aller Art) bildete sich, eine Bastart-Generation entstand. Tausende von Muhamedanern zogen in das Land. Das ist die schwarze Bevölkerung der Hottentotten in der Capcolonie, ohne Nationalität, ohne Sitte, ohne Recht, ohne Glauben, ja fast auch ohne Aberglauben, ohne eigene Sprache, ein gründlich in Sünde und Elend verkommenes Volk, welches die Mission vorfand, als christliche Sendboten zum ersten Male das priesterliche Mitleid des Herrn Jesu zu diesen Verkommenen brachten. O ihr Heuchler, die ihr den Mund vollnehmt mit Reden von Humanität, Menschenrechten, Gleichberechtigung Aller, Civilisation und Cultur. Ihr seid die nicht gewesen, die sich dieser Elenden annahmen, die Vaterland und Freundschaft verließen, um diesen Armen Hülfe zu bringen! Der Christ ohne Christum kann den Schwarzen nur Elend bringen mit der Civilisation, davon hat die erste Geschichte der Capcolonie den unumstößlichen Beweis geliefert! Und wie wollt ihr doch noch von Liebe reden, indem ihr die Mission schmäht, und wollt dies aufopfernde Liebeswerk der Jünger Christi Schwärmerei und verlorene Mühe nennen, weil die Erfahrung ja doch gelehrt habe, daß die Ruchlosigkeit der Weißen dennoch bisher, allen Bemühungen der Missionare zum Trotz, die farbigen Eingeborenen einem unvermeidlichen Untergang entgegen führe?

Daß das letztere nicht nöthig sei, daß auch das elende Hottentottenvolk der Wiedergeburt aus dem Evangelio zugänglich sei, zu der ihm der letzte Wille des Herrn Jesu ein testamentarisches Recht zugesprochen hat, das haben die Arbeiten der Missionare für den, der Augen hat zu sehen, unwidersprechlich ebenfalls in Südafrica bewiesen.

Doch wir wollen nicht vorgreifen! Vollenden wir erst unsre Zeichnung von dem Zustande der verschiedenen heidnischen Völker, wie sie die Mission vorfand.

Die Entwicklung der verschiedenen Mischlingsstämme, der Griqua, Gonaqua, den Orlamschen, lassen wir einstweilen unberücksichtigt. Sie hängt zu unmittelbar mit den Arbeiten der Mission selbst zusammen, und bleibt daher einer spätern Darstellung für ihren Ort vorbehalten. Wir wenden uns also sofort zu der Beschreibung der africanischen Völkerstämme, wie sie über den Gürtel jener Mischlingsstämme hinaus wohnen, und betrachten zunächst die freien Stämme der

9. Namaqua und Koranna.

Wer von der Capstadt nach Norden reist, den führt sein Weg zunächst durch das „Schwarzland," das „Gebiet der vierundzwanzig Flüsse," jetzt die Kornkammer des Caplandes, früher das Paradies eines großen Hottentottenstammes, dessen Heerden die Ebenen bedeckten, und dessen Jägern es nie an Wild gebrach. Auch weiter hinauf nach Norden bis zum Oranjefluß giebt es noch manch fruchtbares Thal. Aber näher heran an den Oranjefluß und über denselben hinaus beginnen öde Sandwüsten, mit nackten Felsreihen durchzogen. Nur wenige Flüsse halten das Wasser das ganze Jahr hindurch; selbst das Trinkwasser muß man sich oft aus ihrem tiefen Bette durch Graben hervorholen. Kaum ein einziger bringt sein Wasser bis in das Meer hinein; es versiegt im Lauf. Doch erzeugt der Wasserlauf hier und da sehr fruchtbare grasreiche Ebenen, die nur in Jahren sehr starker Dürre veröden. Missionar Schmelen berichtet in einem Brief vom 23. August 1831 an die rheinische Missionsgesellschaft von einem wilden Feigenbaum, den er in einem solchen Flußthal antraf, der 27 Ellen im Umfange maß, und dessen Höhe er auf 100—150 Ellen (?) schätzte. (Berl. Miss.-Ber. 1833 p. 145.) Auch andere schöne Bäume fand er in den ausgetrockneten Flußbetten. Hier und da sind einzelne Quellen, oft heiße; viele sind bitter und schwefelicht. Zuweilen erquicken starke Gewitter das Land, dann füllen sich die Flüsse und das Land bedeckt sich plötzlich mit einer Rasendecke. Doch bleiben die Gewitterregen manche Jahre

aus, oder ziehen nur in schmalen Strichen. Nach der Wallfischbai zu sind die Gebirge sehr kupferhaltig und würden reiche Ausbeute geben, wenn einigermaßen ständige Arbeitskräfte zu beschaffen wären. Der Mangel an letzteren hat die bisherigen Versuche als nicht besonders lohnend ergeben. Dies ist das Land, welches heute vornämlich von den Hottentotten eingenommen ist, den alten Ureinwohnern des Landes, welche sich selbst nicht Hottentotten, sondern Koin-Koin, d. h. Menschen nennen. Den Namen Hottentotten sollen sie davon erhalten haben, daß sie im Tanze sich bewegend vielfach die Worte Hotten-Totten hören ließen.

Der angegebene Charakter des Landes läßt irgendwie beständige dauernde Niederlassungen nur an sehr vereinzelten Stellen zu. Die Namaqua- und übrigen Hottentottenstämme (welche, ein großer Stamm nach Norden, ein anderer (die Koranna) nach Osten den Oranje- und Vaalfluß hinauf zogen) sind daher auf ein unbeständiges Wanderleben angewiesen, das nicht selten in Raubzüge ausartet. Auch sammeln sie sich nie zu einem größern Volk, sondern zerspalten sich in eine Menge kleiner Stämmchen, die unter einander heftige Fehden auskämpfen. Man hat sie nicht mit Unrecht die „Beduinen Südafrica's" genannt.

Auf das engste stammverwandt mit den Namaqua sind die Koranna. Und da unsere Berliner Mission gerade unter diesem edlen Zweig des großen Hottentottenvolks ihre erste Arbeit von dem Herrn zugewiesen erhielt, wollen wir unsere Charakterschilderung der Hottentotten auf dieselben beschränken. Sie wird in den Grundzügen auch den Charakter des Namaquavolks zeichnen.

Der Korab (Einzahl von dem Pluralwort Koranna) ist mittlerer Größe, seine Gesichtsfarbe schmutzig gelb, sein Haar wollig. Die Form seines Kopfes ist mehr dreieckig als rund, der hintere Theil desselben ragt etwas stark vor; er hat kleine in's schwarze übergehende Augen, hervorstehende Backenknochen, platte Nase und dicke Lippen.

Das Korannavolk zerfiel noch um die Mitte unsers Jahrhunderts, obgleich nur 20,000 Köpfe zählend, in 17 Stämme.*)

*) Es sind folgende: 1) Am cakua oder die Rechthände, mit dem Häuptling Goliat, auf unsern Stationen Bethanien und Hebron wohnhaft. 2) Keicha eis, die Zauberer, mit dem Häuptling Jacobus (Müller), früher am Modderfluß, später größtentheils auf unserer Station Hebron ansäßig. Beide Stämme zusammen heißen auch nu-eis, das schwarze Volk. 3) Arei cakua die Linkhände (vgl. Berl. Miss.-Ber. 1847 S. 191), unter dem Häuptling Gert Hareip; unter ihnen ist die berliner Station Saron angelegt. 4) Kungtei-eis, die Springböcke, ein zahlreicher an 2000 Seelen zählender Stamm, der theils am Vaalfluß bei der berliner Station Pniel, theils weiter westlich am Oranjefluß wohnt. Der eigentliche Häuptling desselben ist Chorab nu. Sein ihn an Ansehen übertreffender Stellvertreter ist der bekannte Jan Blum. 5) Kei-Koranna, die großen Ko-

Die Stämme sind ein Nomadenvolk, das sich ganz glücklich fühlt im Besitz von vielem Vieh. Auf Grundbesitz legen sie keinen Werth und verkaufen ihn gern und leicht um eine Kleinigkeit. Sie haben außerordentlich wenige Bedürfnisse des Lebens. Ihre auf's Wanderleben eingerichteten Hütten können sie in einer Stunde abbrechen, auf ihre Pack-Ochsen legen und sich sogleich damit in Bewegung setzen. Die von Binsen geflochtenen Matten, welche die Bedeckung der Hütte ausmachen, werden einfach zusammengerollt, und auf beiden Seiten des Pack-Ochsen festgebunden. Die krummgebogenen Stäbe, welche die Matten tragen, werden aus der Erde gezogen, und ebenfalls an beiden Seiten des Ochsen befestigt. An ihnen werden die Milchgeschirre, Bambusse (Holzgefäße), Schüsseln, Löffel, befestigt. Vorräthe haben sie nicht. Also in wenigen Stunden kann ein ganzer Kraal abgebrochen und in Bewegung gesetzt werden. Sie können lange hungern, dann aber auch unglaublich viel mit einem Mal essen. Am liebsten genießen sie Milch und etwas Korn; Fleisch nur selten. Wird ein Rind geschlachtet, oder ein Wild erlegt, so wird es gemeinhin in einem Tage verzehrt, denn Alle nehmen an der Mahlzeit Theil. Auch braten sie eine Art kleiner Zwiebeln, die unserer Kartoffel an Geschmack gleichen.

Ihre Kleidung besteht bei Männern, wie bei Weibern in einem Karoß, der ihnen zugleich Nachts als Decke dient. Als Kopfbedeckung tragen die Männer das abgezogene Fell eines Hasen oder Schakals; die Frauen als Zierrath Ringe von Messing an den Armen und an den Beinen, auch Perlschnüre um den Hals. Die Backen schminken sie roth, die Augenbrauen schwarz. Sie sind sehr eitel und schmücken sich gern, wer irgend es vermag, mit europäischen Kleidern und Hüten. Doch kommt es ihnen dabei weder auf die moderne Farbe, noch auf die Zerrissenheit und Abgeschabtheit dieser Kleider an.

Die Arbeit des Korab ist so zu sagen Nichtsthun. Er geht auf die Jagd, zähmt Pferde und Kühe und bereitet etwa einen Karoß. Andauernde Arbeit hält er für Knechtsdienst, der

---

ranna auf der Wesleyanischen Station Mirамezi. 6) Hu-ei eis, das Scorpionen-Volk am Vaalfluß, unweit Hebron. 7) Dausei-eis, Esel-Volk, am Vaalfluß. 8) Kurri eis das hochmüthige Volk, in der Nähe von Pniel. 9) Kurri-kama, die Hochstehenden, am Zusammenfluß des Vaal- und Oranjeflusses. 10) Kumtee-eis, Kräuter-Volk, zerstreut unter den Griquas. 11) Chau-ei-kua, die Nilpferde, am Modder- und Vaalfluß. 12) Hoang kua, die Katzen am Oranjefluß. 13) Namm eina, das Karoß-Volk, am Oranjefluß und unter den Griquas zerstreut. 14) Channis-eis, Buch-Volk, weit unten am Oranjefluß. 15) O cho kua, die Schmal-Backen, ebendaselbst. 16) Kau kua, die Schneider (in der Bedeutung: die etwas schneiden) ebendaselbst. 17) Amsa kua, die Schaber oder Gerber, ebendaselbst.

den freien Mann entehre. Einzelne Handwerker verfertigen die einfachen Holzgeräthe, Karosse und Schuhe. Die Frauen verfertigen die Matten zur Hütte und halten dieselbe im Stande, besorgen das Brennholz und melken die Kühe.

Die Waffen der Koranna bestanden früher nur aus Pfeil und Bogen, Assagai (Spieß) und Knopfkirri (ein kurzer Stock mit dickem Knopf, den sie zum Werfen ebenso wie zum Schlagen gebrauchten). Seitdem sie von den Europäern das Feuergewehr empfangen haben, gebrauchen sie nur dieses, und seit sie die Ueberlegenheit desselben über die noch nicht damit versehenen Betschuanen kennen lernten, liebten sie es, gegen dieses Nachbarvolk Raubzüge zu unternehmen, obgleich sie eigentlich von Natur weder sehr energisch noch kriegerisch sind.

Hervorstechende Züge ihres Charakters sind List, Verschlagenheit, ungemessener Hochmuth, Trägheit, Rachsucht, die sie oft lange Jahre hindurch verbergen können. So z. B. hatten die Griqua vor vielen Jahren den Bruder des bethanischen Koronnahäuptlings Piet Witfoet getödtet. Eines Tages kommen einige Griqua auf dessen Kraal. Er ladet mit kaltem Blut sein Gewehr, und spricht, indem er abfeuert und der Griqua sich in seinem Blute wälzt: „Dies ist für meinen Bruder.“ Im Uebrigen ist der Korab gutmüthig, gefühlig und deshalb leicht erregbar, für die Eindrücke des Worts Gottes eben so entzündbar, als ihm alle Energie, die empfangenen Eindrücke in That und Leben umzusetzen, fehlt. Heftig und jähzornig, zum Streit und Zank geneigt, bringt der Koronna für seine Unabhängigkeit und Freiheit jedes Opfer. Träge bis zum Exceß sieht er es lächelnd mit an, wenn die Kälber zu den Kühen laufen und ihm die Milch, sein einziges Hauptnahrungsmittel aussaufen. Er hungert lieber zwölf Stunden länger, als daß er sich oder seine Kinder mit dem Aufpassen des Viehes bemühte. Läuft ihm sein Vieh, sein einziger Reichthum, fort, so bedarf er Tage zu dem Entschluß, es wieder zu suchen. So veränderlich wie sein Wohnort, ist auch sein Charakter. Bald verspricht er, schwer hält er das Versprechen. Bald beginnt er etwas, selten bringt er's zu Ende. Unverschämt ist er in seinen Forderungen, lästig in seinen Leistungen. Umherschlendern, Schlafen, vielleicht einmal einen Jagdtocht unternehmen ist ihm genügende Beschäftigung. Bei allem dem hält er von Niemand so hoch wie von sich und seinem Stamme. Und ginge er in Bettlerlumpen umher, so verachtet er den Betschuanen im Tigerkaroß. Deshalb ist die Missionsarbeit unter den Koronna mit die schwerste Aufgabe, die einem Missionar gestellt werden kann. Alle anderen Missionsgesellschaften, die die Arbeit unter ihnen begannen, sind daran erlahmt, nur die tapferen barmer Missionare unter den Namaqua, die Wesleyaner etwa, die doch wenigstens die größte

ihrer Namaquastationen noch bis heute behaupten, und die Berliner unter den Koronna haben ausgehalten.

Die Sprache des Korab, welche nach neueren Forschungen viel Verwandtes mit der der alten egyptischen Kopten haben soll, ist eine für ein musikalisches Ohr wahrhaft gräuliche. Sie ist voller Zungenschläge, Klixe, Kehllaute, welche sonst ähnlich klingenden Worten völlig verschiedene Bedeutung geben. Z. B. der bloße Vocal a ist ein Wort, welches je nach dem mit ihm verbundenen Klix oder Kehlhauch bedeuten kann: Ja, lieben, hungern, schlachten, naß, stehlen, dursten, weinen, trinken. Da finde sich ein ungeübtes Ohr zurecht! Liest man Geschriebenes, so sieht es sich leidlich an, aber hört man sprechen, so wird man an das Grunzen der Schweine, an das Krächzen der Raben und an das Schluchzen des weinenden Kindes erinnert. Der grammatische Bau der Sprache soll viel Interessantes darbieten, namentlich von einer Ausbildung und einer Zierlichkeit sein, wie man solche sonst nur in den Sprachen sehr gebildeter Völker zu finden pflegt. Wir theilen zur Probe das Vaterunser in derselben mit. Es lautet:

Sida iim humi na hang zi! Sa onna aab
Unser Vater Himmel in seiend Du! Dein Name daß er
annung annunge Sati Chuub aab ha; Sati tieb
geheiligt werde. Dein Reich daß es komme. Dein Wille
aab i, humi na ib i kgama aab huub eib
daß er geschehe Himmel in er geschieht wie, daß er Erde
ei chawa nati i; Sida ti hoa ei ku breeb mada
auf auch so geschehe; Unser allezeit Brod gieb uns
heeceeb cha Sida chosa kùa urruba da, sida na sida
(diesen Tag an) Unsre Schulden vergieb uns, wir unsern
heute.
chosaba auna urruba kgama hieng; Thang Thang cha u ka
Schuldigern vergeben so wie Versuchung in bring
da chu; kasieb hoaab oree ba da. Satib kje chub
uns nicht; Bösem allem erlöse uns von. Dein es Reich
ba, a keib ba a dawasa ba. Hoa eiku
seiend und Kraft seiend und Herrlichkeit seiend. Allen Zeiten
cha oder (ammo ammo) Amen.
zu (ewiglich)

Nach Aussage der Koranna hat noch kein Buschmann oder Betschuane, und hätte er 20 Jahre unter ihnen gelebt, ihre Sprache richtig aussprechen gelernt.

Volkssitten haben sich beim Korab nur wenige aufbewahrt. Dem neugebornen Kinde wird ein Stück Fell des zu seinen Ehren geschlachteten Thiers um den Hals gehängt. Das soll Reichthum und Glück bringen. Die Armen, die kein Vieh schlachten können, sind übel dran. Ihre Kinder können nie reich werden. Darum

werden sie verachtet. Stirbt Jemand, so erheben die Weiber ein entsetzliches Klagegeheul, und verwunden ihr Vieh mit Messern und Assagaien. Das Grab machen sie 4—5 Fuß tief und graben, ähnlich wie früher die Phönizier und Juden und Egypter, unten in der Seitenwand eine kleine Kammer, in welche der Leichnam gerade hineinpaßt; derselbe wird immer mit dem Kopf nach Osten gelegt. Der achtzehnjährige Knabe wird unter die Männer aufgenommen mittelst einer Feierlichkeit, bei der Vieh geschlachtet wird, wovon aber nur Männer essen dürfen. Der Hauptakt der Handlung heißt kau, schneiden, und besteht darin, daß der älteste Mann dem Jüngling unter der Herzgrube mit dem Messer mehrere Schnitte beibringt, in welche gestoßene Kohle gestreut wird, um sie recht bemerkbar zu machen. Solche Schnitte erhält auch der, welcher eine Heldenthat gethan, z. B. ein Nilpferd erlegt hat.

Will ein Koranna-Jüngling ein Mädchen freien, so treibt er so viel Vieh, als er vermögend ist, vor ihre Hütte. Will ihn das Mädchen nicht, so jagt sie das Vieh mit ihrem Vorschurz weg; will sie ihn, so läßt sie das Vieh stehen. Dasselbe wird sofort geschlachtet, der ganze Kraal versammelt sich und es wird verzehrt. Die Ehe ist geschlossen; ohne solch Fleischessen würde die Ehe nicht gesetzlich gültig sein. Obgleich Vielweiberei selten unter den Koranna vorkommt, ist das eheliche Verhältniß zwischen Mann und Weib sehr lose. Um der geringsten Ursache halben verläßt der Mann sein Weib, und hat deren oft 6—8 hintereinander.

Die Volksspiele laufen fast nur auf Fressen, Saufen, Tanz und Unzucht hinaus. Beim Rohrspiel versammeln sich die Weiber in mondheller Nacht, klappen mit den Händen, werfen ihre Schurzfelle in die Luft und fangen sie auf. Beim Wolfspiel läuft ein Mann mit blankem Messer zwischen das Vieh, heult wie ein Wolf, und sticht nieder, was ihm in den Weg kommt. Das wird dann gemeinsam gegessen, und schließlich endet alles in gräulicher Unzucht.

Etliche alte Gesetze (die sie von den ersten Menschen ableiten) haben die Koranna von ihren Voreltern durch Tradition ererbt, z. B.: Du sollst nicht stehlen; du sollst keinen Hasen und Schakal essen, sollst auch keine Ziegenmilch trinken. Für die Armen sollst du schlachten. Wenn du deines Nächsten Kuh oder Schaf im Felde verirrt findest, sollst du es wieder zurückbringen — zum Theil Anklänge an jüdische und egyptische Gesetze, welche ebenso wie die Art der Bereitung des Grabes (s. o.), etliche Vorstellungen von religiöser Reinigung, und wie die mit dem alten Koptischen sehr verwandte Sprache die Vermuthung bestärken, daß die Hottentotten einmal von Egypten an der Ostküste herab eingewandert sind.

Von Gott und göttlichen Dingen haben die Koranna im Laufe der Jahrhunderte ihres Heidenlebens fast die letzte Spur verloren. Der Name Cü Koab bezeichnet in ihrer Sprache „Gott." Niemand weiß sicher, woher er stammt und was er bedeutet. Schon in den Berichten von Georg Schmidt (1740) kommt dieser Name für „Gott" vor, und als später Anderson und Jansen das Wort vom lebendigen Gott unter den Hottentotten verkündeten, sprachen sie: Ist das nicht Cü Koab, von dem wir schon von unseren Vätern gehört haben? Dieser, sagen sie, sei das allerhöchste gute Wesen, Kau naam (der Teufel) das Böse. Cü Koab war der Schöpfer aller Dinge. Er schuf zwei Menschen, ein Männlein und ein Fräulein. Den Mann nannte er Kamma (d. h. Straußfeder, d. h. Majestät), die Frau Hau na maos (d. h. gelber Messing, schöner Schmuck). Von Cü Koab empfingen die ersten Menschen Kühe zur Milch, Assagai, Pfeil und Bogen fürs Wild, einen Heisstock (Keule, oder Stock mit dickem Knopf) und Schild zur Wehr, und einen Schakalsschwanz zum Trocknen des Schweißes. Cü Koab wohnt jenseits des blauen Himmels in einem weißen; will er den Menschen zürnen und sie strafen, so kommt immer der blaue Himmel dazwischen und wendet es ab. Denn von Cü Koab kommt nur Gutes, von ihm erwarten sie Hülfe. Kau naam aber wohnt im Feuer und die Bösen müssen auch dorthin, von ihm kommt alles Uebel, vor dem muß man sich fürchten. Missionar Wuras erzählte dem Herausgeber, er habe durch einen alten Hottentotten einmal den Ursprung des Namens Cü Koab gehört. Zu der Zeit, als der erste Missionar ins Land gekommen, haben zwei Brüder, Söhne eines mächtigen Fürsten, mit einander um die Herrschaft gestritten. Der jüngere habe den älteren überwunden, und dann nach und nach auch alle Hottentotten sich unterworfen, so daß sein Name weit und breit gefürchtet wurde. In der Schlacht gegen seinen Bruder habe er eine Wunde am Knie empfangen, und seitdem den Namen Cü Koab geführt, d. h. „verwundetes Knie." Als nun der Missionar die Leute gefragt habe, wie sie denn wohl das allermächtigste Wesen in der Welt nenneten, haben sie alle einer wie der andere geantwortet: Cü Koab, und der Missionar, ohne die eigentliche Bedeutung des Worts zu kennen, habe dasselbe für „Gott" in Gebrauch genommen. Von den Hottentotten ist es dann auch zu den Kaffern gekommen und in ihrer Weise umgestaltet in U Tixo. Van der Kemp fand dies Wort bei den Kaffern schon vor. Die sagten ihm, es käme von den Hottentotten her und bedeute so viel als: Einer, der Strafe verhängt. Im Lande Congo (Nieder-Guinea) im Reich Bamba verehren die Leute ein Wesen göttlich, das sie Tschikob nennen (vergl. Missionsfreund Jahrg. 1849 p. 94). — Immer möglich, daß alle diese Reste



Gegend in Hoogeveldt am oberen Vaalfluß.

von Gotteserkenntniß, die die Missionare unseres Jahrhunderts vorfanden, keinen älteren Ursprung haben, als die Erinnerungen aus den Erzählungen der ersten Christen, mit denen die Hottentotten in Verkehr kamen. Die Vorstellung von dem blauen Himmel, der sich vor den weißen (majestätischen) hinstellte, um Gott am Strafen zu hindern, erinnert an die Gnade Jesu und an den Glauben. Auch von der Sündfluth hat sich eine alte Ueberlieferung bei den Koranna erhalten.

Auf ein höheres Alter lassen die Ueberreste von Reinigungsopfern schließen, die man unter den Koranna findet. Sie haben für das Schlachten von Vieh zwei ganz verschiedene Wörter, a und kù-üb. Das a ist das gewöhnliche Schlachten, ku üb aber ist das Schlachten zu gewissen feierlichen Handlungen, namentlich zum Zweck der religiösen Reinigung. Dazu werden die Knochen und das Fell des Rindes verbrannt; der Mensch wird in den Rauch gestellt, wodurch die Uebertretungen gegen das Gesetz weggenommen werden. Diese Handlung wird vornehmlich mit den jungen Männern vorgenommen, wenn sie das Koranna-Gesetz annehmen. Das Schlachten des ku-üb-Thieres geschieht auch auf ganz andere Weise, als das des gewöhnlichen Schlachtviehes. Es wird in der Nähe des Herzens ein Einschnitt gemacht, der älteste Mann fährt mit der Hand hinein und zerreißt eine gewisse Ader mit dem Finger, worauf augenblicklich der Tod des Thieres erfolgt. Auch bei der Geburt des Kindes wird ein ku-üb-Thier geopfert, und ein Stückchen von seinem Fell dem Kinde um den Hals gehängt, als Talisman für Krankheiten. Als die Getauften von den Opfern des alten Testaments hörten, sprachen sie: Wir haben früher auch geopfert, welches wir ku üb nannten.

Ebenfalls eine schwache Erinnerung an orientalische Herkunft ist das Salben der Hottentotten, welches sie au nennen. Es ist ein Zeichen der Freude, und wird vornehmlich dann vollzogen, wenn entfernte Freunde sich besuchen. Sie nehmen, nachdem sie sich geküßt, ein Horn mit dünnem Fett, das mit Bucho (eine Art Ocker, röthliche Farbe) aufgemacht ist, und bestreichen damit Kopf und Angesicht des Gastes.

Je weiter die Koranna von der Erkenntniß Gottes sich verloren, desto mehr gewann die Zauberei Eingang bei ihnen. Es scheinen hier wirklich dämonische Kräfte entfesselt zu werden, durch welche sie einander Schaden, Krankheit und Tod bereiten. Sie nennen übrigens jede Art Giftmischerei auch Zauberei. Sie lassen Säfte gewisser Pflanzen in die Milch träufeln, welche langsam tödtende Krankheiten hervorbringen. Diese Krankheit bricht dann immer wieder aus, wenn die betreffende Pflanze, von der das Gift entnommen ist, auszuschlagen beginnt. Auch machen sie sich Einschnitte in die Hand, in welche sie etwas streuen, mittelst

dessen sie den anderen durch den bloßen Händedruck vergiften. Jan Blum warnte daher unsern Wuras, er solle sich ja vorsehen und nicht jedem Koranna die Hand geben.

Dieses unglückliche Volk der Koranna war es, in deren tiefe Finsterniß und Versunkenheit der Herr unsere Missionare als den ersten Lichtstrahl hineinsandte, um wenigstens noch ihrer etliche zu Lichteskindern zu machen, ehe Satan sein Zerstörungswerk an ihnen bis zum Ende gebracht hatte.

Der erste Europäer, der mit ihnen in Berührung kam, (um 1770) hieß Krüger, ein Falschmünzer, der auf Robbenisland gefangen gesetzt, mittelst eines Kahns nach dem Festland übersetzte, und zu den Koranna kam. Als sie den weißen Mann sahen, sprachen sie: Das ist kau naam (der Teufel) und wollten ihn erschlagen. Aber als er sein Gewehr abschoß, erschraken sie so, daß sie es nicht wagten. Er wurde ein wahrer Teufel unter dem Volk, warf sich zu einem Häuptling auf, nahm sich die schönsten Weiber, und mordete unter seinen Gegnern. Die Mutter des Korannacapitäns Goliath von Bethanien war, ehe sie Goliaths Vater geheirathet hatte, sein Weib gewesen, und lebte noch, als unsere Missionare unter Goliaths Volk arbeiteten. Die strafende Hand Gottes ereilte ihn bald. Er wurde auf der Jagd von einem Elefanten todtgetreten.

Von Jan Blum, dem Thüringer, dessen richtiger Enkel noch heute ein Korannacapitän auf Pniel ist, werden wir später erzählen. Jetzt wenden wir uns zunächst zur Beschreibung eines Volksstammes, der, obgleich mit den Hottentotten verwandt, doch noch viel begabter zugleich und viel unglücklicher und zertretener ist.

---

9. Der Buschmann.

Der alte Hiob giebt (Hiob c. 30, 1—8.) aus seinem Elend heraus, eine ergreifende Schilderung von den Elendesten aller Elenden, wahrscheinlich dem alten, von Eroberern zertretenen Geschlecht der Ureinwohner des Landes: „Ihre Väter hätte ich verachtet, unter meine Schafhunde zu stellen. Welcher Vermögen ich für nichts hielt, die nicht zum Altar kommen konnten; die vor Hunger und Kummer einsam flohen in die Einöde, neulich verdorben und elend geworden; die da Nesseln ausrauften um die Büsche, und Wachholderwurzel war ihre Speise; und wenn sie die heraus rissen, jauchzten sie wie ein Dieb. An den grausamen Bächen wohnten sie, in den Löchern der Erde und Steinritzen; zwischen den Büschen riefen sie, und unter den Disteln sammelten sie, die Kinder loser und verachteter Leute, die die Geringsten im Lande waren.“

Willst du dies Geschlecht auf Erden heute noch sehen, so geh nach Südafrica unter die Buschmänner.

Vergleiche mit jener Schilderung Hiobs das Bild, welches Missionar Kay im Anfang unsers Jahrhunderts entwarf:

„Des Buschmanns Hand ist wider Jedermann, und täglich zeigt es sich, daß er Jedermann als seinen Feind betrachtet. Ein flüchtiger Blick auf seine elende Lage könnte einen zu der Frage verleiten: „Und gehört dies elende Geschöpf auch zu dem menschlichen Geschlechte?" Allerdings gehört er dazu; aber wo müssen wir ihn aufsuchen? Unter der menschlichen Gesellschaft? Ach, wir müssen die Wohnplätze der Menschen verlassen und die Klüfte der wilden Thiere aufsuchen, die tiefen, verborgenen Schluchten, die dichten, fast undurchdringlichen Wälder, die schrecklichen, fast unnahbar scheinenden Abgründe; auf dem überragenden Felsen, in der dunkeln Höhle, auf den höchsten Berggipfeln, da findet man ihn! Sein Bogen ist gespannt, seine Pfeile sind vergiftet und seine Blicke verrathen Furcht und Feindseligkeit; er steht immer bereit, Jedem den tödtlichen Streich zu versetzen, der sich seiner Schutzwehr nähert. Darum ist fast jeder Verkehr mit ihnen unmöglich. Verwandt scheinen sie bloß mit Pavianen und Raubthieren zu sein; denn die Zufluchtsörter dieser Thiere vewandeln sie oft in Wohnsitze für sich und die Ihrigen. Sie sind klein von Person, bedeckt nur mit Schmutz, in jeder Art von Barbarei wohl unterrichtet, erziehen ihre Kinder von Jugend an darin, und erhalten ihr elendes Leben durch Plündern und Morden. Ihre beständigen Räubereien machen sie zum Gegenstand des Abscheus und Entsetzens, und bringen viele dazu, sie mit Todeswaffen zu verfolgen. So ist gegenwärtig der fast unglaubliche, wahrhaft schaudererregende Zustand dieser unserer Mitmenschen. Kein Ton der Erlösung ist bis zu ihnen gedrungen; sie kennen keine Feiertage des Herrn und das Evangelium hat sie noch nie berührt!"

Der uralte Wohnsitz des Buschmannvolks waren die Winterberge. Alte Bildwerke, namentlich von Thieren, die sie in den Fels gearbeitet haben, geben Zeugniß davon, daß auch sie wenigstens früher einmal auch geistige Regungen und Lust zur Kunst gehabt haben, und bestätigen das Urtheil sämmtlicher Missionare, die in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts unter ihnen gearbeitet haben, daß nämlich unter allen Völkerstämmen Südafrica's der Buschmann derjenige sei, der sich durch geistige Gaben und Fähigkeiten am meisten auszeichnete. Damahls bildeten die Buschmänner noch ein Volk, welches, wo man sich um dasselbe mühte, schnell sich zu Colonisten- und Christen-Gemeinden sammeln ließ.

Ein großer Landstrich, südlich von dem untern Lauf des Oranje-Flusses, steht noch heute auf den Landkarten als „Busch-

mannsland“ verzeichnet. Und auch außerdem wohnte der Buschmann damahls zerstreut durch die ganze Cap-Colonie.

Und heute? Wer weiß, ob du außer jenem „Buschmannsland“ noch einen einzigen Landstrich in Africa findest, wo noch ein Häuflein beisammen ist, welches den Namen auch nur einer kleinen Capitänschaft verdient! Man hat sie gejagt, wie das Wild, die durch die Predigt des Evangelii geweckten Ansätze zu christlichen Gemeinden hat der christliche Eindringling mit roher Hand zerstört, die Commando's gegen die Eingeborenen, die wir Cap. 8 beschrieben haben, gelten außer dem ungezähmten Hottentotten vornehmlich dem mit ihm in Sprache und Charakter, in Körperbau und Naturanlage verwandten Buschmann. Im Missionsfreund 1850 p. 43 f. findest du einzelne amtliche Protokolle von den Commandoführern, die sie an die Obrigkeit einreichten über die Mord- und Jagdzüge, die sie gegen dieses nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Wild ausgeführt haben.

Der Feldzug ist gelungen. Man hat den Buschmann zersprengt; in kleine Häuflein zertheilt findest du ihn noch jetzt überall in Südafrica, in Gebirgsklüften, namentlich im Drakenberge, bis zu den Breitegraden der Lagoabai, und niemand hat ergründet, wie weit nach Norden er haust. Er wird todtgeschlagen von dem, der ihn findet; der Hottentott, der Kaffer, der Motschuane haßt ihn wie man eine Schlange haßt, und rottet ihn aus, wo er ihm begegnet. Und dennoch wird er nicht ausgerottet. Scheu flieht er jeden, den er von fern sieht, oder er lauert auf ihn mit vergiftetem Pfeil. Dreimal zertreten von den Gelben, Schwarzen und Weißen, gräulich entstellt, ist er dennoch immer noch da. Er weiß seine Felsspalte und seinen Schlupfwinkel zu finden, wo er seinem Verfolger entgeht. Bis tief in das Innere Africa's hinein hat er seine Nester und Höhlen. Aber niedergebrochen ist er nach Leib und Seele. Sein Wuchs zur Zwergengestalt herabgesunken, sein Herz voll Gift, seine Hand voll Blut. Diesen Unglücklichen wollen wir nun näher kennen lernen. —

Woher der Name Buschmann entstanden ist, ob von dem Gebüsch, in welchem er seine Räuberhöhle sucht, oder von dem aus zusammengebogenem Strauchwerk geflochtenen Hüttlein, in dem er übernachtet, das weiß man nicht. Er selbst nennt sich Saab (Mehrzahl Saan). Das Wort bedeutet „der Festsitzer, der seine Ruhe genießt“ — ein Spott auf die gegenwärtige Gestalt des Volks. Seine Leibeslänge übersteigt selten 4½ Fuß, die seines Weibes 4 Fuß. Doch ist er ebenmäßig gebaut, von mehr als gewöhnlicher Muskelkraft und großer Ausdauer in Strapazen. Der dicke und oben breite Kopf mit dem in einzelnen Büscheln stehenden gekräullten Haar, die hervorstehenden Backenknochen, die platte Nase und die dicken Lippen eben so sehr, wie die Klixe

und Schnalzer in seiner Sprache, bekunden seine Verwandtschaft mit dem Hottentottenvolk. Sein Auge, klein und tiefliegend zeigt oft einen wilden und listigen Blick. Mit affenartiger Beweglichkeit bekundet das Muskelzucken seines Gesichts, wie leicht er innerlich erregbar ist. Weil das Sichwaschen gänzlich außerhalb seiner Tagesordnung liegt, ist er gemeinhin ganz von Schmutz entstellt. Dieser eiserne Bestand wird gemehrt dadurch, daß er sich Gesicht und Brust häufig mit Fett und rothem Ocker, auch wohl mit gelber und weißer Farbe einreibt, oder daß er, um ein Wild zu beschleichen, sich ganz und gar mit dem Staub des Feldes bedeckt, und also ungesehen herankriecht. Das bis auf einen größeren Büschel abgeschorene Haar reibt er sich mit Fett ein und bestreut es mit glänzendem Staub, durch den durchbohrten Nasenknorpel steckt er wohl ein Stück Holz oder eine Stachel vom Stachelschwein. Denn auch der Buschmann will sich putzen. Sein Weib trägt eine Art Stirnband mit Ringelchen vom Straußenei, oder von Kupfer, und schmückt ähnlich auch das Handgelenk und trägt Gürtel, Armband und Schürze bis an die Knie. Im Uebrigen ist sein einzig Kleid ein ganz kleiner Karoß (Mantel) von Springbockfell.



Ein Buschmannskraal.

Seine Wohnung ist bald gemacht. Findet er eine kleine Höhle im Fels, so ist sie sein Haus. Sonst biegt er Zweige von Büschen zusammen, oder er steckt drei oder vier Stäbe in den Boden, hängt eine elende Matte als Wand um dieselben her, eine als Dach darüber und der Buschmannspallast ist fertig. Eine Vertiefung innerhalb desselben, die nothdürftig mit Gras und Heu ausgefüllt wird, ist Ruhebett und Schlafstätte für die ganze Familie, Mann, Weib und Kinder, die bunt durch einander sich lagern. Doch findet man öfters auch die Matten der Hütten sehr dauerhaft, ja kunstvoll geflochten. Am liebsten baut

er seine Hütte so an den Felsen heran oder in ihn hinein, daß man sie von weitem nicht von demselben unterscheiden kann. Er will also den Blicken seiner Feinde sich verbergen. Aus demselben Grunde bleibt er nicht lange an Einem Ort, sondern zieht bald von dannen. Die vereinzelt stehenden Felsköpfe im Oranjefreistaat sind noch heute von verlassenen Buschmannskraalen bedeckt. Steinerne Mauern bezeichnen die leergewordene Stätte. Dort oben auf den Gipfeln wohnte er gern, weil er von da aus das Wild in der Ebene und die Viehheerden der Bauern am besten erspähen konnte. Weil er beide unterschiedslos zur Nahrung erkor, ist er von den Bauern meist ausgerottet oder verjagt. Denn der Bauer, so viel er auch selbst gegen das siebente Gebot sündigen mag, achtet den Dieb, wenn er ein Eingeborener ist, gleich einem Mörder, und hält sich vor Gott und Menschen befugt, ihn niederzuschießen.

Das Wild ist die Hauptnahrung des Buschmanns. Seine Kinder sind seine Jagdhunde. Ist er allein, so liegt er, um das Wild zu beschleichen, Tage lang eingescharrt im Sande, oder er schleicht wie eine Katze, oder wälzt sich große Strecken weit fort, um aus sicherer Schußweite den vergifteten Pfeil auf sein Opfer zu entsenden. Das getroffene Thier enteilt; der Buschmann, der selbst laufen kann, wie ein Wild, ihm nach. In einer Viertelstunde wirkt das Gift, das Thier stürzt. Bald, nachdem es verreckt ist, sammelt sich das Gift ganz um die unmittelbare Nähe der Wunde. Dieses Stück schneidet er aus und trägt seine Beute heim.

Das schärfste Gift entnimmt er der sogenannten Grasschlange, die er N'gwa oder Ngo nennt. Dies ist eine kleine grasgrüne Raupe von der Länge eines halben Zolls, die sich ein Häuschen aus den zusammengesponnenen Grashalmen bereitet und daraus, den Oberleib im Kreise bewegend, hervorschaut. Unser Vieh in Pniel stirbt nicht selten, wenn es solch Thierlein unversehens mitgefressen hat. Diese Raupe zerdrückt er, legt sie um die Wiederhaken des Pfeils, und läßt das Gift in der Sonne trocknen. Darnach reinigt er Finger und Nägel auf das Sorgsamste, denn der geringste Theil dieses Gifts, wenn es in das Blut geht, übt fürchterliche Wirkungen. Wer damit vergiftet ist, wird wie wahnsinnig, verlangt unter lautem Geschrei, als wäre er ein Kind geworden, nach der Mutterbrust, schneidet und verwundet sich selbst und flieht wie toll die menschlichen Wohnungen. Als Heilmittel dagegen giebt man dieselbe Raupe mit Fett vermischt ein (Homöopathie), oder reibt auch Fett in die Wunde. Sonst wendet der Buschmann zumeist Pflanzengift an, welches er den in den mannichfachsten Arten Süd-Africa bedeckenden Euphorbien (Wolfsmilch) entnimmt.

Mit dem Löwen lebt der Buschmann gemeinhin auf vertraulichem Fuß. Es ist als ob die beiden miteinander ein Freundschaftsbündniß geschlossen hätten, sich nicht gegenseitig zu schädigen. Stößt er auf einen lagernden Löwen, so redet er ihn ernst an mit „Guten Morgen alter Herr!" und allerlei Freundschaftsbezeugungen und geht dann ruhig weiter. Bisweilen indessen, wenn er kein ander Thier morden kann, ersieht er sich auch wohl einen Löwen zur Jagd. Dazu gehen ihrer zwei aus. Wenn sie ihn beschlichen haben, schießt der eine aus unmittelbarer Nähe ihm den Giftpfeil in den Leib, während der andere gleichzeitig ihm den Fellkarroß über den Kopf wirft. Erschreckt springt der Löwe davon. Bald übt das Gift seine furchtbare Wirkung. Der König der Thiere brüllt in Verzweiflung, beißt in seiner Wuth auf Bäume und Steine, bis er verendet. Ein voller Buschmannsköcher enthält an 70—80 zierliche Pfeile, einige kleine Pinsel zum Auftragen des Gifts, einige Stücke Eisen, rothen Ocker und zwei Holzstücke zum Feuer anmachen.

Wohnt er an einem Fluß, so stellt der Buschmann auch den Fischen nach, die er, im Unterschied von den übrigen africanischen Volksstämmen, gern ißt. Dazu bedient er sich einer Art Fischreusen, ganz ähnlich den unsrigen, die nicht nur kunstvoll geflochten und dauerhaft sind, sondern auch durch ihre abwechselnd schwarzen und weißen Ruthen bekunden, daß dem Buschmann auch jetzt noch nicht aller Sinn für Schönheit ausgegangen ist. Im Flußbette des Oranjeflusses stellt er auch der Seekuh (Nilpferd) nach. Tiefe Gruben werden gegraben, in der Mitte ein spitzer Pfahl befestigt, und die Grube mit Zweigen bedeckt, so daß sich das sorglos daherlaufende Thier aufspießen muß. Hat der Buschmann dem Bauern ein Stück Vieh, oder eine ganze Heerde geraubt, so treibt er sie in größter Eile seinem Schlupfwinkel zu. Was nicht mit kann, wird niedergestochen, gelähmt, oder mit vergiftetem Pfeil getödtet, als ob Morden seine Lust wäre.

Gelingt es dem Buschmann nicht mit dieser hohen Jagd, so nimmt er mit der niedrigen vorlieb. Dann sind Schlangen, Ameisenlarven, Raupen und anderes Gewürm seine Nahrung. In Winterszeit hat er bisweilen nichts zu essen als alte Gnu-Häute, die er von Haaren reinigt und in Wasser erweicht. Die kaut er, so gut es geht, beklagt sich aber, daß es dabei lahme Kinnbacken gebe. Dann magert er ab, Gesicht und Gestalt werden runzelicht. Hat er aber dann wieder Fleisch, so wird alles verschlungen, an Vorrathsammeln denkt er nicht. Ihrer fünf verzehren in einer Stunde ein Schaf, in einer Nacht ein ausgewachsenes Gnu (so groß wie ein Maulesel). Und es dauert nicht lange, so sind die Muskeln wieder straff und die Haut geglättet. Dann sagt der Buschmann, er sei ein neuer Mensch geworden.

Die **Weiber** haben*) bei der Beschaffung des täglichen Unterhalts auch ihr Theil Arbeit. Zunächst fällt hauptsächlich ihnen die Zubereitung des erbeuteten Fleisches zu. Dasselbe wird meist geröstet, gewöhnlich wird es auch auf glühenden Kohlen gedämpft. Die Frauen bauen dazu einen Heerd aus drei runden Steinen. Sie formen, glasiren und brennen auch etliche irdene Töpfe. Wenn sie ihn haben können, so dient ein breiter Stein als Tisch. Ein Pinsel von Gnuhaaren dient als Löffel, womit sie die Milch zu sich nehmen. Ist das Wetter irgend gut, so eilen die Frauen geschwind auf's Feld, um Wurzeln zu graben, namentlich kleine runde weiße Zwiebeln, uintjes genannt, die eine gewisse Aehnlichkeit mit unsern Kartoffeln haben. Ist ein ganzer Kraal mit Fleisch und Milch wohl versorgt, und bringt einer gar noch Tabak an, den er irgendwie erlangt hat, so überlassen sich alle einer großen Fröhlichkeit. Der Tabak wird sogleich getheilt und die Pfeifen gestopft. Der eine hat eine Pfeife von Holz, der andere von Stein, der dritte von einem Antilopenknochen. Dann wird nach Herzenslust geraucht und geschwatzt. Ein altes Mütterchen hat an ihrem Halse ein Stückchen wohlriechende Wurzel an einem Faden hängen. Diese macht sie los, zündet sie an dem Heerde an und riecht und schlürft wohlgefällig den Rauch ein. Inzwischen langt ein jüngeres Weib ein kleines ledernes Beutelchen hervor, das Pulver von Hauf oder Dacha enthält. Sie nimmt davon eine gute Prise in die hohle Hand und läßt dasselbe durch einen Rohrhalm, den sie aus dem Ohrläppchen herausnimmt und wieder dorthin steckt, in's Feuer laufen. An einem der Stäbe der Hütte hängt meist ein großer Antilopenmagen voll frischen Wassers. Dieser wird von Zeit zu Zeit herabgenommen und macht die Runde, daß jeder nach Verlangen daraus trinken kann. Man drückt denselben unten ein wenig, und so strömt das Wasser au eine bequeme Weise in den Mund.

Geht es ihnen in dieser Weise gut, dann wird auch die **Gorah** hervorgeholt. Das ist das einzige musikalische Instrument, welches sie besitzen, und welches sich ähnlich bei den meisten südafricanischen Völkerschaften findet. Die Gorah besteht aus einem fast halbkreisförmigen Holzbogen, dessen beide Enden durch eine Darmsaite verbunden sind, und an deren einem Ende sich eine Federspule befindet. In diese wird hineingeblasen und so entstehen durch die Schwingungen der Saite einige einfache Töne, etwa von der Art, wie man sie von einer Aeolsharfe hören kann. Dann geht es auch wohl zum **Tanz**. Den halten sie inmitten ihres Kraals, am liebsten bei Mondenschein. Eigentlich verdient

*) Die nachfolgende Schilderung ist größtentheils einem Aufsatze von Kratzenstein entnommen in dem Miss.-Ber. 1861 p. 412 ff.

er freilich den Namen Tanz nicht. Es ist ein unregelmäßiges Hin- und Widerspringen, etwa wie ausgelassene, aufgeregte Kälber thun. Damit ist ein Geschrei verbunden, meist so heftig und gewaltsam, daß sie bald über und über von Schweiß triefen, und daß hie und da einer ganz erschöpft zu Boden sinkt, wobei ihnen das Blut öfter stromweis aus der Nase stürzt. Deshalb nennen sie diesen Tanz auch Makoma oder Bluttanz. Etwas Aehnliches hat man auch bei den Eingeborenen auf Neuholland beobachtet. Es hat dieser Tanz geradezu etwas Diabolisches an sich und die Leute, die ihn aufführen, erscheinen, je länger je mehr wie besessen. Namentlich die Frauen lieben diesen Tanz ganz närrisch und putzen sich in ihrer Weise aufs beste dazu. Ihre Kindererziehung macht ihnen wenig Sorgen. Vielfach werden ihnen die Kinder geraubt von den Bauern; bisweilen verkaufen sie sie freiwillig an ihre Räuber.

Was nun die Gliederung und den Zusammenhalt des Volkes anlangt, so ist bei ihnen, wenigstens in Südafrica, die Häuptlingsschaft so gut als gar nicht ausgebildet. Sie leben in einzelnen Horden zusammen, die zuweilen eine Art Oberhaupt haben, zuweilen aber auch nicht. Von einer Erblichkeit oder Regelmäßigkeit scheint jetzt wenigstens nichts vorhanden zu sein. Vielleicht, daß es früher auch in diesem Stück besser und geordneter bei ihnen aussah. Sie haben nämlich in frühern Zeiten, über die uns aber bis jetzt alle genaue Kenntniß fehlt, höchstwahrscheinlich in besseren und günstigeren Verhältnissen gelebt. Wahrscheinlich sind sie die ersten Bewohner und Herren des südlichen Theils von Südafrica gewesen, und die Hottentotten sind erst über sie gekommen und haben sie so heruntergebracht, und über diese sind dann wieder die Kaffern und Betschuanen gekommen. So viel steht fest, daß sie fast allenthalben den Anspruch erheben, die eigentlichen Herren des Landes zu sein. So ist z. B. das ganze Gebiet des Oranjefreistaats ehedem Buschmannsland gewesen, und zwar ist das noch nicht so gar lange her. Bald aber kamen dann die Koranna mit den Feuerwaffen über sie und drängten sie aus ihrem Besitz, wurden aber selbst wieder von den Griqua bedrängt und an ihrem Gebiete geschmälert, bis beide der überlegenen Macht der holländischen Bauern weichen mußten und nur noch in kümmerlichen Trümmern unter fremder Oberherrschaft im Lande sitzen geblieben sind. Aehnlich steht es in vielen Landstrichen, die jetzt Kaffergebiet sind. Ein äußerliches Zeichen und Beweis dafür ist die Sitte, daß in manchen Theilen des Kafferlandes das beste Stück der erlegten Jagdbeute, und zwar selbst vor dem Kafferhäuptling dem Buschmann zusteht und zuertheilt wird, wenn er an der Jagdgesellschaft Theil genommen hat. — Weil nun aber die Häuptlingsschaft oder dergleichen kein Band

für die Buschleute abgiebt, sondern in dieser Hinsicht die äußerste Zersplitterung herrscht, so ist dennoch das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter dem Volk nicht ausgestorben, sondern eher frisch und lebendig zu nennen. Das versteht sich ja freilich von selbst, daß so verkommene Heiden, wie die Buschleute sind, unter einander in Zank und Streit leben und leben müssen, und daß dagegen auch selbst die Bande des Bluts und der Verwandtschaft nur ungenügende Schutzwehren sind. In dieser Hinsicht giebt es fast alle Tage in solchen Buschmannshorden das lärmendste Geschrei und Gezänk, selbst unter den nächsten Angehörigen. Anders aber stellen sich die Buschleute den Weißen gegenüber. Da halten sie auf eine rührende Weise zusammen und beweisen eine Kraft der Aufopferung, die aller Anerkennung werth ist. Hieher gehört z. B. die Geschichte von den zwei gefangenen Buschmännern, die sich lieber todtschlagen ließen, als daß sie die Zufluchtsstätte der Ihrigen verrathen hätten. Hieher gehört, daß im Kampfe mit den holländischen Bauern sich öfters Freiwillige mitten unter diese stürzen, und sich selbst geflissentlich aufopfern, um ihren Gefährten an den bestürzten Gegnern ein desto sicheres Ziel für ihre vergifteten Pfeile und zugleich den Weibern und Kindern mehr Zeit zur Flucht zu verschaffen.

Außer der allgemeinen Volksgemeinschaft ist ferner auch die Verwandtschaft doch ein Boden, auf dem manche vielversprechende Gesinnung sich entfaltet. Es mögen gewiß viele Rohheiten und Greuel auch in diesem Gebiet vorkommen, das soll nicht in Abrede gestellt werden und kann nicht anders sein; andrerseits aber beweisen oft die Eltern gegen ihre Kinder eine ausdauernde und aufopfernde Liebe und Zärtlichkeit, und man hat viel mehr Beispiele, daß sich die Kinder gegen die Eltern übel und grausam benommen haben als umgekehrt.

Bei dieser Gelegenheit sei auch kurz erwähnt, wie es bei den Buschleuten mit der Eheschließung zugeht. Sie verheirathen sich im Ganzen früh, etwa in dem Alter von 18—20 Jahren. Früherhin war es üblich, daß es dabei gehalten wurde, wie bei andern Völkern Südafricas, daß nämlich der Bräutigam den Eltern der Braut je nach seinem Vermögen für ihre Tochter etliche Stück Vieh gab. Jetzt aber, wo sie sosehr ausgeraubt sind, daß sie so gut als kein Vieh mehr haben, ist an die Stelle des Viehes irgend ein Schmuck von Kupfer oder Eisen getreten. Andere, die das nicht einmal zu geben vermögen, verflichten sich wohl, die Schwiegereltern allenthalben hin zu begleiten und sie mit Wildpret zu versehen. Zur Jagd haben die jungen Leute viel Lust und Geschick. Es ist nicht selten, daß ein junger Mann, um seine Behendigkeit zu zeigen, den flüchtigen Antilopen nachjagt, bis er eine derselben im Lauf erreicht und zu Boden geworfen hat, die er dann stolz

und triumphirend seiner Liebsten zu Füßen legt. — Vielweiberei ist bei den Buschleuten gestattet, und es kommt auch öfter vor, daß ein Mann zwei Frauen hat, selten aber nimmt er mehr. Eine Wittwe findet selten einen zweiten Ehemann; der Tod ihres ersten Mannes wird ihr auf irgend eine Weise, wenn nicht geradezu schuldgegeben, doch wenigstens mit angerechnet, sei es nun, daß man dabei einmal mehr in Zauberei, ein ander Mal mehr in Krankheit die wirkende Ursache zu finden meint. Darum geht es aber einer Wittwe nicht elender, als dem ganzen Kraal, zu dem sie gehört. Regiert da der Hunger, so muß sie freilich mit hungern; sonst aber tragen die andern mit einer gewissen Aufmerksamkeit Sorge für sie, und es wird kein Stück Wild verzehrt, von dem sie nicht ihren Antheil bekäme.

Fragen wir nun nach den religiösen Vorstellungen dieses armen Volkes, so sieht es damit allerdings sehr dürftig aus. Das kläglichste ist wohl das, was man davon erzählt, daß sie die obenerwähnte Raupe anbeten, die sie N'go nennen. Weil sie ihnen (s. o.) für ihre Pfeile das stärkste Gift bietet, haben sie sie zu ihrem Gott gemacht. Ab und zu ist ordentlich eine Art Cultus mit dieser Abgötterei verbunden. Dem Missionar Arbousset hat einmal ein Buschmann davon also erzählt: Als es mit seinem Vater zu Ende ging, rief ihn derselbe zu sich, belehrte ihn darüber und beschied ihn in feierlicher Weise folgendermaßen: „Mein Sohn, wenn Du auf die Jagd gehst, dann sei sorgfältig darauf aus, daß Du den N'go zu sehen bekommst und rufe ihn an um Speise für Dich und Deine Kinder. Und wenn Du Dein Gebet gethan hast, so achte darauf, ob er den Kopf bewegt und einen Halbkreis beschreibt, denn das ist das Zeichen, daß er Dich erhört hat. Dann wirst Du noch bis diesen Abend ein Stück Wildfleisch in den Mund bekommen, es mit den Zähnen zusammenbeißen und mit dem Eisen Deiner Assagai abschneiden. Biege aber dabei Deine Arme zurück und beschreibe auch auch also einen Halbkreis wie unser Gott." Wenn ein Buschmann, der auf die Jagd geht, den N'go findet, so thut er gewöhnlich folgendes Gebet an ihn: „O Herr, liebst Du mich denn gar nicht? O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg. Ich habe so gern meinen Leib recht voll; mein ältester Sohn, meine älteste Tochter haben auch so gern ihren Leib recht voll. O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg." Dasselbe lautet in der Buschmannssprache also: 'Kaang ta, ha a ntanga ë? 'Kaang ta, 'gnu a kna a sé'gè. Itanga 'kogu 'koba hu; i'konté, i'kagè, itanga i'kogu 'koba hu. 'Kaang ta, 'gnu a kna a sé'gè. — Es gewährt dies sogenannte Gebet einigermaßen einen Einblick in den elenden geistlichen Zustand dieser armen Leute: Anfangen mit dem Zweifel an der Liebe seines Gottes und

dann nichts weiter vorbringen als die Bitte um Fleisch und nur um Fleisch — es kann kaum dürftiger beschaffen sein. Von andern Buschleuten wird versichert, daß sie den Bleßbock oder auch sonst eine Antilope zu ihrem Gott gemacht hätten. Sehr glaublich und begreiflich von diesen Heiden, deren Herz und Sinn so sehr an der Jagd hängt. Ferner findet sich auch unter ihnen, wie unter den andern Völkern Südafricas die Verehrung und Anbetung ihrer Vorfahren. Am besten scheint es in dieser Hinsicht noch mit dem Stamm der Buschleute zu stehen, der den Namen Macolong führt. Diese sagen, daß ein Kaang oder Herr im Himmel ist, den sie auch Kue-Akengteng nennen, d. h. der Mann oder der Meister aller Dinge. Nach ihrem Ausdruck sieht man ihn nicht mit den Augen, aber man kennt ihn im Herzen. Sie rufen ihn um Hülfe an in den Zeiten der Noth oder wenn sie in den Krieg ziehen, und dies geschieht dann die ganze Nacht hindurch, indem sie den oben beschriebenen Nationaltanz aufführen. Von Kaang kommt Leben und Sterben, er giebt oder versagt den Regen. Er ist es auch, der an allen Thieren des Feldes ein Zeichen gemacht hat, es kommt von ihm, daß das eine Elenn einen Stummelschwanz hat, ein anderes ein umgekremptes Ohr, ein anderes ein Loch im Ohr u. s. w. Wenn es an Wild fehlt, so pflegen die Macolong zu sagen, daß ihnen ihr Herr das Wild versage. „Kaang ta' ko' ga go si 'ko kaa akeng 'küaing."

Häufig ist unter den Buschleuten auch die Ahnung von einer Fortdauer nach dem Tode anzutreffen. Es hängt das mit der Verehrung ihrer Vorfahren zusammen, die ja sonst undenkbar wäre. So fand z. B. Livingstone am Suga (einem Fluß, der sich in den kleinen Kumadau-See oder Bakurutsi-Sumpf, östlich vom Ngami-See, ergießt) das Grab eines Buschmanns. Da verriethen die Buschleute, die er mit unter seinen Begleitern hatte, ganz deutlich, daß sie glaubten, der Todte habe noch ein Dasein in einem andern Leben, denn sie redeten ihn an und baten, daß ihnen nichts zustoßen möge. So haben sie auch ein Sprichwort: der Tod ist nur ein Schlaf. Daraus erklärt sich auch die Feierlichkeit, mit der die Buschleute ihre Todten begraben. Sie beeilen sich damit durchaus nicht so sehr, als etliche betschuanische Stämme. Dem Todten wird zuvörderst das Haupt mit einem rothen Pulver gesalbt, das mit geschmolzenem Fette gemischt ist. Dann wird die Leiche auf eine etwas rohe Weise durchräuchert und auf die Seite gelegt in einen langen Graben, wo sich die Verwandten und Freunde versammeln, um ihre Wehklage anzustellen. Die Leute kommen selbst von den benachbarten Kraalen, um die Leiche zu sehen und zu untersuchen. Diese wird dann aus dem Graben wieder herausgenommen und alle verdoppeln nun

ihr Geschrei, Seufzen und Wehklagen. Zuletzt wirft man die Hütte des Abgeschiedenen in das Grab und verbrennt sie über ihm. Das Grab wird bis oben mit Erde ausgefüllt, und wie die Hottentotten pflegen, so haben auch sie es im Brauch, dasselbe mit einem Steinhaufen zu bedecken. Jeder, der vorüber geht, wirft seinen Stein darauf, so daß die Steinhaufen dadurch immer größer werden. Dabei scheuen sie keine Mühe. Man findet dergleichen auf grasreichen Ebenen, wo Mangel an Steinen ist, doch von so beträchtlicher Größe, daß ihr Bau keine geringe Arbeit gekostet haben kann. Wenn die Trauerfeierlichkeiten zu Ende sind, so wandert der ganze Kraal auf ein oder zwei Jahre aus der Gegend aus, und wenn sie während dieser Zeit von dem Todten reden, so geschieht es immer mit Ehrerbietung und Thränen.

Ueber die Begabung und den Character der Buschleute entnehmen wir obengedachtem Aufsatze noch folgende Züge:

Ueber die innere Tüchtigkeit der Buschleute haben die Bauern namentlich an jung eingefangenen Buschmannskindern nach beiden Seiten hin übereinstimmende Erfahrungen gemacht. Die Buschleute, welche leidlich gut behandelt wurden, waren im Ganzen vortreffliche Dienstboten, namentlich Schafhirten und Viehwächter; sie bewiesen hierbei große Klugheit und Ausdauer und auch Treue gegen ihren Herrn. Wurden sie aber gar zu grausam behandelt, so hatte das nicht den Erfolg, den man bei Sclaven beobachtet, die von Natur schwachmüthig und wenig energisch geartet sind, daß sie nämlich unter der Last solcher Härte zusammenbrechen; sondern solche Buschleute sind von dem tiefsten und kräftigsten Rachegefühl erfüllt worden, haben sich oft unter den schwierigsten Umständen durch die Flucht ihren Herren entzogen, sind unter die wilden Buschmänner gegangen, haben diese bei ihren Angriffen unterwiesen und sind die gefährlichsten und unversöhnlichsten Feinde der Bauern geworden.

Waren die Buschleute schon vor ihrer Berührung mit den Bauern einem nomadisirenden Leben zugethan, so hat sich das seitdem nur noch gesteigert. Sie bauen so gut als nichts, kein Kafferkorn, ja nicht einmal Tabak, auf den sie doch ganz närrisch versessen sind. So haben sie auch für gewöhnlich kein einziges Stück Vieh, außer ein paar elende Hunde, die sie auf der Jagd gebrauchen. Die Jagd ist überhaupt, wie schon oben erwähnt ist, ihre vorzüglichste und Lieblingsbeschäftigung. Wie sehr diese ihr ganzes Sinnen und Denken in Anspruch nimmt, kann man an einer interessanten Kunstfertigkeit ersehen, die sich unter allen Völkern Südafrikas einzig und allein bei den Buschmännern findet. Man hat nämlich in den Höhlen der Berge, in denen sie sich aufhalten, namentlich in den Höhlen der Schneeberge und des

Winterberges, vielfach die Wände mit Zeichnungen bedeckt gefunden, die gar nicht ungeschickt, sondern sehr naturgetreu mit Holzkohle, Kreide und Ocker ausgeführt sind. Hauptsächlich stellen sie jagdbare Thiere vor: Zebra, Quagga, Gemsböcke, Springböcke, Rehböcke, Elennthiere, Strauße, auch Paviane. An einer Stelle sah der bekannte Reisende Barrow sogar den Hals und Kopf des berühmten Einhorns, und machte daraus den Schluß, daß dies nun so lange gesuchte Thier wirklich existiren müsse. Daneben finden sich auch in langen Reihen verschiedene Kreuze, Cirkel, Punkte und Linien. Endlich auch solche Darstellungen, die sich auf ihr Verhältniß zu den Bauern beziehen. So stellt z. B. ein Bild einen plumpen, unschlachtigen holländischen Bauern vor, der seinen Buschmann prügelt; auf einem anderen sieht man einen Trupp Buschleute, die einen Bauern umringt haben, um ihn zu ermorden. Es zeugt diese Thatsache außer für eine gewisse Kunstsinnigkeit auch für ihre Beobachtungsgabe. Und ihr Auge ist auch in andern Beziehungen ganz ausgezeichnet. Sie unterscheiden die Gegenstände in der Ferne so genau und deutlich, daß ein Europäer ihnen darin nicht im entferntesten gleichkommt. Die Fertigkeit findet sich schon bei Knaben. Erst kürzlich, als der Rhein. Missionar Kleinschmidt eine Reise nach dem Norden des Groß-Namaqualandes machte und die Spur eines Wagens, der früher einmal da gefahren war, verloren ging, konnten weder er noch die Namaqua dieselbe wiederfinden; ein kleiner Buschmannnsknabe aber entdeckte sie, indem er an den Spitzen des langen Grases zwei fahle Streifen erspähete, kaum den Augen bemerkbar, die früherhin durch Wagenräder hervorgebracht waren.

Entdeckungen dieser Art werden aber nicht immer gleich auf den ersten Blick gemacht, oft kostet es stundenlanges Suchen, ehe sie damit zu ihrem Ziel gelangen. Aber sie ermüden auch nicht so bald. Es ist eben die Beharrlichkeit und Ausdauer, mit der sie eine einmal begonnene Sache fortsetzen, eine besonders versprechende Eigenschaft bei den Buschleuten. So bringen sie es z. B. fertig, wenn sie Mangel an Wasser haben, einen ganzen Tag darauf zu verwenden, den Boden mehrere Fuß tief mit den Händen aufzukratzen, um sich auf diese Weise ein wenig, oft noch dazu salziges oder brackes Wasser zu verschaffen. Außerdem zeichnet sich der Buschmann vor den andern Hottentottenstämmen durch größere Beweglichkeit und Regsamkeit, sowie durch größere Klugheit vortheilhaft aus. Gegen Weiße, die ihm Liebe bewiesen haben, hat er sich auch meist zutraulich, anhänglich und dankbar gezeigt. Nur wo man ihm seine Freiheit nehmen oder beeinträchtigen will, zeigt er sich aufs äußerste rachsüchtig, und da oft genug Versuche dazu gemacht sind, so ist er auch bei den ersten

Begegnungen mit Weißen sehr argwöhnisch. Denn seine Freiheit liebt der Buschmann über alles. Um sie zu behalten, nimmt er die größten Entbehrungen auf sich und wohnt deshalb am liebsten und zahlreichsten in dem sogenannten öden Buschmannsland, das zwischen den Roggeveldsbergen und dem Oranje liegt, und in der Wüste Karri-Karri d. h. die peinigende."

Dies ist der Buschmann, das elendeste Volk unter den Elenden Südafricas. Wie die christliche Liebe auch ihm nachgegangen ist und ihrer etliche gerettet hat, wie namentlich auch unsere Mission im Oranjefreistaat sich ihrer angenommen hat, das werden wir später berichten. Unvergeßlich wird es dem Herausgeber sein, wie in den Morgen- und Abendandachten in Portjesfontein ein Häuflein dieser Armen um ihn versammelt, andächtig dem Worte Gottes lauschte, und wie er in Bethanien auch ein Buschmannsweib durch die Taufe in das Reich Christi aufnehmen durfte, und wie er andrerseits die Felsgipfel des Oranjefreistaats, welches ganze Land noch am Ende des vorigen Jahrhunderts unbestrittenes Eigenthum der Buschmänner war, noch jetzt mit den Ueberresten ihrer verlassenen Kraale bedeckt fand.

Zum Schluß dieses Abschnitts vernehmen wir noch die Klage eines christlichen Buschmanns, die er um die Zeit klagte, als wir die Mission in seinem alten Stammlande eröffneten, und dazu ein Beispiel von Buschmannstreue.

Die Klage lautete: „Warum werden wir verfolgt und unterdrückt von den Christen? Etwa weil wir in einem wüsten Lande leben, uns in Felle kleiden, und Heuschrecken und wilden Honig essen? Ist eine Nahrung oder Kleidung besser als die andere? War nicht Johannes der Täufer ein Buschmann? Wohnte er nicht in der Wüste, trug er nicht einen ledernen Gürtel, wie wir? Aß er nicht Heuschrecken und wilden Honig, wie wir? Und doch halten ihn die Christen für einen guten Mann. Jesus Christus sagte, daß unter den Menschen kein größerer wäre, als Johannes. Er predigte Buße den Juden und Tausende hörten ihn, die Juden achteten ihn, und er predigte einen großen König. Zwar wurde er enthauptet, aber nicht, weil er ein Buschmann, sondern weil er ein treuer Prediger war. Wo finden denn die Christen in ihrer Religion irgend eine Lehre, die es rechtfertigt, wenn sie uns berauben und tödten, weil wir Buschleute sind?"

Ist diese Klage nicht eine schwere Anklage? Und wird sie nicht noch am jüngsten Tage den weißen Räuber und Mörder verklagen, der sich auf Erden einen Christen nannte? Freilich die Weisheit der Kinder dieser Welt hat ihre eigene Gerechtigkeit. Die schmäht die Jünger der Liebe, die auch für den Buschmann ein christlich Herz hat, und will ihnen wehren, weil ja ohnehin den-

noch der Buschmann von den civilisirten Weißen bald ausgerottet sein werde!

Und das Beispiel von Buschmannstreue:

„Auf einem jener grausamen Raubzüge, welche von den Bauern gegen die Buschleute unternommen wurden, fing man zwei Buschleute, die man zu Spionen benutzen wollte, um die Schlupfwinkel ihrer Landsleute zu verrathen. Zwei Männer wurden ihnen mitgegeben. Die Buschmänner aber führten sie kreuz und quer in die Irre; ihre Brüder verriethen sie nicht. Da gab man ihnen sieben Männer mit, und dazu die Weisung, wenn sie sie wieder in die Irre führten, würde man sie todtschlagen, verriethen sie aber ihre Landsleute, so solle ihnen das Leben geschenkt sein. Die neun gingen eine Stunde weit mit einander. Da fielen die beiden Buschleute plötzlich auf die Erde und regten sich nicht. Man befahl ihnen aufzustehen. Sie regten sich nicht. Man schlug und geißelte sie bis aufs Blut unter furchtbaren Flüchen und Drohungen. Sie regten sich nicht, und ließen sich lieber von den Holländern todtschlagen."

Wenn das in Deutschland geschehen wäre, wie hätte man die Treue dieser beiden Tapferen, die doch auch durch Leonidas und Winkelrieds That nicht überboten wird, feiern wollen mit Lied und Bild und Denkmal in Stein und Erz. — Jene beiden Treuen blieben unbeerdigt liegen. Ihren christlichen Mördern dünkte es völlig genügend zu sein, daß Geier, Schakal und Hyänen an ihnen das Todtengräberamt ausrichteten, denn — es waren ja nur Buschleute! —

---

10. Die Kaffern.

Das von Port Elisabeth in der Algoabai 200 Meilen weit nach Nordost und Nord sich erstreckende, westlich vom Winterberg, den Stormbergen und dem Drakengebirge, östlich vom indischen Ocean begrenzte, 40—60 Meilen breite Küstenland wird von einem höchst interessanten, begabten, urkräftigen, halbspartanischen Volke bewohnt, welches, obgleich nicht unter einen Namen zusammengefaßt, in allen seinen verschiedenen Stämmen und kleinen Königreichen eine solche innere Verwandtschaft und ausgeprägte Charaktereigenthümlichkeit zeigt, daß wir es unzweifelhaft als ein besonderes, in sich scharf abgeschlossenes Volk ansehen dürfen. Der gemeinsame auf sie gewöhnlich angewandte Name „Kaffern" ist nicht aus ihnen selbst entsprungen. Er kommt aus dem Arabischen und heißt (Kafir) so viel als „Ungläubige." Er ist ihnen wahrscheinlich von den Mohamedanern und demnächst von den Portugiesen beigelegt. Sie selbst nennen sich nach den einzelnen Stämmen



Fingufrau.

mit sehr verschiedenen Namen, und da jeder einigermaßen mächtige Fürst seinem Volke seinen eigenen Namen gab, und da außerdem beständige blutige Kriege die Grenzen der Stammgenossen und der von ihnen eingenommenen Landstriche vielfach änderten, so ist es schwierig, durch dies Gewirre von Namen einen sichern Faden hindurch zu ziehen. Stammverwandt sind ihnen, durch das Drakengebirge geschieden, die Bassuto und die Betschuanen, so daß auch diese letzteren von den Bauern Kaffern genannt werden. Hier aber haben wir es mit den eigentlichen, das Küstenland bewohnenden Kaffern zu thun.

Dies Volk ist sicherlich aus dem Norden her durch eine großartige Völkerbewegung nach Süden gedrungen und hat seine gegenwärtigen Wohnsitze schwerlich viel länger als 150—200 Jahre inne. Das jetzt sogenannte britische Kafferland wurde noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Buschleuten als ihr Eigenthum angesehen. Die Kaffern mit ihrem kräftigen, die Europäer überragenden Körperbau haben den Buschmann und Hottentotten (so lange dieser ihm nicht die Ueberlegenheit des Feuergewehrs entgegensetzen konnte) vor sich hergeschoben in das Gebiet der Capcolonie hinein und an die Westküste hin, und würden, wenn der weiße Ansiedler ihnen nicht einen Damm entgegengestellt hätte, sicherlich schon im Laufe dieses Jahrhunderts ganz Südafrica sich unterworfen haben.

Die Namen der einzelnen Kafferstämme (wenn wir von den Gonaqua- oder Gonakaffern absehen, die, an der Grenze der Colonie am großen Fischfluß wohnend, sich mit Hottentottenblut gemischt haben), sind zunächst südlich die Amaxosa, und in aneinander sich reihender Kette nach Norden zu die fried- und arbeitsamen Amatembu oder Tambuki, die Mambuki oder Mambo, die Amaponda, die Fettkannah oder Fengu (die gegenwärtig als zersprengte Haufen durch verschiedene Kafferstämme zerstreut eine besondere Bedeutung für die Mission erlangt haben); weiter nördlich die Zulu, (welche die Vetuah und Butuah in sich aufgenommen haben), die Swazi, und noch weiter nördlich über die Lucia- und Delagoabai hinaus die Amatonga und die Makoapa oder Knopneusen, deren Sitze man bis zum 22. Grad südlicher Breite verfolgt hat. Wie weit dieses mächtige Volk, dessen Gesammtzahl sicherlich Millionen beträgt, noch weiter nach Norden hin sich erstreckt, und ob sie mit den Gallas in Abyssinien verwandt seien, ist bisher nicht aufgeklärt. Zwei Zulukaffern, welche in den funfziger Jahren eine Expedition der Hermannsburger nach Mombas begleiteten, um wo möglich als Dolmetscher zu dienen, trafen kaum etliche vereinzelte Spuren einer Verwandtschaft der dortgesprochenen Sprache mit der Zulu-Kaffernsprache an.

Unsere Missionare fanden, als sie in den dreißiger Jahren

dieses Jahrhunderts in das Land kamen, Faku als König der Amaponda und Vossanie als König der Tambuki vor. Der mächtige Hintza war nicht mehr Oberhaupt aller Xosa, sondern nach dem Tode des gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden Xosakönigs Palo zerfiel das Volk in zwei kleinere Stämme, die Ama-Galeka und die Ama-Chachabe, und letztere wieder in die nach ihren Häuptlingen genannten Ama-Ghika und die Ama-Chlambe. Der Versuch Hintzas, des Galekakönigs, den König Ghika zu unterwerfen, scheiterte an der Hülfe, die die Engländer diesem liesteten. Hintza wurde 1819 von ihnen geschlagen und der König Ghika erhielt durch die Protektion seiner mächtigen Gönner eine Art Oberhäuptlingsstellung unter den verschiedenen Xosa-Stämmen. Ghika's Sohn und Nachfolger ist der König Sandile, der noch heute als Oberhaupt der Ghika-Kaffern lebt. — Mit diesen Xosakaffern (insonderheit der Ghika und Chlambe, in deren Gebiet unsere kafferländischen Stationen liegen) haben wir es in der nachfolgenden Darstellung vornämlich zu thun.

Wenn man von Grahamstown nordwärts nach Beaufort fährt, sieht man von den Gipfelhöhen des Hügellandes aus weit vor sich blaue zackichte Bergriesen. Man fährt tief hinab zu den Bächen, mit Mühe wieder hinauf, schaut oben vom Bergesrand hinunter auf die Gipfel von Euphorbien, Büschen und Laubholz aller Art, alles so grün, so frisch, so klüftig und heimelig, man glaubt nicht mehr in Africa zu sein. Man macht zum zweiten, drittenmal Nachtquartier, immer noch dieselben blauen Bergriesen in der Ferne — es sind die Gipfel der Winterberge und des Amatole- (Kälber-)Gebirges, das Paradies und die Sehnsucht der Xosa-Kaffern. Kommt man näher heran an diese Berge, so scheinen sie gar nicht mehr so hoch. Das Land ist so allmählich angestiegen, daß man die Hälfte der geschauten Höhe bereits erreicht hat, wenn man am Fuß der Berge angelangt ist. Aber ein erquickend Reisen ist es in diesen Amatolebergen; da giebt es grüne fruchtbare Alpenmatten bis an die Gipfel hin, Laubwälder mit frischen Brunnen, als wäre man im Harz, malerische Felswände, ja man glaubt eine Sennerei in der Nähe, wenn man das Vieh auf den Matten und in den Wäldern weiden sieht. — Dort kommt auch wirklich der Senner; aber er ist schwarzbraun, seine Hütte halbkugelrund, — man ist bei den Kaffern. Die Bekehrten aus diesem Volk nennen in ihrer christlichen Nationalposie Gott den Herrn einen „Wald der Wahrheit;" das Wort versteht man in der schönen grünen Waldschlucht des Amatoleberges. So wohl (das ist die Meinung jenes Kafferndichters) möchte es die begnadigte Seele in Gott haben, wie der Kaffer in seinem Kälbergebirge sich fühlt.

In einer Stunde von Bethel aus hast du die höchste Höhe erklommen. Welch ein Anblick! Nach der einen Seite die zackigen Bergriesen vereinzelt und in Kettenzügen, nach der andern zu deinen Füßen ein erstarrtes Meer von Hügeln und wellenförmigem Boden. Weit darüber hinaus erglänzt das wirkliche Meer, dessen Küste du vom Fischfluß bis zum Kai verfolgen kannst. Nach dorthin erstreckt sich auch die Ebene, mit Dornen bedeckt, oder in einzelnen Oasen angebaut. Aber die Städte und Dörfer, die ein Panorama des Brocken oder der Schneekoppe lebendig machen, fehlen; alles ein ödes Gewirre von Hügel und Thal, kaum etliche Kaffernhütten oder das einsame Kreuz einer Missionsstation, welches die schöne Einöde durchbricht. Dies ist jetzt die Wohnung der Kaffern. Aus den Amatolebergen hat man ihre großen Massen vertrieben, weil sie ihnen zur Festung dienten gegen die Engländer. Ein gesegnet, lieblich Land, das Kafferland, aber wie viel Blut hat es gekostet, es seinen schwarzen Bewohnern zu entreißen, und es gegen sie zu vertheidigen!

Der Kaffer ist seinem Körperbau nach unter die schönstgewachsenen Völker der Erde zu rechnen. Einen Krüppel findet man so gut wie nie unter ihnen, dagegen viele Männergestalten, die dem Künstler als Modell dienen könnten; nur der Kopf und die Gesichtsbildung ist unschön. Der etwas längliche Kopf ist mit kurzem, krausem Haar bedeckt, das platte Gesicht zeigt eine hohe Stirn, schwarze Augen, aus denen das Weiße sehr hervorsticht, eine breite Nase, aufgeworfene Lippen und ein spitziges Kinn. Mit ihren glänzend weißen Zähnen zerbeißen sie Knochen mit Leichtigkeit. Das gewohnte Herrenleben mit Umherziehen, Jagdvergnügen und öffentlichen Gerichtssitzungen und Gelagen, so wie die Uebungen in Tanz und Waffenspiel bewirken, daß ihr Körper ungemein muskulös sich ausbildet, ihre Haltung ist die von Königen; während dagegen die Weiber, denen fast alle schwere Haus- und Feldarbeit obliegt, minder schön, ja eher häßlich gestaltet sind.

Das Kleid des Kaffern bestand früher der Regel nach aus einem Fellkaroß vom Schaf oder Rind, in neuerer Zeit gewöhnlich aus einer wollenen Decke, welche eben so wie die Wohnung des Kaffern, mit der dritten Plage Egyptens reichlich angefüllt ist. Die Häuptlinge lieben es, sich in einen Karoß von Tiger- Löwen- oder Schakalfellen zu bekleiden. Unter diesem Ueberwurf ist keinerlei Bekleidung, oft wird aber auch der Ueberwurf völlig bei Seite gelegt und der Kaffer schreitet, wo er in seiner eigentlichen Heimath lebt, gern in Adams Costüm gravitätisch einher. Nur bestreicht er sich gern mit einer Mischung von Fett und rother Erde, welche dem nackten Leibe einen Schutz gegen den Sonnenbrand gewährt. An Zierrathen tragen sie Halsbänder von Perlen, Schnecken oder Tigerzähnen, in den Haaren und Ohrlappen

Schmuck von Metall oder Federbüschel, an dem Hand- oder Fußgelenk Ringe von Messing, die Häuptlinge solche von Elfenbein. Um den Hals haben sie ein kleines Fellbeutelchen, in welchem sie Pfeife, Tabak, Feuerzeug, Wasser und andere Kleinigkeiten aufbewahren. In der Hand tragen sie fast beständig zwei oder drei Assagaien, d. h. Wurfspieße mit entweder leichter oder auch langer und breiter zweischneidiger eiserner Spitze und 5′ langem schwanken Schaft, oder mehrere Stäbe und einen Knopfkirri, d. i. einen kurzen mit schwerem Holzknopf versehenen Stab, den sie zur Erlegung von Vögeln und kleinerem Wild sehr geschickt werfen. Mit der Assagai erreichen sie ihr Ziel auf 50—60 Schritt Wurfweite sehr sicher, im Bogen werfen sie noch weiter.

Die Frauen befestigen einen kurzen Karoß oberhalb der Hüften oder der Brust, und schmücken sich außerdem gern an Hals und Armen und Beinen mit Ketten und Zierrathen aller Art. Eine lange Nadel in einem Lederfutteral dient ihnen dazu, die Splitter und Dornen aus den Füßen zu ziehen.

Die Wohnung des Kaffern ist eine halbkugelförmige aus Stäben und Stroh geflochtene mit Lehm und Mist gedichtete Hütte von 15′ Durchmesser und 9′ Höhe; ein Loch von 2½′ Höhe ist Eingang und einzige Oeffnung. In der Mitte ist ein Feuerungsplatz; der Rauch mag sehen, wie er seinen Ausgang findet. Die Jagd besorgt der Mann, das Viehhüten das junge Volk, den Ackerbau und die Bereitung aller Nahrungsmittel das Weib. Vornämlich bauen sie Milis, (Mais) und Kafferkorn.

So stumpf und verschlossen der Kaffer ist für alles Göttliche, so offen, fein und scharfsinnig ist er nicht blos für die Sünde, sondern auch insgemein für die Dinge, die ihn umgeben, und für die Verhältnisse, in denen er lebt. Er ist ein geborener Redner; in den Gerichtsversammlungen, die Tage und Wochen lang ausgedehnt werden, weiß er die feinste Advokatenpfiffigkeit mit der hinreißendsten Beredsamkeit zu vereinigen; in der Bildersprache ist er Meister. Neuigkeiten (indaba) hört er überhaupt gern, Tage lang kann er im Kreise seiner Genossen müßig seine Zeit mit Erzählen zubringen. Nicht selten spricht eine feine Satyre aus seinen Antworten. Dem Gouverneur, welcher bei ausbrechendem Kriege dem Häuptling Makomo mit den Kriegsschiffen drohte, die nächstens im Hafen von East London landen würden, antwortete dieser trocken: „Ja, ich sehe die Schiffe schon, wie sie auf die Höhen des Amatolegebirges hinauffahren.“ — „Wenn Eure Religion wahr ist,“ so antwortete ein anderer Häuptling einem Missionar, „warum betragen sich die Meisten so, wie sie es thun?“ — „Wenn das Evangelium von Gott ist, warum hat er so lange gezögert, es zu senden?“ — „Ihr sagt selbst, Gott sei allmächtig, warum hindert er denn nicht selbst den Satan und

verhindert die Leute, Böses zu thun?" — „Sünde haben wir nicht; alle Sünde kommt vom Satan, wie Ihr sagt; wenn ich also sündige, so ist Satan der Schuldige, nicht ich!" — u. s. f.

Auf das Zählen und Rechnen versteht sich der Kaffer schlecht, doch wird der, welcher mit aller Mühe nicht bis 100 zählen kann, sofort es merken, wenn von seinen 100 Rindern eins fehlt, und wird dir sofort angeben, welches fehlt. Das Lügen ist dem Kaffer so zur andern Natur geworden, daß Bauane, ein Tambukihäuptling, geradezu es aussprach: „Wenn wir nicht lügen dürfen, können wir nicht leben." Daneben ist der Kaffer, wenn gleich bis zu einem gewissen Grade gutmüthig und zuthunlich, so doch auch rachsüchtig, und vergißt angethane Beleidigungen auch nach langen Jahren nicht. Eben so hat er (wenigstens der Xosa) einen angeborenen Hang zum Stehlen und Betrügen. Andererseits ist er gegen seine Stammgenossen vertraulich, brüderlich, gastfrei und überaus höflich und zuvorkommend. In seinen geselligen Redensarten steht er keinem Diplomaten nach. Im Kriege und auf der Jagd ist er muthig, kühn, entschlossen und dabei doch auch verschlagen. Hätte er Feuergewehre, so würden die Weißen kaum gegen ihn das Land behaupten. Gelingt es ihm, seinen Gegner in seine Büsche und Klüfte zu locken, so nimmt er es mit der doppelten Zahl von Weißen auf.

Gegen den Feind ist er kalt grausam; Morden und Brennen ist seine Lust. Einen Wolf, den Posselt in der Falle gefangen hatte, tractirten die hocherfreuten Kaffern erst mit Schlägen und Mißhandlungen aller Art, ehe sie ihn tödteten, und selbst als er todt war, schlugen sie noch auf ihn. Eben so grausam ist der Kaffer gegen den, welcher ihm ein Leid gethan hat und gegen alle hülflosen Leute insgemein. Ein alter Mann hatte von einem Jüngling gesagt, es scheine ihm, derselbe werde noch vom Blitz erschlagen werden. Der Jüngling erhielt auf seine Klage die Erlaubniß, den Alten zu tödten. Er that dies also, daß er ihm einen spitzen Stock in den Hals bohrte bis in die Eingeweide hinab. Am andern Morgen sah Posselt die Geier an seinem und seiner Frau Leichnam nagen. Ein andermal kam ein armes Weib halbverhungert zu den Missionaren; die Bewohner ihres Kraals hatten sie fortgejagt, weil sie das Land nicht mehr pflügen und Holz und Wasser nicht mehr tragen könne. Von dem benachbarten Kraal, wohin sie geflüchtet war, hatte man sie ebenfalls fortgejagt, und sie hatte die letzte Nacht unter freiem Himmel zugebracht. Auf die Frage: „Und wohin willst Du jetzt gehen?" antwortete sie mit völliger Gleichgültigkeit: „Ich weiß es nicht; ich werde umherirren, bis die Wölfe mich finden und fressen!" — Einen andern Fall erzählte Djankenna, ein Kaffer, der unsere Missionare besuchte: „Ich sah vor einem Jahre, daß in einem

Kafferkraal die Leute eine alte Frau auf das Feld schleppten, und sie dort ihrem Schicksal überließen, weil sie nicht mehr für sie arbeiten könne. Kaum war sie allein, so machten sich schon die Geier über sie her." Leicht in Zorneswuth versetzt, kennt der Kaffer sich selbst nicht mehr. Dann tritt ihm der Geifer vor den Mund, er tobt und rast, und könnte seinen Feind mit seinen Händen zerreißen. Zu Döhne flüchtete sich ein Fingu, dem mit aufgehobener Assagai und wüthenden Geberden ein Kaffer folgte. Er wollte durchaus den Fingu erstechen, weil dessen Vieh in seinen Garten eingedrungen sei. Wenige Tage darauf flüchtete die Frau desselben Fingu zum Missionar, verfolgt von ihrem wüthenden Manne. „Sie hat mich geschlagen, jetzt will ich sie in Stücke zerschneiden!" brüllte er, wie ein Rasender. „Das Weib lebt nicht mehr, sie soll nicht länger leben! zerreißen, zerfetzen will ich sie!" —

Die Sprache des Kaffern ist melodisch und schön. Da jede Silbe der Regel nach auf einen Vocal endigt und nur einen Consonanten hat, ist sie sehr weich und gesangvoll, dem Italienischen ähnlich. Als ein britischer Gouverneur den Gebrauch der Kaffersprache in den Schulen verbieten wollte, antwortete der Unterrichts-Director: „Aber wollen denn Ew. Excellenz die schönste Sprache der Welt ausrotten?" Der grammatische Bau der Kaffersprache hat an Regelmäßigkeit seines Gleichen nicht. Er erinnert mit seinen vielen Vorsilben und Anfangsilben und den mancherlei Abänderungsformen der Zeitwörter sehr an das Hebräische. In strengster Regelmäßigkeit hat jede der zwölf Wortklassen des Hauptworts ihre eigenen Biegungsformen, die sich durch alle mit demselben in Verbindung gebrachten Eigenschaftswörter, Fürwörter und Zeitwörter in ebenso strenger grammatischer Regelmäßigkeit hindurch ziehen, so daß z. B. das besitzanzeigende Fürwort 142 verschiedene Formen hat. Alle Biegungen und Formenbildungen werden nach dieser Regel also zusammengefügt, daß die verschiedenen Zusammensetzungen in schneller Rede wie ein einziges Wort lauten. Z. B. tande heißt lieben, die Perfectendung ile; so würde also der Satz „ich würde nicht geliebt haben" auf kaffersch lauten: Dandibendingasakuba ndibenditandile. Die drei Klixe oder Schnalzlaute verunstalten den schönen Klang; sie sind aber der Kaffersprache nicht eigen, sondern den Hottentotten entlehnt und kommen nur selten vor; etliche Stämme der Zulu so wie die Bassuto und Matebelen kennen sie gar nicht.

Bei aller Melodik der Sprache haben die Kaffern aber nur ein sehr mangelhaft ausgebildetes musikalisches Gehör. Ihr Chor-Gesang bei den Spielen ist ein Geheul, bei Kriegszügen ein Gebrüll, der Einzelgesang ein Gesumme; ihre Melodien gehen

fast alle aus Moll und klingen, als hätten sie keinen Schluß. Der Inhalt der Volkslieder ist oft völlig dürftig. Ein Lied z. B. hat den Text: „Baut ihr ihm nicht ein Häuschen?" und sie wiederholen den Text mit großer Geduld wohl eine halbe Stunde lang. Eine andere Dichtung lautet: „Es giebt einen Fluß, der hat keinen Besitzer;" eine andere: „Meine Mutter hat eine Kuh, die ist bunt." Bei zwei Gesängen aber hat die Fülle poetischer Gefühle den Verfasser gar nicht die Worte finden lassen. Sie klingen nur wie eine Nachahmung des Gebrülls der Ochsen und des Blökens der Ziegen, und gerade dies Lied singen sie mit großer Vorliebe. Etliche Melodien aber klingen gar nicht übel, namentlich wenn man sie aus der Ferne hört. Es ist wie ein Schwanensingen, und wie ein Klagen der seufzenden Creatur nach dem verlorenen Paradies. Ein Lied, welches nach Text und Melodie von dem Kafferprofeten Untsikana herrührt, lautet wie ein Psalm und klingt wie Psalmodie. Die christliche Gemeinde, die der Herausgeber dasselbe singen hörte, zerfloß dabei in Schluchzen und Thränen vor innerer Bewegung.

Von Gott und göttlichen Dingen haben die Kaffern fast die letzte Spur einer Vorstellung verloren. Sie kennen zwar alle den Namen Tixo (Gott), aber derselbe ist erst durch die Zeugnisse der Missionare unter ihnen eingebürgert (wahrscheinlich die kaffersche Umbildung des hottentottischen Worts Cü koab (s. o.) Sie haben auch dunkle Sagen von einem Geist, und von einem Leben nach dem Tode, auch von der Erschaffung der Welt durch einen mächtigen Schöpfer. Aber diese Vorstellungen sind alle nebelhaft, verschwimmend, zum Theil auch erst aus ihrer Berührung mit Christen hervorgegangen. Die Sagen des Kaffervolks sind ziemlich werthlos. Nicht einmal Götzen kennt der Kaffer, die er anbeten könne; darum keine Spur von Cultur, kein Feiertag durch das ganze Jahr, kein Gebet, keine Hoffnung im Tode. Um so ausgeprägter ist der Aberglaube des Kaffers, und seine Furcht vor Zauberern und Unholden. Denn der Mensch ist aufs Glauben geschaffen. Glaubst du nicht an Gott, so hast du irgend einen Aberglauben, und wärest du der größte Gelehrte. Die Zauberer, Doktoren und Regenmacher sind sehr gewichtige Personen im Leben des Kaffervolks. Talismane aller Art sollen gegen Hagel, Viehseuche, Verwundung im Kriege, Krankheiten, Unfälle auf Reisen helfen. Fehlt es an Regen, so tanzt der Regenmacher unter abscheulichen Grimassen, fordert Vieh, das zur Sühne geschlachtet werden muß, um den Regen vom Himmel zu holen. Trifft der Regen auch sechsmal nicht ein nach solchen Beschwörungen, so dient gewiß das siebente Mal, wo er zufällig wirklich erfolgt, dazu, um den Glauben an die Kraft des Regenmachers fest zu begründen. Obgleich sie an eine Auf-

erstehung der Todten eigentlich nicht glauben, leben sie doch in steter Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, die in der Nähe der von ihnen bewohnt gewesenen Hütten umherirren, um die Lebenden zu plagen. Da die Sühne an Opfervieh, die sie auf Geheiß der Zauberer diesen Geistern bringen, nicht ausreicht, so wird die Hütte, die eine Leiche geborgen hatte, verbrannt, oft auch der ganze Kraal verlassen.

Die Zauberer zerfallen in zwei Klassen, die eigentlichen bösen Zauberer, takati, und die Heilzauberer, Riecher, die tsanusen, die da vorgeben, sie können den takati unschädlich machen.

Die takati stehen in teuflischem Gewerbe. Fast jeder Kraal hat einen solchen. Der kennt alle Giftkräuter und ihre langsame oder plötzliche Wirkung. Theils aus Schlangen und anderen giftigen Thieren, theils aus Giftpflanzen aller Art, theils aus Menschenleichen bereitet er das Umbecti, den Zauberstoff, mittelst dessen er allerlei Krankheiten über Menschen und Vieh aus eitel Bosheit hervorzubringen vermag. Mit Schlangenklugheit weiß er dem unglücklichen Schlachtopfer das Gift so heimlich beizubringen, daß er selbst nicht überführt werden kann. An dem langsamen Hinsiechen und furchtbaren Qualen seines Schlachtopfers hat er seine teuflische Lust. Die Schändlichsten allein im Volk kennen den takati, sind aber zu sehr in sein Thun mitverflochten, als daß sie ihn verrathen dürften. Deshalb leben die Kaffern voreinander in beständiger Furcht, und nicht leicht genießt einer das ihm angebotene Bier oder die Speise, wenn nicht der Wirth zuvor davon gekostet hat.

Weil diese Greuelthaten so vielfach vorkommen, so ist bei jeder Krankheit und jedem Todesfall der erste Gedanke der an den takati. Ihn herauszuspüren ist die Aufgabe des Tsanusen.

Tsanuse zu werden darf nicht jeder Kaffer sich beikommen lassen. Er muß schon in frühster Jugend durch Witz, Scharfsinn, Thatkraft und Ausdauer sich so hervorthun, daß die Leute sagen: „Seht, das wird einmal ein Tsanuse!“ Bei heranwachsenden Jahren fängt er an zu träumen von allerlei Wunderbarem, namentlich von Schlangen, Löwen, Tigern, in denen die Seelen der verstorbenen Häuptlinge und Väter wohnen. Fällt er dann ab und zu in Raserei und Verzückung, dann ist er so weit, daß er sich bei einem im Ruf stehenden Tsanusen in Unterricht geben darf. Das Geschenk einer Ziege öffnet ihm die Thür. Hat er hier die Bereitung einer Anzahl von Heilmitteln gelernt, so begiebt er sich unter Darbringung eines Ochsen zu einem berühmten Tsanusen, der noch kräftigere Geheimmittel, daneben aber auch wilde Tänze und die Anrufung des Iezwa des Zaubergeistes ihn lehrt. Mit dem glühenden Wunsch, auch seinen Lehrmeister noch zu übertreffen, scheidet der junge Tsanuse aus dem Unterricht.

Nun ist er ein anderer Mensch geworden, sein Blick, seine Bewegungen, seine Reden bekunden, daß er mit dem Fürsten der Finsterniß im Bunde steht. Eine Menge lügenhafter Wunder und Fabeln öffnet ihm die Bewunderung und das Vertrauen seiner Landsleute.

Will nun irgend ein Kaffer sich seiner Hülfe gegen den takati bedienen, dann ruft er alle Leute seines Kraals zusammen. Niemand wagt zurückzubleiben, denn das gälte schon als Beweis der Schuld. Der Tsanuse fordert alle auf, sich zu setzen, und mit den Stäben den Boden zu schlagen, während er selbst zum Jezwa ruft. Dies genügt in vielen Fällen. Der Tsanuse nennt den Umtakati und das Mittel, womit er gezaubert hat. Bisweilen aber reicht das Ukubula (Stäbeschlagen) nicht hin; dann sagt der Tsanuse, Jezwa wolle ihm ohne den Tanz der Raserei nichts offenbaren. Man lagert sich im Kreise um ihn her. Er nimmt Zauberstäbe und Assagaien in die Hände, Schwänze von Thieren hat er um den Leib gebunden, Federn von Raubvögeln sind rings um sein Haar befestigt, und um seine Gelenke Felle von Schlangen gewunden; die erschreckte Jugend flieht vor dem Anblick. Der Tsanuse beginnt seine Zauberformeln, seine Glieder zucken, seine Augen rollen in höllischem Feuer; so beginnt er den Tanz in rasenden Sprüngen, jede Muskel zuckt, jedes Gelenk zittert — athemlos schaut die Menge auf ihn. Plötzlich steht er still, reckt die Hand aus und zeigt auf den takati — und er hat den Richtigen getroffen! Der takati wagt nicht zu leugnen. Denn würde er leugnen, so würde man ihn mit glühenden Steinen brennen, mit schwarzen Ameisen bedecken und auf andere Weise quälen, bis er entweder stirbt oder bekennt. Bekennt er aber zu rechter Zeit, so hat er doch noch die Hoffnung, daß man sich begnügen wird, ihm sein Vieh zu rauben, ihn selbst aber außer Landes zu schicken. Deshalb werden die Tsanusen vielfach als Werkzeuge gebraucht, um entweder gehaßte Persönlichkeiten aus dem Wege zu bringen, oder den Häuptling zu bereichern, dem das Vieh des „Aufgefressenen" zufällt, oder Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten aller Art, welche durch Rache und Eifersucht gefordert werden, zu beschönigen.

Auf diese Weise wird auch der Tsanuse bald ein reicher Mann und ist geachtet, gefürchtet von Jedermann. Aber er wird deß weder satt noch froh. Das Loos, das er heute oder morgen seinem Feinde bereitet hat, trifft übermorgen ihn selbst. Selten stirbt ein Tsanuse oder Takati oder Regendoktor eines natürlichen Todes. Chachabe, Chlambe's Vater, hat die Zauberer zu Hunderten getödtet. Man zeigt heute noch beim Fluß Chakun einen Felsabhang, der den Namen Uwa amaghira (Doktors-Abgrund) trägt, weil Chachabe dort die Zauberer hinabzustürzen pflegte, also

daß sie an den zackichten Klippen zerschellten, ehe sie noch den Boden erreichten. — Und das war noch eine leichte Todesart für einen takati! —

Also erfüllt sich an dem Kaffer das Wort: Der Gottlose bebet sein Leben lang! Die den Glauben verwerfen, werden durch die Furcht ihres Aberglaubens beständig zerquält! —

Ebenso wie die Kaffersprache in strengen Gesetzen sich bewegt, also wird auch die despotische Macht der Kafferhäuptlinge durch eine sehr ausgebildete Verfassung und Gesetzgebung in etwas gezügelt.

Häuptling kann der Kaffer nur durch Geburt sein. Der Kafferhäuptling wird von seinen Leuten als eine Art höheres Wesen angesehen, dem sie Dienste, Abgaben, Gehorsam schuldig sind, als wäre er ein kleiner Gott. Sie nennen ihre Häuptlinge „Männer des Ursprungs", und verachten denjenigen in ihrem Herzen, der etwa durch die Macht und den Einfluß der Weißen zu einer Häuptlingsstellung erhöht worden ist, ohne durch seine Geburt dazu berechtigt zu sein. Der Herausgeber besuchte einen solchen durch die Engländer eingesetzten Häuptling Namens Ngoza. Ein kleiner Unterhäuptling von unserer Station Stendal, der diese Besuchsreise mitgemacht hatte, ließ sich zunächst Ngoza's Bier trefflich munden und seine Bewirthung wohl gefallen und sprach wacker zu. Als er aber den Kraal im Rücken hatte, ergoß er seine Galle. „Was? dieser Kerl will ein Häuptling sein? Er ist ja kein Mann des Ursprungs! der Hund ist ja nicht mehr als ich, wie kann der sich unterfangen, ein Häuptling sein zu wollen!" Aber nicht einmal jeder Sohn des verstorbenen Häuptlings ist erbfolgefähig, sondern der Häuptling hat unter seinen vielen Frauen eine besonders vornehme, welche die große Frau heißt. Deren ältester Sohn ist der Thronfolger, und wäre er auch nur ein Kind beim Tode des Vaters und hätte schon viel ältere Brüder. Die großen Zulu-Fürsten üben diese Häuptlingsgewalt meistens despotisch und unbeschränkt. Bei den Xosa steht dem Häuptling ein Geheimer Rath von den Vornehmsten (amapakati) mit ausgedehnten Machtbefugnissen zur Seite. Mit diesem muß der Häuptling alle wichtigen Angelegenheiten besprechen und beplanen, und darf nicht leicht etwas gegen seinen Willen thun. Diese sind die traditionellen Bewahrer des Kaffergesetzes, welches streng befolgt wird. Würde der junge König die traditionellen Kaffergesetze zu sehr außer Acht lassen, so würde er gewärtig sein müssen, daß die amapakati, wenn er noch nicht stark genug ist, ihn absetzten. Dieselbe Gefahr wäre vorhanden, wenn er die Interessen dieser Großen allzu rücksichtslos verletzte.

Seine Frauen, deren der Häuptling zur Behauptung seiner Würde eine möglichst große Anzahl haben muß, werden ihm von

seinen Untercapitänen, die durch Darbringung ihrer Töchter ein engeres Band mit dem Häuptling schließen, nach und nach zugesandt. Eine Zurückweisung wäre eine Beleidigung. Nun aber darf jede nächstfolgende nicht niederen Ranges sein, als die vorhergehende. Dadurch geschieht es in der Regel, daß die letzte Frau des Häuptlings „die große Frau" ist, und daß der Thronfolger beim Tode des Vaters minderjährig ist. Die Zeit bis zu seiner Großjährigkeit wissen die amapakati auszubeuten, um ihre Macht und Ansehen zu befestigen. Da an dem Vieh des verstorbenen Häuptlings auch die übrigen Söhne desselben Antheil haben, besitzt der junge Häuptling im Anfange dessen nicht allzuviel. Aber je älter er wird, desto mehr weiß er sich zu verschaffen, seine gewaltigen amapakati sterben theils aus, theils werden sie beseitigt, und so wächst eines Häuptlings Macht mit seinen Jahren, namentlich wenn er mit einiger Umsicht seines Vortheils wahrzunehmen versteht.

Alle schwierigen Rechtsfälle werden auf dem umzi wakwomkulu, der großen Rathsversammlung abgemacht, auf welcher die amapakati mit ihrem Anhange erscheinen. Da wird jede Sache Tage lang breit getreten, bis irgend ein Rechtstitel aufgefunden ist, der dem Häuptling Gelegenheit giebt, möglichst hohe Strafen an Vieh zu verhängen, mit dem er sich auf Kosten des Schuldigbefundenen bereichern kann. Da dieser „große Rath" auch seinerseits wieder gesetzgebende Kraft besitzt, so geht es unter allem Schein Rechtens mit der größten Willkührlichkeit zu, und schließlich behält dennoch der Schlauste oder der Gefürchtetste Recht. Mord, Beraubung, Landesverweisung wird im Namen des Gesetzes ausgeübt trotz aller noch so festen constitutionellen Formen.

Die Polygamie ist allgemein eingeführt bei den Kaffern. Der Regel nach hat jeder drei Weiber, doch kann er auch Kebsweiber daneben haben, deren Söhne nicht mit erben. Jede Frau wird von ihrem künftigen Ehemann mit Vieh bezahlt (ukulobola); der Kaufpreis schwankt zwischen 10—100 Haupt je nach dem Range der Braut; deshalb legen die Mädchen selbst Werth darauf, daß recht viel für sie bezahlt werde. Dies Vieh sollte eigentlich eine Art Morgengabe sein, welche der Frau im Wittwenstande eine Nahrungsquelle und auch sonst gewisse Rechte dem Manne gegenüber zusicherte; in praxi aber ist es zu einem gewöhnlichen Kaufpreis herabgesunken. Die vielen Weiber nennen sich unter einander Schwestern, wissen aber mit ihrer Eifersucht und Zanken einander und dem Manne meistens das Leben blutsauer zu machen, so daß er die schlimmsten wohl fortschickt. Und dennoch muß er viele haben, weil nur derjenige Ansehen und Einfluß besitzt, der viel Vieh und viel Weiber hat. Der Tembuhäuptling Bauane antwortete daher, als ihm der Weiberhandel als sündlich dar-

gestellt wurde: „Wenn Gott solche Dinge verbietet, so könnte er ebenso gut das Essen und Trinken verbieten.“ Das Weib des Kaffern ist durchaus keine unterdrückte Persönlichkeit; sie weiß sich ihrem Manne gegenüber schon Respect zu verschaffen. Nach Ghika's Tode führte dessen große Frau Sutu die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn Sandile. Eine Folge der Vielweiberei ist sehr häufig der Ehebruch. Da nun derselbe mit großen Strafen an Vieh gesühnt wird, so verführt nicht selten eine Frau im Einverständniß mit ihrem Manne einen Thoren, um ihn auszubeuten; denn der Mann hat gesetzlich das Recht, den Ehebrecher zu tödten. — „Ei, Du mußt nicht böse sein,“ antwortete ein Kaffer einem Missionar, „wir Kaffern gestatten unsern Weibern das Ehebrechen, denn es ist gut, weil es, wenn der Ehebrecher ertappt wird, Vieh einbringt!“ — „Und Du sagst noch, es sei gut, da Du doch so oft gehört hast, daß Ehebruch vor Gott eine schwere Sünde sei?“ — „Ja, es bringt Vieh ein!“ — „Und bedenkst Du nicht, daß Du als Ehebrecher mit all Deinem Vieh in die Hölle fährst?“ — Er (lachend): „Aber es bringt doch Vieh ein und vom Vieh leben wir!“ — Zwischen den Unverheiratheten ist die Unzucht bodenlos.

Unter solchen Umständen kann kein Familienleben sich ausbilden. Zärtlichkeit und Liebe findet man sehr selten zwischen Eheleuten, ebenso wenig als gemeinschaftliche Kindererziehung. Der Kaffer würde es für eine Grausamkeit gegen sein Kind halten, wenn er seines Kindes Unart mit der Ruthe austreiben müßte. Nicht für grausam hält er es, seine erwachsene Tochter trotz ihres Sträubens an den zahnlosen triefäugigen Polygammisten als Weib zu verkaufen, der ihm ein oder zwei Stücke Vieh mehr zahlen kann, als der junge Bursch, den sie heimlich liebt. Ihr Sträuben wird durch Schläge und Mißhandlungen aller Art beseitigt. So haben auch die Kinder keinerlei Pietät gegen ihre Eltern. Der Sohn nennt seinen Vater nicht Vater, sondern Gehlo oder wie er sonst mit Eigennamen heißt. Wird der Vater alt, so tritt der älteste Sohn in seine Stelle als Oberhaupt der Familie, nimmt dem Alten sein Vieh weg, und derselbe kann zufrieden sein, wenn er irgend ein dürftiges Altentheil behält.

Von den Sitten und Gebräuchen der Kaffern, der Beschneidung, durch welche ihre Jünglinge zu Männern werden, den Tänzen und Volksvergnügungen, den nächtlichen Gelagen mit ihren Greueln, den Ochsenrennen, dem Todtengeheul bei Beerdigungen, den Ceremonien bei Verheirathungen, beim Regenmachen, enthalten wir uns, um nicht zu ausführlich zu werden, hier der nähern Schilderung. Die vorstehenden Mittheilungen werden genügen, um die hin und wieder aufgestellte Behauptung zu beweisen, daß die Kaffern (die übrigens mit den Negern kaum entfernte Aehn-

lichkeit haben) ein von Gott mit Naturanlagen reich begabtes, keineswegs auf der tiefsten Stufe der Cultur stehendes Volk sind, in welchem aber das göttliche Ebenbild durch Jahrhunderte lang fortgesetztes Sündigen bis zur Unkenntlichkeit zerstört ist.

Und doch ist es gar nicht unwahrscheinlich, was ebenfalls hie und da als Vermuthung ausgesprochen ist, daß wir in den Kaffern ein Stück Abrahams Samen nach dem Fleisch vor uns sehen. Ihre Sprache, deren Bau der hebräischen sehr verwandt ist, ihre den mosaischen sehr ähnlichen Ehegesetze, (namentlich betreffend die verbotenen Verwandtschaftsgrade), ihre religiösen Reinigungen nach der Berührung von Todten, und bei andern Gelegenheiten, die Morgengabe beim Kaufen der Braut, ihre Enthaltung vom Schweinefleisch, die ganze religiöse Denkungsweise der bekehrten Kaffern, (ein eingeborner Kafferprediger, Tijo Soja, behauptete, die Psalmen Davids wären so gedichtet, als ob ein Kaffer ihr Verfasser wäre), ihre Beschneidung, ihr Schachergeist, vereinzelte Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung, und einzelne traditionelle Ueberlieferungen (z. B. daß die reinen Kaffernmänner die Spannader nicht essen dürfen, die auch den Juden verboten war), ihre Herkunft vom Norden her, und manches Andere geben dem Gedanken Raum, daß die Kaffern vielleicht ein Mischvolk von Ismaeliten oder Resten der zersprengten zehn Stämme und afrikanischen Ureinwohnern sind. Möchte die Verheißung, die allem Abrahams Samen gegeben ist, auch an ihnen sich in der Weise erfüllen, daß sie bald geistliche Abrahamskinder sein möchten. Bei ihrer Energie und reichen Naturbegabung könnten sie in der Kette der christlichen Völker ein nicht unbedeutendes Glied abgeben.

---

11. Die Betschuanen.

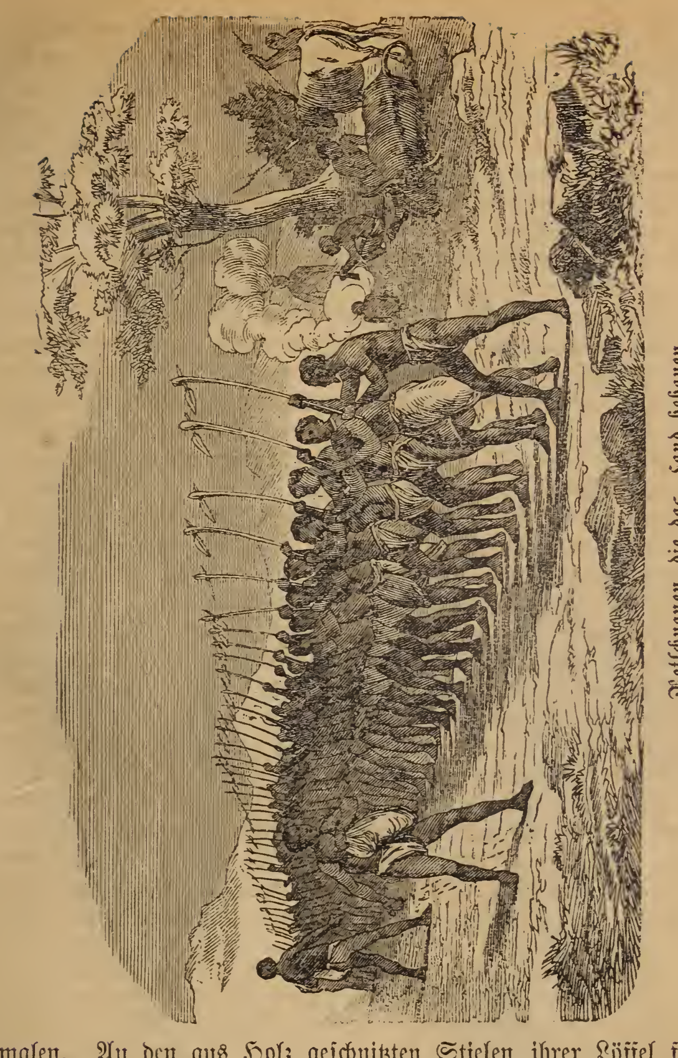
Das Innere von Südafrica, nach Osten begrenzt vom Drakengebirge und dessen Fortsetzungen nach Süd und Nord, nach Süden von den neuentstandenen Staaten der europäischen Einwanderer, nach Westen von den Hottentottenstämmen getrennt durch die ausgedehnte Wüste Karri-Karri, die sie, siegreich gegen die Namaqua vordringend, erst in etlichen Stämmen durchbrochen haben, wohnt zwischen dem Zambesi- und Oranjefluß in reicher Stammesgliederung das Volk der Betschuanen. Dieselben sind auf das engste stammverwandt mit den Kaffern, so daß sie von den Holländern auch geradezu Kaffern genannt werden, und dennoch wieder durch Nationalcharakter, Sitten und Sprache so verschieden von den Kaffern, wie etwa das Volk der Holländer von dem der Deutschen.

Im Wuchs und Körperbau, in kriegerischem Mannesmuth und Energie des Charakters erreichen sie den Kaffer nicht, übertreffen ihn dagegen in Lust und Fähigkeit zu geistiger Bildung. Den Kaffer möchte man den stolzen Patrizier nennen, der nur auf Herrenleben angelegt und bedacht ist, den Betschuanen dagegen den betriebsamen Plebejer, der schließlich dennoch gegen ihn die Oberhand behalten wird, obschon er bis jetzt noch in dem Zusammenstoß mit diesem seinem kriegerischen, tapfern Vetter der Regel nach den Kürzeren zieht und vielfach von ihm zertreten, beraubt, unterjocht und ausgerottet wird.

Was wir in Betreff von Götzendienst, Zauberei, Sitten und Lasterleben und sittliche Versunkenheit der Kaffern berichtet haben, findet sich auch bei den Betschuanen in ganz ähnlicher Weise wieder, mit so geringen Modificationen, daß wir uns die Wiederholung ersparen können. Die Sprache der Betschuanen entbehrt der häßlichen Klixe und Schnalzlaute der Kaffernsprache, aber auch ihres melodischen Wohllauts.*)

Eine chrarakteristische Eigenthümlichkeit, durch welche sich das Betschuanenvolk nicht blos von dem vagabondirenden Hottentottennomaden, sondern auch von dem residirenden Kaffer unterscheidet, ist seine Seßhaftigkeit, Betriebsamkeit, Reinlichkeit und Fleiß, und damit verbunden sein entschiedener Bildungstrieb. Während der Kaffer seine Töpfe und Schüsseln nie auswäscht, sondern dies Geschäft seinem Hunde überläßt — gleichviel ob derselbe auch mit kothbedeckter Schnauze vom Leichenfraße hereinkommt, so hält der Betschuane seine Straßen und die Betschuanin ihre Hütte und ihre Geräthe so reinlich und sauber, daß man ohne Ekel gern mit ihnen ißt. Dazu liebt er es auch, seine Hütte oder vielmehr den Complex von Hütten und Höfen, die durch Rohrwände zu einem Ganzen geeinigt sind, mit einem gewissen Geschmack und Comfort einzurichten; man findet etliche, die das Innere und Aeußere ihrer Wohnungen mit bunter Farbe und allerlei zierlichen Kanten aus-

*) Wir fügen bei dieser Gelegenheit hinzu, daß der Name Betschuanen je nach der verschiedenen Modification des Sinnes auch durch verschiedene mittelst wechselnder Vorsilben entstandene Wörter ausgedrückt wird; die Vorsilbe Mo z. B. bedeutet die Einzahl, Ba oder Be die Mehrzahl, Le das Land, Se die Sprache. Also ein einzelner Betschuane heißt ein Motschuan, mehrere heißen Betschuanen, das Land Letschuana, die Sprache Setschuana, — ebenso ein Mossuto, mehrere Bassuto, die Sprache Sessuto, das Land Lessuto. Man findet deshalb in den Missionsberichten diese verschiedenen Sprachformen. Es empfiehlt sich nicht, sie anzuwenden, denn wir sagen doch auch nicht, daß wir francais oder scotch sprechen, sondern französisch oder schottisch; auch nicht daß wir nach La France und nach Scotland reisen, sondern nach Frankreich und Schottland, sprechen auch nicht von un Français und les Francais, sondern von Franzosen. Es ist daher auch richtiger, zu sagen, daß man betschuanisch, bassutisch spricht; wie denn dies auch immer mehr der Sprachgebrauch wird.



Betschuanen, die das Land bebauen.

malen. An den aus Holz geschnitzten Stielen ihrer Löffel findet man Nachahmungen von Giraffen und anderen Thieren, und auch sonst an den Holzgefäßen allerlei zum Theil sehr geschmackvolle Schnitzereien und Verzierungen; selbst die Rückseiten ihrer Fellkarosse schmücken sie also aus, daß bunte, schöne, in das Leder eingeschnitzte Arabesken das fehlende Unterfutter ersetzen. Der Schmuck der Frauen ist oft ganz zierlich. Ihre Geräthschaften fertigen sie meist aus Holz oder Thon, den sie mit Kuhmist mischen, und verleihen letzterem sogar eine Art Politur. Ebenso



Das Innere einer Betschuanenhütte.

zierlich flechten sie Körbe aus Stroh. Aber sie betreiben auch Bergbau, gewinnen selbst Kupfer und Eisen, aus dem sie ihre Waffen und Geräthe zumeist ganz schön und kunstgerecht herstellen. Neben der Jagd treiben sie auch Gartenbau, Ackerbau und Handel.

Eine Folge dieses reicheren und entwickelteren Geisteslebens ist es, daß die Betschuanen, ebenfalls dadurch sich von allen anderen südafricanischen Stämmen unterscheidend, in großen Städten von 3—10000 Einwohnern bei einander leben. Eine der größten Betschuanenstädte ist Taba Nschu, mit etwa 10000 Einwohnern, die Residenz des Barolong-Königs Moroco, den der Herausgeber 1867 besuchte. Von dieser Stadt und der Einrichtung der einzelnen Wohnungen, sowie von der Volkseigenthümlichkeit dieses Betschuanenstammes giebt unser Missionar Gebel (Jahrg. 1836 p. 183 f.) folgende Beschreibung:

„Moroco's, der selbst auf der Jagd war, und einige andere der ausgezeichnetsten Häuser besahen wir genauer. Ihre Baumaterialien, die sie, unabgeschreckt von Entfernung, Schwere oder sonstiger Schwierigkeit, so lange unermüdlich auf ihren Schultern, Stein für Stein, Bündel für Bündel 2c. zusammentragen, bis sie genug haben, sind: Steine, Mist, Lehm, Holz, Büsche, Rohr, Binsen. Der Umfang jedes einzelnen Gehöftes ist durch eine mannshohe Wand, bezeichnet von verschiedenen Materialien, aber allemal rund und äußerst sorgfältig gearbeitet. So wie man durch die Thür in das Gehöfte hineintritt, ist der Boden künstlich, steinartig festgemacht, und so sauber gefegt, daß nicht nur eine ehrenwerthe deutsche Hausfrau, sondern selbst die scheuereifrigste Holländerin alle Achtung davor haben sollte. Dieser Hofraum ist zwischen der Hofwand und der Hauswand concentrisch eingeschlossen; daselbst ist die erhöhte Feuerstätte, die Wassergefäße und der gewöhnliche Aufenthaltsort der Frau, die unaufhörlich mit Fegen, Karoßnähen, Korbflechten 2c. beschäftigt ist. Die Hauptbestandtheile des Hauses sind eine Wand, ungefähr von derselben Höhe als die Außenwand, und ein kegel- oder halbkugelförmiges Dach darüber, das aber einige Fuß über die Wand übersteht, und auf mehreren Säulen ruht, so daß zwischen diesen und der Hauswand ein bedeckter Gang ist. In herrschaftlichen Lustgärten Deutschlands findet man hier und da Sommerhäuser, die sehr der Gestalt eines solchen Betschuanenhauses entsprechen. Das Innere des Hauses hat gewöhnlich mehrere nicht gerade mit Thüren versehene Zugänge zu den verschiedenen Gemächern, die bestimmt sind zur Schlafkammer, Feuerstätte bei Regenzeit und Aufbewahrung der Früchte, besonders des Korns. Dies ist aber nicht etwa blos auf den Boden ausgeschüttet, sondern theils in Körben, theils in Töpfen aus Mist und Lehm eingeschlossen, beide

von gewöhnlicher Handlichkeit an bis zu so ungeheuerm Maaßstabe, wie man in Deutschland nur hier und da als Curiosität sieht. Diese Topfbäckerei aus Mist mag sich auf dem Papier widerwärtig ausnehmen, in der Wirklichkeit ist sie es nicht; unter der fleißigen Hand verliert der Stoff so sehr seinen ursprünglichen Character, daß man daran fast nicht mehr erinnert wird. Alle Zeit und Thätigkeit, die nicht mit Bauen, Jagen, Land- und Hausarbeiten ausgefüllt ist, ist — vorzüglich bei den Armen — dem Handel gewidmet. Unaufhörlich sind Hunderte in allen Richtungen kommend und gehend, theils eigene Produkte, theils die Produkte Reicherer verhandelnd an andere von der Lokalität weniger begünstigte Kaffernstämme, an Koranna's und Bauern, entweder unmittelbar für Vieh oder für Korallen (in der holländisch-allgemeinen Bedeutung des Wortes „beads" Glaskügelchen rc.), für welche sie dann wieder von den Reichen ihres Volkes Vieh kaufen. Wo sie sich einmal niedergelassen haben, gehen sie nicht gern wieder weg; sind sie aber von der Noth dazu gedrungen, so wird die ganze Niederlassung in Brand gesteckt; als sie vor drei Jahren ihre alte Station, Alt-Platberg, wegen Trockenheit aufzugeben genöthigt gewesen waren, soll es zwei Monate lang hinter ihnen gebrannt haben.

Schon diese wenigen Mittheilungen lassen das Naturell des Betschuanen recht als das gerade Widerspiel des Koranna erscheinen. Jener allezeit thätig, reinlich, geschmeidig, gutmüthig, durch Handel und Gewerbe Unterhalt und Reichthum gewinnend, und für viel Arbeit mit wenig Lohn zufrieden; dieser faul, stumpf, lieber den äußersten Mangel erleidend als arbeitend, säuisch, unverschämt im Fordern und fast nie zufriedengestellt, übelnehmerisch, am liebsten fast von Räuberei lebend. Nicht nur, daß kein Koranna sich seinen Karoß selbst macht, vielmehr ihn theuer bezahlt, sondern seine an die neapolitanischen Lazzaronis erinnernde Indolenz geht so weit, daß, wenn bei uns die Kälber zu den Kühen laufen, sie dies blos mit stupidem Lachen ansehen, und, da die Euter ihrer Kühe ihre einzige Nahrungsquelle ist, lieber zwölf Stunden länger hungern, als daß sie auf das Vieh aufpaßten, oder auch selbst nur Kinder und Dienstboten anhielten, aufzupassen. Der Betschuane unter mächtigen Fürsten lebt, zufolge der sich gegenseitig unterstützenden Thätigkeit, am liebsten auch in großer Anzahl zusammen, und weilt dann auch mit Vorliebe da, wo sein Fleiß bedeutende Schöpfungen hervorgerufen; der Koranna, eingenommen für eine freche Unabhängigkeit und unbeschränkte Willkühr, dabei aber doch auch im Innersten furchtsam, durchaus abgeneigt einem größeren Zusammenleben, und sich dadurch beengt fühlend, ebenso veränderlich in seinem Wohnort, als unzuverlässig in seinem Charakter, morgen nichts mehr davon wissend, was er

heut aussagt, oder wozu er sich verpflichtet, sein Leben ziemlich theilend zwischen stupidem Herumschlendern und Schlafen. Die Verschiedenheit dieses ihres natürlichen Charakters modificirt dann auch ihr Verhältniß zum Christenthum; der Koranna ist viel passiver für christliche Lehre und Sitte, wenigstens für echtes Christenthum, als der gehaltvollere in dem Bereiche seines natürlichen Lebens und Wirkens vielmehr Anstrengung der Kräfte, und deshalb Befriedigung findende, auf Fremdes mit selbstgenügsamer Gleichgültigkeit herabsehende Betschuane. So z. B. in ganz äußerlicher Beziehung hat der Koranna große Vorliebe für europäische Kleidung, der Betschuane mag sie nicht leiden.

Auch darin unterscheidet sich der Betschuane vom Kaffer, daß, weil eben Betriebsamkeit und Thätigkeit jedem Einzelnen den Weg zu Reichthum und Ansehen eröffnet, die Persönlichkeit jedes Stammgenossen, selbst wenn er nicht durch Geburt allein Anspruch auf Beachtung hat, um ihrer geistigen Bedeutung willen bei allgemeinen Unternehmungen mit in die Wage fällt. Namentlich wenn es gilt, einen Krieg zu unternehmen, versammelt der König sein ganzes Volk zum pitscho (Volksversammlung), und da hat jeder das Recht, mitzusprechen." So weit Gebel.

Die einzelnen Stämme der Betschuanen, wie sie von Süden nach Norden aufsteigend sich aneinander reihen in Vollständigkeit aufzuzählen, liegt außer dem Ziel unserer Schrift. Wir erwähnen die Barolong, die Batlapi, die Baharutsi, die Bakatla, die Bakoan, die Bamangwato, die Bametlechu. Vor allen aber heben wir aus den Betschuanenstämmen den der Bassuto hervor, welcher am meisten gegen Osten wohnend, am meisten dem stürmischen verheerenden Andringen der Kaffern ausgesetzt, und unter diesen Gefahren zu einem höheren Grade von Charakterstärke und Volksfestigkeit gehärtet ist. Schon seit mehreren Jahrzehnten wandern alljährlich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Jünglingen und Männern dieses Volks hinab nach den englischen Hafenstädten, um dort Decken, Geräthe und vor allen Dingen Gewehre durch Arbeit zu verdienen. So bringen sie Kenntnisse, Fertigkeiten, Wehrhaftigkeit, vor allen Dingen aber auch Lust zu Gottes Wort mit zurück in ihre Heimath. Das Bassutovolk ist deshalb nicht nur durch lebhaftes Verlangen nach Bildung ausgezeichnet, sondern auch schon so weit kriegerisch gekräftigt, daß es wiederholt Angriffe der Zulu und der Swazi-Kaffern, ja selbst Angriffe der holländischen Bauern siegreich abgewiesen hat. Einen höchst merkwürdigen Bassutofürsten werden wir später noch genauer kennen lernen, den greisen Moschesch, der südöstlich vom Oranjefreistaat um das obere Flußgebiet des Caledon und des Oranje aus kleinen Anfängen heraus ein kleines Bassutokönigreich nicht blos erst gestiftet, sondern auch es erhalten hat im Kampf gegen Griqua,

Bauern und Engländer. Dies Südbassutoreich ist das Arbeitsfeld der pariser Missionare, während die Berliner Gesellschaft das Nordbassutoreich kräftig in Angriff genommen hat.

Einzelne Bassutostämme sind im Kampf gegen die Kaffern gänzlich untergegangen, andere haben sich mit denselben gemischt, und ist also das Matebelenvolk entstanden, dessen etliche Stämme inmitten des Bassutolandes wohnen, während ein Zulufürst Moselekazzi, von den Bauern zurückgedrängt, nördlich am Zambesi ein mächtiges Matebelenreich gegründet hat.

Auf dieses Bassutovolk setzen wir, menschlich gesprochen, die größten Hoffnungen in Bezug auf die Christianisirung Südafrica's. Durch natürliche Anlage und Begabung vor den übrigen hervorragend, in vielen Kriegen und Leiden vielfach zerschlagen und wieder belebt, an Bildung und geistige Regsamkeit die Kaffern und an Energie die Betschuanen übertreffend, dazu durch lebendigen Verkehr mit Christen bereits vielfach auf die Annahme des Evangelii vorbereitet, sind sie vielleicht nicht fern von der Erfüllung der Verheißungen Gottes für sie. Stammverwandt mit den Matebelen und Kaffern einerseits, und den Betschuanen andrerseits, sitzt dies Volk gerade im Centrum dieser großen Völkersippe. Wird es erst gelungen sein, dies Volk dem Scepter Christi zu unterwerfen, so werden die Betschuanen und die Kaffern nicht lange mehr Widerstand leisten, und auch die Hottentotten, die nur so lange den Betschuanen überlegen waren, als sie vor ihnen das Feuergewehr voraus hatten, werden dem geistigen Einfluß ihrer christlichen Nachbarn nicht auf die Dauer widerstehen können.

Wir haben unsere übersichtliche Zeichnung vollendet. Land und Volk von Südafrica liegen vor uns offen da, ein reiches Arbeitsgebiet für die christliche Liebe und für die Botschaft des Friedens. Wie beide von ihren ersten Anfängen aus bereits ein großes Maß von Kraft und Arbeit der von dem Herrn der Christenheit gestellten Aufgabe aufgeboten haben, davon wird uns der nächste Abschnitt Kunde geben! —

Wollte Gott, daß alle Leser vorstehender Blätter dieselben nicht bloß mit dem Gedanken aus der Hand legen, es wäre doch Südafrica nach Land und Leuten ein mannichfach reiches, interessantes Gebiet, sondern daß sie auch etwas fühlen möchten von dem, was das Herz des Herrn Jesu durchdrang, als er im Anfange dieses Jahrhunderts vom Himmel herab auf diesen Theil seines bluterstrittenen Königreichs hinabblickte, wo er gewiß auch in seinem Herzen gesprochen hat:

„Mich jammert des Volks! Sie sind wie Schafe ohne Hirten. Gebt ihr ihnen Speise, daß sie nicht verschmachten in der Wüste!“ — Das walte Gott! Amen.

Ersten Bandes

Zweite Abtheilung.

Die Bahnbrecher.

---

12. Georg Schmidt.

Als der hallische lutherische Missionar Ziegenbalg 1715 am Cap auf einer Reise nach Ostindien landete und die Hottentotten in ihrem Elend sah, wurde er von einem herzlichen Mitleid erfaßt. Er wäre wohl gern bei ihnen geblieben, um ihnen von Christo und seinem Heil Kunde zu bringen; aber sein Beruf führte ihn zu einem anderen Volk. Der Hottentotten konnte er nur in seinen Gebeten und in seinen Berichten an die heimischen Christen gedenken; daß aber beides in Kraft geschah, das bezeugte ein Brief, den zwei fromme liebe Herren aus Amsterdam, Herr van Alphen und Domine de Bruyn an einen frommen lieben Herrn im Sachsenlande schrieben, mit der Frage, ob es wohl thunlich wäre, einen Bruder zu den Hottentotten zu senden. Der Brief kam am 7. Februar 1736 an.

Ehe wir die Antwort vernehmen, die sie auf ihre Frage erhielten, gehen wir noch einmal an den Anfang des Jahrhunderts zurück und thun in die verborgenen Waldthäler Mährens einen Blick. In diesen hatte sich der Herr ein Häuflein Beter erweckt inmitten der catholischen Finsterniß. Sie haben um ihres einfältigen Bekenntnisses willen entsetzliches aushalten müssen, bis ihrer drei, Christian David der Zimmermann, und Augustin und Jacob Neißer, zwei Brüder, Schmiede, auswanderten, und zwischen Löbau und Zittau Halt machten. Christian David schlug seine Axt in einen Baum und sprach: „Hier hat der Vogel sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth!" Dem ersten Haus, das gebaut ward, folgten bald mehrere, und bald sang man an der Stätte: „Drum so gründe dich auf Gnade, Bau des Höchsten, Herrenhut! Mache deine Mauern grade, deine Pfosten rühr mit Blut! Jesu Beulen, die uns heilen, haben uns das Herz genommen, drauf sind wir zusammenkommen! — Herrnhut soll nicht länger stehen, als die Werke seiner Hand ungehindert darin gehen, und die Liebe sei das Band, bis wir fertig und gewärtig, als ein gutes Salz der Erden nützlich ausgestreuet werden!"

Herrnhut wurde bald unter des Herrn Hut eine Stätte, worin sich das Salz sammelte, wo es weiter bereitet wurde, und von wo es ausgestreut wurde über die ganze Erde.

Ein solch Salzkorn erblickte das Licht der Welt am Michaelstage 1709 zu Kuhnewalde in Mähren. Georg Schmidt wuchs inmitten der Drangsale und Verfolgungen auf, durch die die Evangelischen bis auf's Blut gepeinigt, zu Zeugen des Herrn heranreiften. Kaum 16 Jahre alt, im Jahr 1726, wurde er erweckt, und es zog ihn mit Macht hin nach dem Asyl der Verfolgten, Herrnhut. Er machte sich auf, verließ Land und Erbe seiner Väter, herbergte von einer Nacht zur andern bei verborgenen evangelischen Brüdern oder im Waldesdunkel, und gelangte endlich durch Gottes Schutz sicher nach Herrnhut, wo er bei der Gräfin Zinzendorf Hausknecht ohne Lohn wurde. Lange hielt es ihn indeß nicht hier in der Ruhestätte. Das Salz verlangte heraus aus dem Salzfaß, wie hätte es sonst salzen können.

Es mochte wohl manches Jugendblut mit dabei sein, als im Jahr 1728 der neunzehnjährige Jüngling gemeinsam mit einem gleichgesinnten Freunde der Gemeinde den Wunsch vortrug, sie wollten hinüber nach Böhmen und Salzburg, um ihre evangelischen Brüder in der Noth mit Gottes Wort zu stärken. Die Gemeinde hatte keinen rechten Muth zu der Sache. Indeß die beiden jungen Bursche ließen sich nicht halten. Gottes Gnade als Paß im Herzen, jeder zwei Gulden in der Tasche, so begaben sie sich auf ihre erste Missionsreise. Der schäumende Most mußte noch auf's Lager gebracht werden, daß er ausgähre. Die erste Missionsreise Schmidts wurde ihm zur Missionsschule.

Die beiden Boten Christi hatten kaum an etlichen Orten ihre geheimen Erbauungsstunden gehalten, als ein Spion, der sich mit eingeschlichen hatte, sie an den catholischen Caplan verrieth. Dieser sammelte einen Haufen Volks und überfiel die Beter, während die kleine hallische Bibel auf dem Tisch lag. Der Caplan griff zuerst nach dieser mit den Worten: „Nun sehe ich doch zum ersten Mal in meinem Leben das Buch!" Dann nahm er Georg Schmidt sein neues Testament ab. Mit Ketten und eisernen Schienen gebunden wurden Schmidt, Nitschmann und ein Dritter, Namens Wetzel nach Eisenberg und von da nach Schildberg gebracht.

Hier mußten sie ihr hohes Examen bestehen. Zuerst mit einem Jesuiten, der sich auf's Disputiren legte, und seine Seele verwetten wollte, daß er Recht habe. Dann mit den Schmerzen und der Pein. Der Winter kam, und war sehr kalt, und sie hatten kein anderes Holz, als den Block, in den alle Nacht ihre Beine geschlossen wurden. Schmidt flocht sich einen großen Schuh von Stroh, den er unter dem Block Nachts anzog. Der Herr half die Schmerzen lindern und dann tragen; aber einen Kalender

hat Schmidt sein Lebtage an den Füßen behalten. Neben ihm starben im Gefängniß zwei evangelische Leidensgefährten, Franz Wander und sein guter Conrad Melchior Nitschmann, der letztere verschied in Schmidts Armen. Dieser gab den letzten Rest seiner zwei Gulden, damit sie doch einen Sarg erhielten. Draußen vor dem Thor unter einem Kreuz liegen sie begraben.

Nun hatte Schmidt allein sein Kreuz zu tragen. Ein Jahr verging, bevor sein Urtheil anlangte. Schon glaubte er, er sei zum ewigen Gefängniß verdammt, als endlich des Papstes Spruch ankam. Er sollte als ein Ketzer in den Bann gethan sein. Ruhig hörte er sein Urtheil an, und als der Richter zu ihm sprach: „Es scheint, Du machst Dir nicht viel aus dem Bann, antwortete er: „Der Heiland bleibt bei mir! Er ist mein Trost und hat gesagt: Sie werden euch in den Bann thun, um meines Namens willen." Durch ein kleines Wörtlein „Ich schwöre ab!" hätte er sich retten können. Er hat aber sein Examen gut bestanden. Nach drei Jahren erfolgte auch das weltliche Urtheil. Es lautete noch einmal auf drei Jahre Schanzarbeit, weil er als österreichischer Unterthan aus dem Lande zu den Ketzern gelaufen sei und die evangelische Lehre in Böhmen gepredigt habe. In Eisen geschlossen wurde er nach dem Spielberg transportirt und hat dort in Hunger und Einsamkeit abermals drei Jahre absitzen müssen.

Nachdem er also sein zweites Examen ebenfalls gut bestanden hatte, war die Zeit der Missionsschule für Schmidt absolvirt; am 22. Juli 1734 kam er wohlbehalten in Herrnhut wieder an, — um sofort wieder als Evangelist nach Böhmen und dem Voigtlande zu gehen, und nach Süddeutschland und der Schweiz, wo er die Brüder stärkte und sich an ihnen.

Als er nun im Anfang 1736 wieder nach Herrnhut zurückkehrte, da traf gerade jener oben erwähnte Brief vom 7. Februar des Jahres aus Amsterdam an mit der Frage, ob nicht ein Bruder geneigt sei, als Missionar unter die Hottentotten zu gehen. Am 14. Februar war Schmidt unterweges und am 9. März war er in Amsterdam! —

Er wandte sich zuerst an den Burgemeister um die Erlaubniß, als Missionar nach dem Cap gehen zu dürfen. Der rieth ihm, sich an die Vergadering (Direktion) der ostindischen Handelskompagnie, nach Middelburg in Seeland mit seiner Bite zu wenden. Die weltlichen Herren verordneten zunächst eine Prüfung, ob Schmidt auch tüchtig sei. Die geistlichen Herren fragten ihn über verschiedene Glaubenspunkte und hielten ihm dann vor, die Sprache der Hottentotten sei sehr schwer, und zu essen gebe es bei ihnen auch nichts als wilde Wurzeln; was er dazu meine? Er antwortete: „Bei Gott sind alle Dinge möglich, und da ich die Gewißheit habe, es sei des Herrn Wille, daß ich den Hotten-

totten das Evangelium predigen solle, so hoffe ich zuversichtlich auf Ihn, daß Er mir durchhelfen wird auch durch die größten Schwierigkeiten." — Diese Sprache dünkte den geistlichen Herren zuerst etwas sonderbar, aber schließlich gaben sie doch zu, daß Gott alle Dinge möglich seien und sprachen: „Wir wollen Deinen guten Willen nicht verachten, und weil Deine Absichten an sich selbst lauter und löblich sind, so wünschen wir Dir zu denselben den Segen des Herrn!" Ihre Empfehlung erwirkte die einstimmig ertheilte Erlaubniß der Direktion; Schmidt bekam seinen Paß und einen Empfehlungsbrief an die beiden Gouverneure Herren de la Fontaine und van Kerbel.

Aber noch eine Schule, die letzte, die Geduldschule, war ihm vorbehalten. Es wollte sich mit keinem Schiff recht machen. Schmidt mußte warten, und verdiente in der Zeit sein Brod als Tagelöhner, indem er den Schiffern beim Aus- und Einladen half. — Endlich, endlich am 11. März 1737 konnte er unter Segel gehen. Die Losung des Tages lautete: „Der Weg der Frommen ist wohl gebahnet." (Spr. 15, 19.)

Von fliegenden Fischen und leuchtendem Meer und Delfinen steht nichts in Schmidt's Schiffstagebuch; nur von einem gottlosen Schneider aus St. Gallen, dem er einen Angelhaken in's Gewissen warf, von einem verwilderten Studenten aus Regensburg, der einen Zug zum Herrn faßte, und von einem Dritten, der mit Schmidt beten lernte.

Als er endlich am 9. Juli in der Capstadt das Land betrat, da hatte der Herr seinem treuen Knechte eine gute Aufnahme bereitet. Herr van Kerbel empfing ihn sehr freundlich, und forderte ihn auf, ohne Ceremonie ihn zu besuchen, so oft er wolle. Ein Schiffskapitän, Rhenius, gewährte ihm Tisch und Wohnung in seinem Hause; die Glieder des Stadtraths hießen ihn höflich willkommen. In den Kneipen saßen freilich unterdeß die Spötter, und philosophirten über den wunderlichen Mann, der aus Deutschland gekommen sei, um den Hottentotten das Evangelium zu predigen. Als Schmidt einmal in solche spottende Gesellschaft gerieth, fragten sie auch ihn, den Fremdling, was er wohl dazu sage. Er antwortete ruhig: „Der Mann bin ich!" Und als hätte der Blitz eingeschlagen, stoben sie auseinander. Ein Missionar ist eben für mancherlei Leute wie das böse Gewissen.

Am 4. September begab sich Schmidt in Begleitung zweier Hottentotten Africo und Kibbodo und eines Corporals, der Proviant holen wollte, auf den Weg in die Wildniß, um mitten unter den Hottentotten zu leben. Am 13. Sept. kamen sie an den Fluß Zonderend zu dem äußersten Posten der Zoete-Melks-Valley. Africo, nebst etlichen Hottentotten, bewillkommte den gewünschten Gast in seiner eigenen Hütte mit Musik, denn die

Hottentotten sind ein gesanglustiges Volk. Als Schmidt nun sein Zelt neben Africo's Hütte aufschlug, lautete die Losung des Tages (14. Sept.): „Mache den Raum deines Zeltes weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung; spare seiner nicht, dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest." (Jes. 52, 2.)

Schmidt begann zu graben und zu säen; die Hottentotten kamen gern zu ihm, Africo dollmetschte, und Schmidt lernte hottentottisch. Er fragte Africo: „Weißt Du, daß oben ein großer Geist wohnt, der Euch das Vieh und alles, was Ihr habt, gegeben hat?" — „Ja," antwortete dieser, „wir wissen das, er heißt Tui hqua." — Die älteste Nachricht über den geheimnißvollen Namen Cü Koab (s. o. pag. 56). — „Dieser gute Geist," erwiderte Schmidt, „ist es, der allein Euch erlösen kann, und ich bin in keiner anderen Absicht hiehergekommen, als Euch mit ihm bekannt zu machen!" Die Hottentotten waren hocherfreut, das zu hören, und am 27. Oct. konnte Schmidt seinen ersten Schulunterricht mit Africo und seiner Familie in holländischer Sprache eröffnen. Außerdem schenkte der Herr ihm den Corporal Carl Kampen, den er auf seinen Posten öfters besuchte, und der durch ihn zum lebendigen Glauben erweckt, sein treuer Mithelfer am Missionswerk wurde.

Am 23. April des folgenden Jahres gab man unserm Gottesknecht zu verstehen, er wohne zu nahe an dem Posten, er möchte weiterhin verziehen. So mußte er denn seine Hütte und seinen Mitarbeiter verlassen, und zwei Meilen weiter ziehen nach einem unbewohnten Fleck am Sergeants revier. Achtzehn Hottentotten folgten ihm. Er baute sich eine neue Hütte und legte einen Garten an, und lehrte auch seine Hottentotten graben, bauen und pflanzen. Die Hottentotten dagegen übersandten ihm ihre Kinder, und zu deren Unterhalt zwei Kühe und Wurzeln (wahrscheinlich uintje's, kleine, der Kartoffel im Geschmack ähnelnde Zwiebeln). In seinen Garten pflanzte er einen Birnbaum, mit welchem wir späterhin noch nähere Bekanntschaft machen werden.

Da es dem Bruder Schmidt nicht möglich war, die überaus schwere und übellautende, zungen- und gaumenbrechende Hottentottensprache zu erlernen, so mußten die Hottentotten heran, und von ihm holländisch lernen. Sie kamen an 30—50, Große und Kleine, mit denen er (am 4. Mai) eine Schule eröffnete. Unter ihnen waren besonders ihrer drei, Africo, Kibbodo und Willem, letzterer der Mitbewohner seiner Hütte, die bald mit Ernst ihrer Seele Seligkeit suchten. Willem, den er einmal fragte, wie sein Herz gegen den Heiland stehe, antwortete ihm: „Wenn auch alle meine Landsleute den Heiland verlassen wollten, so werde ich doch nicht von ihm gehen, denn bei ihm ist das ewige Leben. Ich weiß, daß ich noch nicht bin, wie ich sein sollte, aber ich will

dennoch bei Jesu bleiben, und will ihn so lange bitten, bis ich die volle Kraft seines kostbaren Blutes in der Erneuerung meines Herzens erfahre."

Freilich, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Das mußte Schmidt auch an Willem und an den anderen Hottentotten erfahren. Der Hottentott liebt es, umherzureisen und seine Freunde zu besuchen. Auf solchen Besuchen geriethen sie (auch Willem) leider nur allzuleicht in ihr altes Heidenleben mit Tanzen, Trunkenheit und Unzucht. Darüber wurde dem treuen Gottesknecht oft sehr bange. „Ihr könnt es nicht glauben, schreibt er in einem Briefe, was das für ein Volk ist. Wenn ich glaubte, daß der Heiland nicht alle Menschen selig haben wollte, so würde ich denken: Das sind die Leute! Aber ich glaube es selbst nicht!" Unter solchem Volk, allein und verlassen, — der einzige Missionar im ganzen Südafrica — auszuhalten und da zu hoffen, wo nach Menschengedanken kaum noch etwas zu hoffen ist, das vermag nur der, dem der Herr selbst sein Ein und Alles geworden ist.

Schmidt besaß diese Geduld und diesen Glauben der Heiligen. Er wurde nicht müde, die verliederlicht Zurückgekehrten immer wieder mit Liebe aufzunehmen. Er versammelte sie zur Schule, zum Morgen- und Abendgebet, und theilte sie nach Alter und Geschlecht in Classen, die sich auch selbst in ihren Gebüschen zu gemeinsamem Gebet vereinigten. Er wußte gar fein und trefflich, auf die Anschauungen der Heiden eingehend, in Gleichnissen zu ihnen zu reden. Mehr als das aber, wußte er durch seine Liebe und Hingabe in ihnen das Fünklein der Gegenliebe und damit das Fünklein der Liebe des Herrn Jesu zu wecken. So thut der richtige Missionar. Auch suchte und erbat er die Hülfe der christlichen Gemeinschaft und Fürbitte, deren er in Africa entbehren mußte, bei seinen Freunden im Vaterlande. „Ach meine theuren und geliebten Brüder und Schwestern, so schrieb er in jener Zeit, denkt an mich und meine armen Leute! Lasset den Weihrauch eurer Gebete unaufhörlich zu dem Throne der Majestät in der Höhe aufsteigen, damit Jesus Christus dieses sein Werk kröne mit Gnade und Barmherzigkeit. Zum Schluß gebe ich euch zu bedenken, daß ich bis jetzt hier allein, ohne Gehülfen stehe, und mich sehr nach einem verlangt. — Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Hallelujah! Ich grüße euch herzlichst! In den Banden der Liebe Euer unwürdigster Bruder: Georg Schmidt."

Der Herr segnete die Treue seines Knechts. Nachdem ihm am 19. März 1742 die Ordination schriftlich ertheilt war, zögerte er nicht länger, die Erstlinge, die ihm der Herr geschenkt hatte, zu taufen.

Er ritt mit Willem von der Capstadt nach Hause. Die un-

geschminkten einfältigen Bekenntnisse desselben machten ihm das Herz warm und er erkannte, daß der Herr diesen seinen Knecht als Glied seines Leibes durch den Glauben angenommen habe. Bei einem fließenden Wasser angekommen, stiegen sie von ihren Pferden und knieten am Ufer nieder. Schmidt fragte Willem: „Glaubst Du, daß der Sohn Gottes am Kreuz für aller Menschen Sünden gestorben ist?" — Ja! — „Glaubst Du, daß Du von Natur ein verdammungswürdiger Mensch bist?" — Ja! — „Willst Du dem Teufel und allem Bösen widersagen?" Ja! — „Bist Du willig, durch die Gnade des Heilandes keine Schmach noch Verfolgung zu scheuen, und den Heiland zu bekennen vor aller Welt, und ihm treu zu bleiben bis in den Tod?" — Ja! — „Willst Du getauft werden?" — Ja! — Willem stieg nun in das Wasser, und wurde getauft in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Er empfing den Namen Josua. Dann zogen sie fröhlich ihre Straße. Diese Erstlingstaufe Südafrica's fand statt am 31. März 1742. Am 2. April wurde Africo in einem Bache unweit Schmidts Hütte getauft, und erhielt den Namen Christian; am 4. eine Hottentottenfrau, Namens Vethguin, die nannte er Magdalena, am 12. Kibbodo mit dem Namen Jonas; Geerd's Weib erhielt den Namen Christina.

Diese Taufe der ersten Hottentotten machte in der Capstadt ein gewaltiges Aufsehen. Man hatte zuerst nicht geglaubt, daß es möglich sei, daß aus einem Hottentotten ein ordentlicher Mensch werden könne. Nun sie gar sich zu Christo bekehrten, gab es ein Gerede aller Orten. Etliche Geistliche ließen Josua und Christian vor sich kommen und befragten sie über ihren Glauben. Dann fragten sie, ob sie lesen könnten. Sie lasen das dritte Capitel des Evangelii Johannes. Das gefiel den Geistlichen; sie ermahnten die Neugetauften, ihren Lehrern folgsam zu bleiben, und entließen sie im Frieden. Die Losung des Tages war: „Höret mir zu, ihr, die ihr die Gerechtigkeit kennet, du Volk, in deß Herzen mein Gesetz ist: Fürchtet euch nicht, wenn euch die Leute schmähen, und entsetzet euch nicht, wenn sie euch verzagt machen! Jes. 51, 7." Die beiden Christen kehrten von der Capstadt zurück und priesen den Heiland, der ihnen durchgeholfen, und ihnen Muth und Weisheit gegeben hatte!

Der Corporal Karl Campen, Schmidts treuer Freund auf dem benachbarten Posten, starb. Sein Nachfolger Daniel Christof Martinsen, der am 12. März 1742 an seine Stelle einrückte, war ein Lebemann, der mit seinen Genossen nicht wenig zu der Verhärtung der Hottentotten beitrug. Schmidt schonte sie nicht, strafte sie aber mit Liebe. Eines Tages, als die Herren beim Kartentisch sitzend, ihn zum Mitspielen einluden, antwortete er:

„Das Spiel verstehe ich nicht, meine Karten habe ich in der Tasche, das ist mein Neues Testament!" Zuletzt drangen Schmidts liebevollen Ermahnungen durch. Auch der neue Corporal, schreibt Schmidt, kam zur Liebe und Erkenntniß unseres Heilandes, und wir waren wie Brüder zusammen. Er predigte auch den Hottentotten kräftig von der Versöhnung in dem Blute des Lammes aus eigener Herzenserfahrung.

So arbeitete denn Schmidt durch gute und böse Tage in seinem „Affenthal" (Baviaanskloof) in aller Einfalt und Treue. Oft wurde es ihm blutsauer gemacht. „Zwei Ursachen sind es, die mir das Leben sehr schwer machen," schrieb er, „die erste ist das stählerne Herz meines Volks und sein Unglaube, die zweite mein so langes Alleinsein. Dabei spart der Feind keine Mühe, um es mir noch sauer zu machen." Er meint die Rückfälle und wachsende Hartnäckigkeit der Hottentotten, die durch den Verkehr mit den Weißen nicht nur nicht gefördert, sondern geradezu gegen Schmidt aufgereizt wurden. Er überwand die Anfechtungen in der Kraft Christi: „Ich achte mein Leben nicht theuer," schrieb er am 8. Februar 1743, „und spare keine Mühe um des Heilandes und dieses Volkes willen. Ich habe mich so recht verhandelt an dieses Volk, als ein Gebundener für dasselbe." Eine tiefe Sehnsucht nach der Gemeinschaft der Brüder durchzieht seine Briefe: „Ihr seid mir ein Heerlager, wenn ich zu Felde muß; eure Posaunen klingen mir schön. Brecht nur bald die Schranke durch, die im Wege ist, nach Africa, auf des Herrn Befehl!"

Der erwartete Befehl erfolgte in anderer Weise. Man hatte in der Capstadt die Hindernisse so gehäuft, auch nach Holland solche Nachrichten gesandt, daß der Vorstand der Gemeinde im Jahr 1743 unserm Bruder die Weisung ertheilte, zurückzukehren, um persönlich die ausgesprengten Gerüchte zu zerstreuen. Er empfing die Briefe am 25. August. Am 6. October übergab er seinen Garten an Christian, und zog nach dem Compagnieposten. Am 30. besuchte er seine Gemeinde, deren Zahl auf 47 Seelen Getaufte angewachsen war, zum letzten Mal, und predigte über Pauli Abschied (Apostelg. 20). Sein neues Testament ließ er ihnen zurück. Da gab es viel Weinens und Wehklagens. Schmidt begab sich in die Capstadt und landete am 22. Juni 1744 wohlbehalten in Amsterdam.

Seine Hottentotten hat er auf Erden nicht wiedergesehen. Alle seine Bemühungen um die Erlaubniß, die Hottentottenmission wieder aufnehmen zu dürfen, scheiterte an dem bestimmten Widerspruch der Herren im Caplande, die nicht wollten, daß über ihr Thun und Treiben Nachrichten nach Europa gesandt würden. Schmidt hatte dies freilich auch nie gethan. Von all den entsetzlichen Anfeindungen, die er zu bestehen gehabt hat, finden sich in seinen

eigenen Berichten kaum leise Andeutungen. Aber das böse Gewissen hat einen sehr scharfen Zahn! —

Schmidt war erst 35 Jahre alt, als er zurückkehrte. Er wurde ein Reiseprediger für Böhmen und Mähren. Als er mit seinen wunden Füßen nicht mehr wandern konnte, baute er sich in Niesky ein Häuschen und wurde Seelenpfleger für die Wittwen in der Umgegend. Seinen Unterhalt gewann er als Tagelöhner, zuletzt als Todtengräber. Die Liebesgaben, die er empfing, sammelte er sorgfältig und vermachte sie bei seinem Tode, ebenso wie sein Häuslein und Gärtchen den Armen. Seine Hottentotten hat er nicht vergessen. Hatte er sich doch an sie verhandelt und verbunden. So stiftete er einen Betverein, der besonders auch der Hottentotten gedenken sollte. Am 1. August 1785 besuchte der 76jährige Greis noch die Gemeindeversammlung. Am 2. August arbeitete er früh in seinem Garten, und zog sich dann in sein Stübchen zum Gebet zurück. Um 12 Uhr trat jemand in seine Stube, — da lag der alte liebe Vater als Leiche da. Unter dem Gebet für seine Hottentotten ist er heimgegangen, um auszuruhen von seiner Arbeit.

Das war der erste Hottentottenmissionar! —

Und seine Gemeinde in der Baviaanskloof? Die hat gewartet und geharrt; sie sind zusammengekommen und haben sich erzählt von dem, was sie behalten haben, haben mit einander gesungen und gebetet, der Herr möchte ihnen doch ihren lieben Vater wieder schicken. Einmal war's auch, als habe dies Gebet Erhörung gefunden. Ein anderer Bruder aus der Gemeinde, Johann Martin Schwäbler, machte sich 1747 auf, um sich der verlassenen Hottentotten anzunehmen. Aber man hat seit seiner Abreise nichts wieder von ihm gehört. Im Jahr 1760 kam eine Nachricht nach Europa, daß noch einige versprengte Reste der kleinen Mission übrig seien; und 1786 sahen einige Brüder auf ihrer Fahrt nach Ostindien am Cap eine von Bruder Schmidt getaufte Frau, die ihre von diesem Bruder geschenkte Bibel als ihr Kleinod hielt, und sehnliches Verlangen nach einem weißen Lehrer aussprach. Der von Schmidt gepflanzte Birnbaum wuchs weiter und trug alle Jahre seine Blätter, Blüthen und Früchte; aber die Hütte daneben zerfiel, und die Gemeinde, die umher gewohnt hatte, zerstreute sich. Das Werk schien erstorben.

Gegen das Ende des Jahrhunderts versammelte ein alter Mann aus dem schwarzen Volk in Africa, ein Kaffer, eines Tages alle seine Kinder um sich, und sprach zu ihnen (Miss.-Ber. 1830 p. 67): „Liebe Kinder, ich habe eine gewisse Ahnung, als ob in einiger Zeit gute Leute zu uns Heiden von weit her kommen würden, die uns sagen, daß nach unserm Leben unsre Seelen entweder an einen guten oder an einen schlimmen Ort kommen

werden. Wenn ihr nun einmal hören werdet, daß solche Leute gekommen sind, dann bleibt nicht hier sitzen, sondern gehet hin und höret sie."

Um dieselbe Zeit sah in Berthelsdorf bei Herrnhut ein greiser Vater seine Kinder auch zum letzten Male in der Aeltestenconferenz um sich versammelt. Es war der alte Bischof Spangenberg, der seine Gemeinde segnete, ehe er von ihnen schied. Eins der letzten Worte, das er dort sprach, lautete: Kinder, laßt Africa nicht los! — Die Gebete des alten Todtengräbers in Niesky konnten doch nicht unerhört bleiben! —

Am 23. November 1792 setzte das „Täubchen" drei Boten des Herrn bei der Capstadt ans Land, Heinrich Marsveld, Daniel Schwinn und Johann Christian Kühnel. Es war in den fünfzig Jahren vieles anders geworden. Die alte Gemeinde Schmidts war zwar zerstreut und ausgestorben, aber auch ebenso das alte Vorurtheil gegen die Brüdergemeinde und die alten Verfolger. In der Capstadt war ein Conventikel von 60 Personen, welche die neuangekommenen Brüder-Boten mit offenen Armen empfingen. Auch der Gouverneur, ja selbst etliche Geistliche behandelten sie liebevoll. Von den Bauern freilich hörte man verschiedene Stimmen. Die einen sagten: „Wenn diese Herrnhuter hierherkommen, die Hottentotten zu bekehren, dann sollte man sie gleich todtschießen." Die anderen sprachen: „Wenn die Hottentotten durch sie im Wege der Seligkeit unterwiesen werden sollen, dann wollen wir gern Hottentotten werden!"

Baas Teunis, der Commandant auf dem alten Posten der Zoetemelksvalley, gehörte zu den letzteren. Er nahm die Brüder in sein Haus auf und an seinen Tisch, und geleitete sie am Weihnachtsheiligabend nach der Baviaanskloof. Dort fanden sie noch ein großes Stück Mauer, Mandel-, Apricosen- und Pfirsichbäume, insonderheit aber einen mächtigen großen Birnbaum, von dem die Hottentotten sagten, sie wüßten gewiß, Schmidt habe ihn gepflanzt. „Habt ihr gehört," fragte Baas Teunis, „daß Georg Schmidts Brüder gekommen sind, um die Hottentotten zur Seligkeit zu unterweisen?" — „Ja, wir haben davon gehört. Einige Bauern haben uns gesagt, es seien Leute gekommen, uns zu unterrichten; aber wenn wir ihnen folgten, dann würden ihrer immer mehr kommen, und endlich würden sie uns mit Gewalt mitnehmen und nach Batavia als Sclaven verkaufen!" — „Unser Gouverneur," antwortete Baas Teunis, „hat diese Männer geschickt, euch zu unterrichten und zu taufen, damit ihr Christen werdet. Folget ihnen, die Bauern sollen euch nichts zu Leide thun." —

Unterdessen brachten die Hottentotten ein altes Mütterchen herbei, die wußte noch, daß Georg Schmidt sie getauft und im Evangelio unterrichtet habe. — „Wir sind Georg Schmidts Brü-

der, und wollen euch den Weg zur Seligkeit zeigen, wie er gethan hat!" — „Gott sei Dank!" rief die Alte, und brachte ein altes, holländisches Neues Testament hervor, sorgfältig in Leder geschlagen und mit einem doppelten Schaffell umwickelt. „Dies Buch," sagte sie, „hat mir Georg Schmidt gegeben!" — Sie selbst, die alte Lena, konnte nicht mehr darin lesen, denn sie war fast blind. Aber eine andere, etwa dreißigjährige Frau war da, die von einer getauften Hottentottin lesen gelernt hatte, die konnte lesen, und schlug das Buch auf und las das zweite Capitel Matthäi von den Weisen im Morgenlande sicher und gut.

Mit dem neuen Jahre begann der neue Bau. Am 4. Januar 1793 zogen die Missionare an, und hielten unter Schmidts großem Birnbaum ihre erste Predigt vor 19 Hottentotten. Etliche Steine aus Schmidts altem Hause mauerten sie in das neue Fundament. Die alte Lena kam auch ihre drei Stunden Weges herangekrochen, und erzählte, sie sei die erste gewesen, die zu G. Schmidt in den Unterricht gekommen sei, und sie habe für alle gekocht, die ihn bei seinem Hausbau geholfen hätten. Als das neue Haus fertig war, kam sie ganz herangezogen, um beim Worte Gottes ihre letzten Tage zu verleben.

Von jetzt ab fingen die Hottentotten an, sich um die Wohnungen der Missionare zu sammeln, wie die Küchlein unter den Flügeln der Henne. „Wartet nur," warnte sie ein Bauer, „sie werden euch gut plagen; eine ganze Kiste voll Bambusrohr haben sie mitgebracht, euch zu prügeln!" „Und was wäre das noch?" antwortete jener; „schlagt ihr Bauern eure Kinder nicht, wenn sie lernen sollen? Wir sind auch Kinder!" Binnen kurzem waren 61 Seelen gekommen, und mit 24 Erwachsenen konnte am 4. März die Schule unter Georg Schmidts Birnbaum eröffnet werden. Die alte Lena war auch mit dabei.

Es war, als ob eine Frucht bereits gezeitigt wäre, die man nur zu pflücken brauchte. Es war die Frucht von G. Schmidts Gebeten. Schon am 19. Juli wurde der erste getauft, und die Bienenkorb-Hütten um das Haus der Missionare mehrten sich von Tag zu Tage.

Die umwohnenden Bauern sahen mit Ingrimm das Wachsthum der Gemeinde. Die Aufregung der französischen Revolution hatte auch ihnen die Köpfe verrückt; Partheiungen entstanden. Die Prinzlichen (Anhänger des Prinzen von Oranien) wollten an der alten Ordnung festhalten, während die Nationalen im Namen der Freiheit mordeten und brannten und die Hottentotten mißhandelten und knechteten. An ihrer Spitze stand ein Bauer Pisani. Baas Teunis wandelte auch seinen Sinn. Während vor der Capstadt eine englische Flotte lag, gegen die alle waffenfähige Mannschaft aufgeboten wurde, mehrten sich die Gerüchte, Pisani sei im An-

zuge, um die ganze Colonie in Baviaanskloof niederzubrennen. Die Hottentotten antworteten: „Wenn sie nur unsern Lehrer verschonen!“ Einer fragte: „Kann wohl Gott, der durch seine Allmacht Himmel und Erde erschaffen hat, solche Greuel geschehen lassen?“ O ja, denn seine Wege sind andere Wege als der Menschen Wege!

Pisani's Haufe rückte heran. Br. Kühnel ging ihnen entgegen. Sie antworteten ihm: „Sollen wir dulden, daß diese Hottentottenschepsels unterrichtet werden, während unsre Kinder ohne Unterricht herumlaufen? Die Hottentotten sind unsre Sclaven und sollen es bleiben.“ Pisani aber sprach es geradezu aus: „Diese Leute zeigen den Hottentotten den rechten Weg zur Seligkeit; aber weil ich einmal dem Teufel gehöre, will ich auch thun, was ich kann, daß die Hottentotten nicht in den Himmel kommen.“ Im Namen der Freiheit und Gleichheit wurde eine Petition an das Gouvernement abgefaßt, daß die Hottentotten Sclaven bleiben und die Herrnhuter von ihnen verjagt werden müßten. An 3000 Menschen unterschrieben sie.

Am 29. Juli brachten zwei Reiter den Befehl Pisani's, die Brüder sollten binnen drei Tagen den Ort verlassen. Sie mußten der Gewalt weichen. Alt und Jung umringte sie bei ihrem Abschied unter lautem Schluchzen. Alle fielen miteinander auf die Kniee, und Br. Kühnel befahl sich und die Gemeinde der Gnade des Herrn. Mit der Gewißheit, erhört zu sein, erhoben sie sich vom Gebet. Als der Wagen dann langsam davon fuhr, da riefen die Hottentotten: „Wir sind die Ursache des Unglücks, das über unsre Lehrer kommt; denn wir sind nicht dankbar und nicht gehorsam genug gewesen; darum nimmt sie Gott von uns. O Gott, vergieb uns unsre Sünde!“

Das war der richtige Weg. In der Capstadt fanden die Brüder Aufnahme und Freunde, und schon im August durften sie in Baviaanskloof die Arbeit wieder aufnehmen. Wenige Tage darauf ergab sich die Stadt und Festung den Engländern, und der englische General versprach den Brüdern seinen kräftigen Schutz.

Im December des Jahres wurde das erste Kirchlein eingeweiht; 24 Seelen waren in dem Jahr getauft, so daß die Gemeinde bereits aus 65 Seelen bestand. Als 1798 Br. Kohrhammer hinkam, fand er schon 800 Seelen auf dem Platz, unter ihnen viele, die mit Ernst nach ihrer Seligkeit fragten. Auch die alte Lena kam auf ihren Krücken heran, und weinte vor Freuden, daß Gott sie so lange noch habe leben lassen, nun auch eine europäische Schwester zu sehen. Die alte Kirche war zu klein geworden; eine neue zu 1500 Plätzen mußte erbaut werden. Die Hottentotten brannten dazu 200,000 Ziegel.

Aber ehe sie eingeweiht wurde, rief der Herr die alte Lena

heim. Einen Tag hat sie noch im neuen Jahrhundert gelebt. In stiller Ergebung hatte sie sich auf ihr Abscheiden gerüstet; daß viele Reisende und angesehene Leute kamen, sie zu besuchen, hat sie nicht hoffärthig gemacht. Sie hat vielmehr ihren Glauben an den Herrn Jesum und ihre Liebe zu ihm vielen zu kräftiger Erbauung bezeugt, und ist also am 2. Januar 1800 selig heimgegangen. Am 8. Januar wurde die neue Kirche geweiht.



Kirche in Gnadenthal.
David Stompje und Leefrecht Ari, die beiden letzten Nationalhottentotten in Gnadenthal.

Unter den mancherlei Heiden, die nach Gnadenthal zusammenströmten, kam auch einmal eine Anzahl von 10 Kaffern, sechs Männer und vier Weiber, die von ihrem Volk an den grooten baas (den Gouverneur) abgesandt waren, und auf ihrer Reise auch Gnadenthal berührten. Sie wurden von allem, was sie hörten und sahen, so ergriffen, daß sie überall auf ihrer Reise nicht genug zu rühmen wußten von den „Brüdern und Schwestern" in der Baviaanskloof.

So ist der erste Strahl des ewigen Lichtes von diesem Segensort aus unter die Kaffern gedrungen. Bald kam auch ein Kaffer Magaman, der Sohn eines alten Kaffern, der seine Kin-

der auf die Lehrer hingewiesen hatte, und fand in Baviaanskloof Ruhe für seine Seele.

Auch im Aeußern hob sich die Colonie; ein Messerschmied, eine Mühle und andere Handwerke eröffneten für die Schwarzen neue Erwerbsquellen. Und obschon das Werk in der Baviaanskloof, wie alles Menschenwerk, durch viel Noth und Schwachheit ging, so war's doch ein Gnadenwerk. Der holländische Gouverneur aber (von 1802—1806 war die Colonie wieder holländisch), dem Br. Kohrhammer 1805 Bericht abstatten mußte, rief, als er die Wunder der Gnade in Baviaanskloof vernahm, aus: „Der Ort muß nicht mehr Baviaanskloof (Affenthal) heißen, sondern Gnadenthal," und dies ist seitdem der Name des Orts geblieben, bis auf diesen Tag. Die Engländer, die bald darauf (1806) das Land für immer eroberten, beschenkten es reichlich mit Grund- und Landbesitz.

Besonders reich flossen die Gnadenbrünnlein im Gnadenthal unter der Arbeit des Bischof Hallbeck. Die Schulen füllten sich, eine große Erweckung ergriff Schwarze und Weiße weit und breit. Die große Kirche wurde abermals zu klein, und konnte die Menge der gnadenhungrigen Seelen nicht fassen. Die Bauern, die alten Dränger der Hottentotten, kamen nun und baten vor den Kirchthüren: „Kinder, ihr habts ja alle Tage, so gönnt es uns heute doch auch einmal!" Der alte Vater Hallbeck wußte aber auch, was die Gnade sei, die er im Gnadenthal predigte. Als er, 60 Jahre alt, heimging, sprach er: „Ihr wisset alle nicht, was Gnade ist, und ich habe es auch nicht gewußt! Ich bin ein armer sündiger Mensch, ja der ärmste Sünder, der der Gnade nicht werth ist, für seinen Heiland eine Feder auszulecken!" —

Im Jahre 1843 ist auch der alte Birnbaum zur Ruhe gegangen. Hundert Jahre hat er den Weggang seines Pflanzers Georg Schmidt überlebt, und zu der Taufe von 1450 erwachsenen Heiden ist er Zeuge gewesen. Nachdem ihn der Sturm umgebrochen hatte, gruben die Brüder ihn aus und pflanzten ein Reislein von ihm selbst an seine Statt. Der neue Birnbaum grünt bis auf diesen Tag.

Als der Herausgeber 1866 Gnadenthal besuchte, fand er den neuen Birnbaum und daneben eine Hottentottengemeinde von über 3000 Seelen. Sieben Brüder mit ihren Familien arbeiteten in Eintracht unter ihnen. Der Geist Gottes hat auch seine Orte und Zeiten, wo er stärker, und andere Zeiten, wo er schwächer weht. Das können Menschen nicht machen, das ist auch Gnade. Und sicherlich wird die Zeit kommen, wo, wie der alte Birnbaum wieder jung geworden ist, also auch die Gemeinde im Gnadenthal, in welcher in letzter Zeit der Geist nicht mehr ganz so

frisch weht, wie vor Zeiten, wieder in alter und doch neuer Gotteskraft grünen wird. Denn der Segen frommer Beter ruht auf ihr! —

13. Van der Kemp.

Während in der Brüdergemeinde der Plan, Südafrica wieder aufzunehmen, ausgeboren wurde, wurde zu Dortrecht in Holland ein absonderlicher Mann von Gott dem Herrn durch absonderliche gewaltige Heimsuchung gerufen. Er fuhr am 27. Juni 1791 mit seiner Frau und seiner Tochter in einem Kahne spazieren, als plötzlich eine Wasserhose sich erhob, die den Kahn umwarf. Die Frau ertrank mit ihrer Tochter vor den Augen des Vaters. Diesen aber trieb der Strom eine Viertelmeile abwärts, bis ein Schiff, welches durch denselben Wirbelwind losgerissen war, gerade auf ihn zugetrieben kam. Die Schiffsleute wurden seiner gewahr, und retteten ihn aus den Stricken des Todes, die ihn bereits umfangen hatten.

Dieser Mann, Johann Theodosius van der Kemp, war eines frommen Predigers zu Rotterdam Sohn, sein Bruder Professor der Theologie in Leyden. Er selbst hatte zwei Jahre Medizin studirt, war dann unter die Soldaten gegangen, und hatte es bis zum Rittmeister gebracht. Nach sechszehn Jahren eines höchst ausschweifenden und gottlosen Lebens nahm er seinen Abschied und studirte abermals Medizin. Er wurde ein berühmter Arzt, war ein offener Kopf, namentlich für die Sprachen sehr begabt, deren er am Ende seines Lebens 16 sprach; er verheirathete sich und wurde nun ein äußerlich ehrbarer Mann, gegen den sich nichts sagen ließ, geachtet von Jedermann. Aber das Christenthum schien ihm Unsinn zu sein, die Bibel eine Sammlung von Vorurtheilen und Mährchen, mit etlichem Guten vermischt. Den Herrn Jesum ehrte er zuerst als einen weisen und gelehrten Mann, der gegen die Thorheiten gekämpft habe, und als Opfer seiner Ueberzeugungstreue gestorben sei. Als er aber tiefer in der Bibel las, und entdeckte, daß der Herr Jesus behauptete, er könne Wunder thun, so gab er seine gute Meinung von ihm auf und hielt ihn für einen Betrüger. Doch behielt er sein Streben nach Tugend bei, und war namentlich davon überzeugt, daß Unglück den Menschen besser mache; er dankte darum Gott für jeden Unglücksfall.

Als er nun an jenem furchtbaren Tage sein ganzes Lebensglück vor seinen Augen untergehen sah, da konnte er auch noch an seiner Philosophie festhalten, und Gott danken für diese Züchtigung. Am andern Tage aber, da er gewahr wurde, er sei

nun hierdurch auch noch nicht besser geworden, da verzweifelte er, und meinte, Gott habe ihn als unheilbar böse aufgegeben.

Die Noth seines Herzens trieb ihn am nächsten Sonntag in die Kirche. Das heilige Abendmahl wurde eben gefeiert. Ihm schien es widersinnig, sich an der Gedächtnißfeier eines Mannes zu betheiligen, den er für einen Betrüger hielt; aber er schämte sich doch, von dem Tisch fortzubleiben, und stellte sich unter die Abendmahlsgenossen. Um seine Gedanken von Jesu abzuwenden, ließ er sie auf ein ander Feld gerichtet sein und betete — denn zu beten hat er auch in den Tagen seines Unglaubens nicht aufgehört — er betete nun: „Mein Gott, ich konnte mich in Deine Führungen nicht finden, und Deinem Willen nicht unterwerfen; aber nun kann ich es. Es gefällt mir nun wohl, daß meine Frau und meine Tochter mir genommen sind, weil es Dein Wille ist; nimm sie von meiner Hand an, ich übergebe sie Dir!" — „In dem Augenblick," so schreibt er selbst später, „traten vor mein Inneres mit einer unwiderstehlichen Gewalt die Worte: „Uebergieb sie nicht Gott, sondern mir!" Ich schrak zusammen vor dem sonderbaren Gedanken, daß ich sie nicht Gott anvertrauen solle, und konnte mich in dies Paradoxon nicht finden. Doch nöthigte eine höhere Macht mich, zu gehorchen; und, wenn ich mich recht erinnere, war dies ein Uebergang zu der Vorstellung, daß, der unsichtbar mit mir rede, Jemand sei, der weit alles übersteige, was ich bis dahin mir als einen Gott gedacht hatte. Nun schien es mir klar, es sei der Herr Jesus, welcher mich angeredet hatte, und ihm antwortete ich daher auch: „Ja, Herr Jesu, ich übergebe sie Dir!" worauf wieder die Frage an mich gerichtet wurde, ob ich nun darüber ruhig sei, daß es ihnen wohl gehe, und sie in guten Händen seien; und ich erwiderte, ich sei völlig davon überzeugt. Darauf wurde mir gesagt, wenn das, was ich sagte, Wahrheit sei, dann hätte ich mich, mit ihnen, seiner Fürsorge übergeben sollen. Sogleich bot ich, betrübt und beschämt über meine Gleichgültigkeit, ihm mich an, mit allem, was ich hatte, und erkannte, daß die einzige, Gott wohlgefällige Religion eine rückhaltslose Hingabe an Christus sei. Dabei blieb ich eine Weile stehen, bis ich wieder anknüpfte: „O mein Jesus, wenn ich Dir allein mich übergebe, dann muß ich ja auch die christliche Lehre annehmen, die ich so oft geprüft habe, und meinte doch immer zu finden, daß sie ein Gewirr von Abgeschmacktheiten sei." Hierauf antwortete er: „Prüfe sie noch einmal, und Du wirst von meiner Lehre anders urtheilen; ich will mit Dir sein, und Dich lehren, daß die Erbsünde und die Erlösung meine Lehren sind; aber iß nun dies Brod und bekenne Dich zu Deinem neuen Herrn." Ich will nicht gerade sagen, daß ich buchstäblich die Worte hörte, die ich hier aufschreibe; aber ich kann auf keine andere Weise ge-

nauer darstellen, was schnell durch meinen Geist hinzog, während ich an des Herrn Tische saß; auch war es mehr, als fühlte ich es unmerklich mir einhauchen, als hörbar aussprechen. Gleich nachher fiel ich in eine Art von Betäubung, von 10 Uhr bis 3 Uhr Nachmittags; nur beim Nachhausegehen dachte ich einen Augenblick an dies wunderbare Ereigniß. Da ich wieder zu mir selbst kam und nach und nach mir ins Gedächtniß rief, was vorgefallen war, blieb ich erst geneigt, das Ganze für ein bloßes Phantasiespiel zu halten; doch dachte ich an den Befehl: „Prüfe die christliche Lehre noch einmal, und ich will dich lehren," und ich schloß darauf, wenn das, was vorgegangen, kein Traum sei, dann würde ich es deutlich erkennen, wenn ich die christliche Lehre noch einmal durchginge. Sogleich wollte ich zu diesem Werke schreiten; da ich nun nicht wußte, wie ich den Anfang machen sollte, fiel mir ein, daß von der Erbsünde mir gesagt worden war; von dieser Lehre ging ich nun aus, daß die Nachkommen Adams ihrem sündigen und verdammten Stammvater von Natur ähnlich sind, bis sie in das Ebenbild eines gerechten, heiligen und verklärten Erlösers umgewandelt werden, und so aus der Sünde und dem Elend zur Heiligkeit und Seligkeit, ohne Strafe, gelangen. Ich sah nun, wie durch die freie Gnade die Gerechtigkeit Gottes nicht nur nicht gefährdet, sondern erhöhet und in das hellste Licht gesetzt werde durch den Weg der Rechtfertigung aus dem Glauben. Ich hörte auf, ehe ich noch an das Ende meiner Schlußkette gekommen war, und war überzeugt, daß ich niemals eine richtige Vorstellung von der Lehre Jesu gehabt hatte. Den nächsten Morgen warf ich meine Augen auf die Bibel, und dachte, wenn dies Buch auf göttlichen Befehl geschrieben worden sei, dann müsse zwischen ihrem Inhalt, und der Lehre, von deren Wahrheit und Göttlichkeit ich nun überzeugt war, eine völlige Uebereinstimmung statt finden. Anfangs scheute ich mich, eine solche Vergleichung anzustellen, endlich aber entschloß ich mich, die apostolischen Briefe aufmerksam zu lesen, und war erstaunt über die völlige Uebereinstimmung zwischen den drei ersten Capiteln des Briefs an die Römer, und dem, was ich mir von meiner Gedankenreihe aufgesetzt hatte. Bald wurde ich indeß inne, daß die Schätze Gottes in der heiligen Schrift den Theil der Erkenntniß Christi, welcher mir geschenkt worden war, weit übertrafen."

So wurde van der Kemp aus den Banden der Finsterniß errettet und schaute zum ersten Male das helle Licht des Herrn. Sein brennender Eifer zog Vieler Augen auf ihn und einige Geistliche riethen ihm Prediger zu werden. Dazu konnte er sich aber nicht entschließen, wirkte vielmehr von 1793—95 als Direktor eines großen Militärlazareths in Dortrecht, in welcher

Stellung er durch seine große Geschicklichkeit und sein überaus liebevolles Benehmen gegen die Kranken allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Seit der Eroberung Hollands durch die Franzosen nahm er seinen Abschied, und lebte in Zurückgezogenheit seinen Studien in Dortrecht.

Hier fielen ihm im Jahre 1797 die Predigten in die Hand, welche bei der Stiftung der Londoner Missionsgesellschaft (1796) gehalten waren. Nachdem er sie gelesen hatte, fiel er auf seine Kniee und sprach: „Hier bin ich, Herr Jesu! Du weißt, ich mag keinen eigenen Willen haben, seit ich mich Dir zum Dienst ganz übergeben habe, laß mich in dieser großen Sache nur nichts in fleischlichem selbstgenugsamen Sinne thun, und leite Du mich den rechten Weg!" Dann ging er nach London, besprach sich mit der Missionsgesellschaft und am 5. December 1798 segelte er mit einem holländischen Missionar Kicherer und den beiden Engländern Edwards und Edmond auf einem Schiffe ab, welches Verbrecher nach Port Jackson führte. Gerade diese Gelegenheit hatten sie gewählt, um an den elendsten und verlassensten ihrer Mitmenschen sich zu prüfen und zu stärken in der Liebe zu den Verlorenen.

Sie sollten hiezu bald Gelegenheit haben. Das Schiff hatte noch nicht den Hafen verlassen, als ein Seeoffizier mit seinem Commando an Bord kam, um nach etlichen Deserteuren zu suchen. Er hatte kaum das Orlop (das unterste Deck, wo die Verbrecher waren) betreten, als sie ihn packten, ihm seinen Degen entrissen und ihn verwundeten, so daß er nur mit genauer Noth mit zerrissenen Kleidern unter Zurücklassung seines Huts und seiner Degenscheide entkam. Van der Kemp und seine Gefährten, als sie dies hörten, verlangten zu den Verbrechern gelassen zu werden. Der Capitän stellte ihnen vor, was ihrer drunten warte; sie aber ließen sich nicht abbringen, versahen sich mit Bibeln und Erbauungsbüchern und stiegen hinab. Als sie den Unglücklichen sagten, weshalb sie kämen, wurden sie mit Ehrerbietung aufgenommen, und aufmerksam angehört, während am folgenden Tage ein Kutter mit Seesoldaten, die beordert waren, die Deserteure herauszuholen, umkehren mußte, weil bei der rasenden Wuth, mit der die Verbrecher ihnen entgegentraten, ohne furchtbares Blutvergießen ihr Vorhaben unausführbar war.

Es war eine gefährliche Fahrt. Einmal versuchten etliche der Verbrecher, sich ihrer Fesseln zu entledigen und des Schiffes sich zu bemächtigen; andere versuchten, Löcher in das Schiff zu bohren und mit demselben sich zu ersäufen. Aber durch die liebevollen Bemühungen und die Gebete der Friedensboten wurde der harte Sinn der Meisten bald wie umgewandelt. Einer nach dem andern fragte nach dem Wege zur Seligkeit, zwei, denen es bereits gelungen war, ihre Fesseln durchzufeilen, zeigten sich selbst

an und forderten neue Fesseln, andere legten tiefeinschneidende Sündenbekenntnisse ab, ein Betverein bildete sich unter Leitung eines der Verbrecher. Die Missionare hatten Arbeit genug an den Seelen wie an den Leibern der Unglücklichen. Denn ein böses Faulfieber brach aus, dem bis zum Cap 34 Personen erlagen, während die Missionare, die unermüdlich unter ihnen thätig waren, durch Gottes Gnade vor der Ansteckung bewahrt blieben.

Eines Tages im atlantischen Ozean brach ein Sturm aus, und nach drei Tagen bekam das Schiff ein Leck, und das Wasser stieg allem Pumpen zum Trotz mit jeder Minute höher im Schiff. Kicherer hatte beim Einschiffen gesagt, er würde auch dann mit Freuden an Bord gehen, wenn er wisse, das Schiff werde auf seiner Fahrt untergehen. „Wie steht's nun mit Dir?" fragte ihn van der Kemp. Kicherer antwortete: „Das Schiff mag untersinken, aber der Grund, auf dem meine Seele ruht, steht unbeweglich fest, und kann niemals sinken!" Dann vereinigten sich die Brüder zum Gebet um Rettung, und man entdeckte endlich den Ort des Lecks. Die Gefahr wurde gehoben und am 31. März 1799 landete das Schiff ohne weiteren Unfall am Cap.

In der Capstadt war durch die jüngsten so wunderbaren Erfolge in Gnadenthal die Stimmung zu Gunsten der Mission eben völlig umgeschlagen. Viele reisten nach Gnadenthal, um dort die Wunder der Gnade mit Augen zu schauen. So waren die neuen Boten willkommen. Auch unter den Schwarzen war damals eine merkwündige Bewegung; sie kamen von allen Theilen des Landes mit Verlangen nach Gottes Wort. Selbst Buschmänner kamen und wollten von dem Kreuze Christi hören.

Van der Kemp's Sinn aber stand zu den Kaffern hin. Er überließ daher seinen Freunden Kicherer und Edwards das Gebiet der Buschmannsmission und zog selbst mit Edmond hinein in die Wildniß.

Die Gegend bei Uitenhagen ist kein gewöhnliches africanisches Land. Im Buschfeld kann man seinen Weg leicht durch die Büsche hindurch, oder über sie hinweg nehmen, in der Karroo hat man von Sand und Hitze, in den Gebirgen von Fels und Morast zu leiden. Aber die Gegend von Uitenhagen ist ein ganz absonderliches Stück Land, bedeckt mit höchstens 16—20 Fuß hohen, gewöhnlich aber viel niedrigeren Fettgewächsen und Euphorbien, die fast nur aus Milch und Saft bestehen, aber über und über mit Stacheln und Dornen besetzt sind. Wenn man selbst in America einen Urwald ausrotten will, so kommt man mit Axt und Feuer schließlich jedesmal zum Ziel. Diese Wildniß aber ist der Art, daß sie weder mit Feuer ausgetilgt werden — denn die Euphorbien (Wolfsmilch enthaltende Bäume) brennen

nicht, — noch mit der Axt niedergelegt werden kann, denn dieses Wuchergewächs ist da, wo es heute gefällt ist, binnen wenigen Wochen schon wieder in vollem Wachsthum. Darum hat selbst der Elefant noch heute sein Eldorado in jenen Gegenden, und schwelgt in den Zweiglein des Speck- und Butterbaums, weil ihm der Jäger in seinen Schlupfwinkel nicht folgen kann. Ja die Wildniß ist selbst für die Kaffern gefährlich, weil, wer sich darin verirrt, so leicht nicht wieder herauskommt, und nur mit unsäglicher Mühe haben die Engländer einige Straßen durch dies Dickicht gezogen. Ich weiß nicht, ob van der Kemp, auf dessen Wege zum Kafferlande diese Gegend lag, gerade auch durch diese Wüstenei gezogen ist; ich vermuthe es aus den Schilderungen von den Beschwerden seiner Reise. Indeß durften die Wölfe und Löwen und Tiger, welche zahlreich im Lande hausten und die Wüste mit ihrem Geheul erfüllten, den Friedensboten kein Leides thun, und sie erreichten glücklich im September 1799 den Kraal des mächtigen Kafferkönigs Ghika, und konnten durch Hilfe eines entlaufenen Colonisten Conrad Buys, der als Dolmetscher diente, ihr Gewerbe vorbringen.

Der König saß auf einem Ameisenhaufen, als sie vor ihn traten*), und ihm sagten: „Wir sind gekommen, um Dich und Dein Volk in Dingen zu unterrichten, welche Euch in diesem Leben und nach dem Tode glücklich machen können; wir bitten um die Erlaubniß, in Deinem Lande uns niederlassen zu können, und rechnen auf Deine Freundschaft und Schutz, mit der Freiheit, wieder heimkehren zu dürfen, so bald wir es für dienlich erachten!“ Ghika zögerte lange, bis er die Antwort ertheilte. Endlich sprach er: „Ich bin nicht im Stande, Euch Nahrung zu verschaffen, denn ich habe selbst nichts; Ihr sucht Schutz bei mir, und ich kann mich selbst nicht schützen; darum rathe ich Euch, geht wieder dahin, woher Ihr gekommen seid.“ Edmond machte von dem ertheilten Rath bald Gebrauch; er ertrug die Strapazen nicht, und kehrte zurück, um eine holländische Predigerstelle anzunehmen und später nach Ostindien zu gehen. Kemp aber, der feine, gebildete, reiche, vornehme Direktor aus Dortrecht, achtete keiner Schwierigkeit und Gefahr. Er wartete ruhig einige Wochen, bis der Kafferfürst anderen Sinnes wurde und ihm jenseits des Keiskammaflusses eine Stelle zur Niederlassung anwies, ein schönes Wiesenthal, rings umgeben mit Bergen, auf denen es damals noch schönes Bauholz in Menge gab, während eilf Kafferkraale

*) Die Ameisen bauen sich nämlich dicke Häuschen von Lehm bis 3 Fuß hoch, die von oben ganz dicht sind, so daß sie nur unterhalb derselben ihr Werk verrichten, daß man sich also wohl darauf setzen kann. Unsere Missionare benutzen solche Ameisenhaufen, indem sie sie durch eine Oeffnung aushöhlen, nicht selten als Backöfen.

ringsum ihm den einzigen Ersatz darboten. Ihre schwarzen Bewohner waren des Missionars Augenweide, denn er sah schon im Geiste, wie sie mit ihm den Herrn Jesum anbeten würden. Freilich zunächst hatte er nur das von ihnen, daß sie seine hingebende Liebe mit Diebstahl, Verläumdung und Verfolgung aller Art erwiderten. Seine magere Kost bestand meist nur aus Wurzeln. Um das nöthige Salz zu gewinnen, mußte er oft vier Tage lang sich durch das Gestrüpp und die Wildniß hindurcharbeiten bis zum Meeresstrande. Hier ließ er dann Seewasser in Löchern am Ufer von der heißen Sonne verdunsten, und erlangte also Seesalz.*) Bald waren seine Kleider zerfetzt, und er mußte ohne Hut, ohne Schuhe und Strümpfe mit wunden Füßen durch die Wildniß pilgern, um die Kaffern in ihren zerstreuten Kraalen aufzusuchen.

Solche Liebe drang auch durch das harte Kafferherz; es sammelte sich eine Anzahl Kafferjünglinge und Hottentotten um ihn, die er dem Herrn zuführen konnte. Ja sie sind wahr, die Klagen der meisten Missionare, daß die Kaffern so hart seien wie Stein, und daß man nicht mit der Axt hineinkommen könne durch die ehernen Mauern ihrer Sitten und Sünden. Aber wahr ist es auch, daß in der Liebe Christi, die die Welt überwinder, auch eine Macht ist, der selbst ein hartes Kafferherz schließlich nicht widerstehen kann. Nur Liebe, völlig selbstlose, aufopfernde, hingebende Liebe muß der Kaffermissionar mitbringen, sich den Kaffern gleichstellen, alles mit ihnen theilen in Freud und Leid. Dann wird er siegen. Sonst nicht.

Es war, als ob Kemp's Missionswege nur durch Dornen gehen sollten. Kaum begann er die ersten Früchte seiner aufopfernden Thätigkeit zu sehen, da wurde er durch die ausgebrochenen Kriege der Kaffern und Hottentotten gegen die Bauern genöthigt, das Feld seiner Thränensaat zu verlassen. Nachdem sein erster Aufenthalt 1799 nur von kurzer Dauer gewesen war, und er dann 1800 in gleicher Weise wieder gearbeitet hatte, mußte er nach sechzehnmonatlichen ganz unerhörten Mühen mit den letzten Tagen des Jahres, beim König Ghika durch verläumderische Weiße angeschwärzt, unter Todesgefahr, nackt und bloß nach der Colonie zurückfliehen. Seine Verläumder hat Gottes Gericht ereilt. Faber wurde später als Rebell in der Colonie erhängt, Buis trieb sich lange mordend und raubend unter den Schwarzen umher, bis er endlich selbst ermordet wurde; Bota fand unter den Kaffern den Tod; Bezuidenhoud wurde von ihnen mitsammt seiner Hütte verbrannt, Lochenberg im eigentlichen Sinne des Worts von den Kaffern in Stücke zerhauen.

*) Vielleicht war es nicht das Meer, sondern die in jener Gegend gelegene Salzpfanne von Bethelsdorp, aus der er das Salz gewann.

Kemp hatte sich, gefolgt von 60 Hottentotten, deren etliche er in einem Flusse taufen durfte, nach Graaf Reinett zurückgezogen, woselbst er die Sklaven und Hottentotten unterrichtete, und wo ihm zu dem Ende durch den Commissar des Bezirks die Kirche eingeräumt wurde. Aber nun begann die Verfolgung der weißen Einwohner des Landes, die es für eine Schmach ansahen, daß man diese zwarte Schepsels im Lesen und Schreiben unterrichtete und taufte und sie also den Weißen gleichstellte. Sie hatten den Sinn ihrer Väter ererbt, die „als Christen Bedenken trugen, andere Christen zu ihren Sklaven und Leibeigenen zu haben," und darum verboten, die Sklaven zu Christen zu machen. Sie drangen daher mit leidenschaftlicher Heftigkeit darauf, und ruhten nicht eher, als bis sie es erlangt hatten, daß in der durch die Schwarzen verunreinigten Kirche das Pflaster aufgebrochen und die Sitze gereinigt wurden.

Kemp hatte mit ritterlichem Muthe gegen diese Roheiten gekämpft und gezeugt, und ist für die Menschenrechte der armen Schwarzen ganz anders und unter ganz anderen Gefahren und Verfolgungen, Schmähungen und Verläumdungen eingetreten, als mancher moderne Schwätzer, der mit der Cigarre im Munde und duftendem Pokal auf dem Tische über Menschenrechte und Menschenwohl philosophirt und Verfassungsparagraphen dafür zuplant. Er hat dafür auch seinen Orden erhalten, das Kreuz Christi, mit dem sein Herr ihn selbst belehnte, indem er seinen Knecht würdigte, es ihm nachzutragen.

Seine Bemühungen schienen auch nicht erfolglos zu sein. Für seinen Plan, zu Nutzen der armen Hottentotten in und um Graaf Reinett eine Missionsstation anzulegen, damit sie in Gottes Wort, nützlichen Kenntnissen und Handwerken unterwiesen und also civilisirt und christianisirt wurden, gewann er die Theilnahme des englischen Gouverneurs General Dundas. Derselbe gab ihm in seinem Antwortschreiben die Freiheit, unter sämmtlichen, der Regierung angehörenden Grundstücken für seinen Zweck dasjenige auszusuchen, welches er für das geeignetste hielte. Bald sammelten sich an 300 Hottentotten auf der neuerrichteten Station, eine Stunde von der Algoabai (Port Elisabeth) nahe bei dem Fort Frederik, und Kemp begann seine Arbeit mit großer Freudigkeit und Hoffnung.

Aber es war, als ob der Herr seinen lieben treuen Knecht durch immer neue Dornen führen wollte. Kaum begann die neue Colonie aufzublühen, als der fortdauernde Krieg der Hottentotten und Kaffern, die den Colonisten einen Strich Landes nach dem andern mit den Waffen in der Hand abrangen, auch bis Frederiksburg vordrang, da wurden von beiden kriegführenden Partheien, den Hottentotten wie den Bauern, vielfach Pläne zur Ausrottung

der neuen Station gemacht, so daß dem lieben Kemp, ob er schon sich lange sträubte, schließlich nichts anderes übrig blieb, als sich mit seinem Häuflein in das Fort Frederik zu flüchten, wo sie zwar Schutz fanden, aber unter dem Spott und dem verführenden Beispiel der rohen Soldaten auch entsetzliche Tage zu erleiden hatten.

Noch schlimmer wurde Kemp's Lage, als 1802 durch den Frieden von Amiens die Capcolonie den Holländern wieder zufiel, und damit dem treuen Kemp die letzte irdische Stütze, der Schutz der englischen Behörden entrissen wurde, so daß er von nun ab den Angriffen der feindlichen Bauern völlig wehrlos preisgegeben war. Er erlebte mit seinem Gemeindlein in Fredriksburg bange schwere Tage, bis der neue holländische Gouverneur Janßen endlich am 2. Mai 1803 in der Algoabai landete.

Janßen war ein Jugendfreund von van der Kemp, ein ehrlicher braver Mann, der seinen Freund mit aller Herzlichkeit und alter Liebe bewillkommte, sich der früheren gemeinsamen Jugenderinnerungen freuend. Aber dergleichen hält doch nicht weit vor, wo die Stellung zu Christo eine so verschiedene geworden ist. Die Colonisten drangen von der anderen Seite mit dem ganzen vollen, überfließenden Maß ihres Hasses gegen die Mission und den Verkündiger des Wortes und mit einem solchen Heer von Verläumdungen auf den Statthalter ein, daß dieser, obgleich es dem Jugendfreunde leicht wurde, die Richtigkeit der erhobenen Einwürfe darzuthun, doch sich um seiner Stellung willen verpflichtet erachtete, den Colonisten nicht allzusehr zuwider zu sein. Ein Grundstück zur Mission konnte er, der geschlossenen Verträge zufolge, dem Missionar nicht weigern; aber er überließ den Colonisten die Auswahl. Und diese suchten den ödesten, dürresten, wasserlosesten, kahlsten Landstrich aus, den sie finden konnten, und empfahlen ihn dem General als den zweckmäßigsten, „damit die Hottentotten dort ihren Unterhalt nicht finden möchten, und genöthigt würden, ihn im Dienst der Bauern zu suchen." Nachdem der Platz trotz dem Widerstreben van der Kemp's festgestellt war, forderte der Statthalter seinen alten Freund auf, ihm einen Namen zu geben; nur biblische könne er nicht leiden, er solle einen andern wählen. Kemp besann sich ein wenig und nannte dann mit Bezug auf eine kürzlich über 1 Mos. 35, 2. 3. gehaltene Predigt den Namen Bethelsdorp. Der Gouverneur, der nicht viel von der Bibel wußte, willigte ein. Als er am andern Tage den Ursprung des Namens erfuhr, sagte er scherzend, es sei ihm ganz recht geschehen. So heißt denn der Platz Bethelsdorp bis auf diesen Tag.

Also war Kemp wieder in die Wüste gesetzt; allen seinen Einwendungen wurde der Bescheid entgegengesetzt, sie sollten nur dort so lange bleiben, bis man einen passenderen Ort für sie gefunden haben würde. Kemp wandte sich klagend am 1. Novbr.

1804 an seine Missionsgesellschaft, daß der Ort völlig unbrauchbar sei für seinen eigentlichen Zweck, und daß die Neuangezogenen immer genöthigt würden, sich unter die Colonisten zu zerstreuen. Aber er fand keine Aushülfe. Für die beispiellose Treue, mit der Kemp selbst hier aushielt, wo ein anderer sofort den Wanderstab ergriffen hätte, erndtete Kemp die Anerkennung, daß selbst der liebe fromme Ritter, getäuscht durch die Berichte sogenannter wissenschaftlicher Africareisender in seiner Erdkunde, 2. Ausgabe I. S. 129 (nach einem in dem Berliner Jahresbericht 1830 p. 93 mitgetheilten Citat) schreiben konnte: „Bethelsdorp, der Hauptort der Missionsgesellschaft, aber in einer sehr dürftigen Gegend, ohne Baum, ohne Graswuchs, auf dem unfruchtbarsten Boden durch den Missionar van der Kemp angelegt, der, wie so manche andere, aus falscher Demuth und unchristlicher Verachtung der Natur und der Gotteswelt, ihre für das Christenthum neu gewonnenen Pfleglinge zugleich in neues Elend, in Noth und Verarmung einführen, welche den kaum gewonnenen Fortschritt nur zu oft wieder zum größeren Rückschritt brachte."

Indeß die weltüberwindende Liebe und der Segen Gottes kann auch die Wüsten grünen machen, und so wurde denn, trotz der unglaublichen natürlichen Trägheit der Hottentotten, und der fortgesetzten Feindschaft der Weißen, zum Erstaunen und noch größerem Verdruß der letzteren, durch die Treue van der Kemp's und etlicher späterer, besonders deutscher Brüder, von denen wir weiter unten berichten werden, aus Bethelsdorp eine von vielen Hunderten Schwarzer bewohnte blühende Colonie, die selbst den englischen Kaufleuten Achtung dadurch abnöthigte, daß in derselben in einem Jahre für 2000 Pfd. englischer Industriewaaren abgesetzt werden konnten, während die Freunde Gottes ihre Freude daran hatten, daß aus diesem Ort eine ganze Anzahl eingeborener Getaufter als Evangelisten unter ihre Brüder ausgingen, und daß van der Kemp und sein treuer Helfer Read mit den Schwarzen eine Kirche bauen konnte, ohne dazu einen Pfennig von der Gesellschaft zu beanspruchen.

Je mehr die Colonie aufblühte, desto giftiger wurden die Pfeile der Widersacher. Im Jahr 1805 wurden die Missionare nach der Capstadt commandirt, um sich zu verantworten. Die Feinde triumphirten. Denn das wußten sie, daß die Hottentotten, wenn sie nicht an einem weißen Lehrer beständigen Anhalt hätten, bald in ihre alte Schlaffheit zurückfallen würden. Deshalb sollte die Untersuchung in der Capstadt möglichst hingehalten werden.

Aber der Herr, der seiner Feinde spottet, erweckte eine fromme Wittwe Frau de Schmidt in der Capstadt, die als sie von diesem Plane hörte, sofort entschlossen war, 55 Jahre alt hinüber zu gehen, und die Station zu halten. Sie verkaufte alle

ihre Habe und zog mit demselben Wagen, der die Missionare nach der Capstadt gebracht hatte, hinüber nach Bethelsdorp, errichtete eine Strick- und Nähschule für die Hottentottinnen, machte Besuche in den Häusern, stellte die Leseschule wieder her, und blieb in dieser Arbeit, bis ein Jahr nach der Rückkehr der Missionare 1807. Dann kehrte sie nach der Capstadt zurück, wo sie nach 14jähriger treuer Arbeit zur Ruhe des Heilandes einging.

Einige Erleichterung fand Kemp, seit im Jahre 1806 die Colonie wiederum den Holländern entrissen, dauernd in die Hände der Engländer kam. Aber seine Tage waren und blieben in Unruhe und Kampf, der selbst diesem treuen Arbeiter, der die Unterdrückungen seiner geliebten Schwarzen trug, als wären sie ihm selbst widerfahren, den Ausruf abpreßten: „Ich will wo anders hingehen, um aus meiner Lage zu kommen, ich kann nicht länger in Bethelsdorp bleiben; mein Herz ist gebrochen, und ich bin ganz niedergebeugt durch die beständigen Grausamkeiten gegen die Hottentotten von Seiten des Landdrosten C." Seine Klagen erweckten endlich die Aufmerksamkeit des Gouverneurs, Grafen Caledon, und Kemp wurde nebst seinem Mitarbeiter Read in die Capstadt eingeladen, um dieselben zu begründen.

Mitten aus dieser seiner letzten Liebesthat, die er seinen geliebten Schwarzen erzeigen konnte, wurde der treue Knecht abgerufen.

Es war, als ob das Licht seiner Lampe vor ihrem Erlöschen noch einmal besonders hell aufloderte. So gewaltig waren seine letzten Zeugnisse. Einer schrieb von ihm, er sei wie ein überlaufendes Faß gewesen, er habe „den besten Wein bis zuletzt behalten." Dabei hatte er noch die Freude, fünf neue Schüler Jänicke's landen zu sehen, Saß, Helm, Messer, Ebner, Schmelen.

Am Morgen des 7. December 1811 hatte er eben einer kleinen Versammlung in der Capstadt einen biblischen Abschnitt erklärt. Er fühlte sich unwohl. „Ach," sprach er zu Frau de Schmidt, „ich bin sehr schwach, ich möchte meine Angelegenheiten in Ordnung bringen." Er vermochte es nicht mehr; ein kalter Schauer überfiel ihn und man brachte ihn ins Bett. Alle angewandten Mittel schlugen nicht an. Noch folgte eine Woche schweren Leidens. Einer seiner Freunde fragte ihn, wie es mit ihm ginge? Er sprach: „Alles steht gut!" „Ist es dunkel in Dir oder Licht?" — „Licht! Licht!" antwortete er, und ging desselben Tages heim zum ewigen Licht am 15. December 1811. Sein Todesjahr war zugleich das Stiftungsjahr der südafricanischen Missionsgesellschaft! —

Und was war die Frucht dieses heldenmüthigen Missionslebens? Fünfzig Jahre alt war van der Kemp, als er sich nach Africa einschiffte. Nur 16 Monate hat er unter den Kaffern

gearbeitet, und doch nennt man ihn den Apostel der Kaffern, und mit Recht.

Kemp hat, wie alle bedeutenden Männer, seine Fehler gehabt. Es war eine gewisse Einseitigkeit und Schroffheit in seiner Erscheinung, welche in seinen Predigten durch die streng reformirte Prädestinationslehre, der er zugethan war, noch gesteigert wurde. In der Nichtachtung der Verhältnisse dieser Welt, heirathete er eine schwarze Sklavin, die er getauft hatte, — ein Schritt, den er später bitter zu bereuen hatte. — Aber er war ein Mann, der seinem Jesu alles aufgeopfert hatte, seine sechzehn Sprachen, die er sprach, seine mathematischen Kenntnisse, in denen er glänzte, sein Vermögen und vornehmen Stand in der Gesellschaft, seine behagliche Stellung — alles gegen die Erlaubniß, den armen verkommenen Schwarzen von der Liebe Jesu zeugen zu dürfen. Die Welt nennt das Schwärmerei, aber die Bedeutung der Worte im Himmel ist eine andere, als die in der Welt. Van der Kemp hat in den zwölf Jahren seiner Missionsthätigkeit, und insonderheit in den 16 Monaten seiner Arbeit unter den Kaffern mehr geleistet, als viele Missionare ihr ganzes Leben lang. Die Mission verdankt ihm nicht blos die gewaltige Anregung aus seinen einschneidenden Berichten, sondern auch eine genaue Schilderung von Land und Sitten der Kaffern, und ein reichhaltiges Wörterbuch der Kaffernsprache — lauter wichtige Vorarbeiten für seine Nachfolger im Werk. Vor allem aber, und darauf müssen wir noch ganz besonders eingehen, verdankt ihm die Mission, daß die Kaffern an diesem ersten Verkündiger des Evangelii unter ihnen einen Mann kennen lernten, der sie mit voller, glühender, selbstaufopfernder Liebe liebte, dessen Name noch nach Generationen unter ihnen lebte und Früchte trug, ja dessen Name nicht aussterben wird, so lange in der Kaffernsprache gepredigt werden wird.

Zwei Namen waren durch van der Kemp's Wirksamkeit unauslöschlich tief dem Kaffervolke eingeprägt, der eine taay (vielleicht von tau = Löwe?) und Djankenna. Tai so nannten sie den Herrn Jesum, und Djankenna, so nannten sie in ihrer weichen Aussprache den Namen Jan van der Kemp. Von letzterem Namen nannten sie, wie das Volk des Königs Swazi die Maswazi, das Volk des Königs Ghika die Amaghika oder Maghika, das Volk des Königs Chlambe die Machlambe heißt, alle schwarzen Christen das Volk des Djankenna die Madiakenna oder kürzer die Madiaken. In eines jungen Kaffern Herz vornämlich war ein Senfkorn von Kemp's Aussaat hineingefallen; er hieß Un-Tsikana, und war mit der Gabe der Dichtkunst und des Gesanges hoch begabt. Namentlich eines seiner Lieder, welches bezeugt, wie das Wort vom lebendigen Gott nicht blos äußerlich von den Kaffern angenommen war, sondern in ihr Herz gedrungen, neue Gestalt

und Denkformen des inneren Lebens und der frommen Anschauung erzeugte. Es lautet in kafferscher Sprache:

Lied,

verfaßt von Untsikana, dem Prediger der Wahrheit unter den Kaffern.

Ulo Tixo 'mkulu 'ngosezulwini,
Unguwena, wena 'kaka lenyaniso,
Unguwena, wena 'qaba yenyaniso,
Unguwena, wena 'hlati lenyaniso,
Unguwena, wena uhleli enyangweni,
Ulodali-bomi, wadala pezulu,
Lomdali-dali wadala nezulu,
Lomenzi wenkwenkwezi nozilimela,
Jyabinz 'inkwenkwezi, isixelela,
Lomenzi wemfamana uzenza gabomi
Lateta ixolongo lisibizile;
Ulonqin' izingel' imipefumlo;
Lomkokeli wasikokela tina.
Ulengub' enkulu, sinyambata tina.
Ulemvan' encinane siyibizile
Ulemvan' encinane gu Masiyas.
Ozanhla zako zinamanxeba wena,
Onyawu zako zinamanxeba wena,
Ogazi lako limvozo yinina?
Ogazi lako lipalele tina.
Lemali enkuluna siyibizile
Lomzi wakona siwubizile.

Das heißt auf deutsch übersetzt:

Du bist der große GOtt, welcher ist im Himmel,
Du bist es, Du, o Schild der Wahrheit,
Du bist es, Du, o Veste der Wahrheit,
Du bist es, Du, o Wald der Wahrheit!
Du bist es, Du, Du wohnst in der Höhe,
Du, der Schöpfer des Lebens, Du schufst oben,
Der Schöpfer Schöpfer, Du schufst auch den Himmel,
Der Macher der Sterne und des Siebengestirns,
Das Gestirn wirft (seine Waffen) und verkündigt uns
Den, der durch sich Blinde machte mit Absicht.
Die Posaune tönt und hat uns gerufen;
Du bist der Zeuge, der die Seelen umringt,
Der Führer, Du führtest uns.
Du bist das große Kleid, das wir anziehen.
Du bist das Lämmlein, das wir nannten
Das Lämmlein, den Messias.

Du, dessen Hände haben Wunden,
Du, dessen Füße haben Wunden,
Warum fließt Dein Blut?
Dein Blut hat sich für uns ergossen;
Dieses große Lösegeld haben wir verlangt,
Jenen Deinen Wohnort haben wir begehrt.

Ein anderes Lied von Tsikana s. Calwer Missionsblatt 1844 p. 32.

Dieser Untsikana zog nun, während nach Kemp 15 Jahre lang kein Prediger des Evangelii zu dem Kaffervolke kam, mit seinen Liedern singend, predigend, betend durch sein Volk, und bereitete dem Herrn den Weg. Jan Tsatsoe (spr. Tschatschu) ein Gonaquahäuptling, hatte sich mit seiner Familie einige Zeit in Bethelsdorp bei Kemp aufgehalten und ihm seine Kinder zur Erziehung überlassen, auch Congo, ein zweiter Gona- oder Gonaquahäuptling, hatte seine beiden Söhne durch Kemp erziehen lassen, und Ghika, der mächtige Fürst unter den Amaxosa, wurde Tsikana's bester Freund. Die Nachricht von den „betenden" Kaffern drang bis in die Colonie hinein, so daß 1816 einige Missionare der Londoner Gesellschaft sich aufmachten, um das glimmende Feuer noch weiter anzufachen. Als sie über den großen Fischfluß kamen, trafen sie auf 100 Kaffern, Schüler des Tsikana, die erzählten, sie seien von ihrem Lehrer angewiesen worden, dem Ehebruch, Mord, Diebstahl und der Zauberei zu entsagen, und sich an die weißen Lehrer anzuschließen, so bald diese ins Land kämen. Ein Kafferweib bekannte, sie habe schon lange in der Stille um das Kommen der Lehrer gebetet, sie verlange nicht nach Korallen, sondern nach Gottes Wort. König Ghika, als sie zu ihm kamen, sprach: „Das ganze Land steht offen vor Euch! geht und wählet, was Ihr wollt!" Nach dem Anhören der Predigt ging der König einsam in den Busch und betete. Als er wiederkam, sprach er: „So wenig man die Sterne zählen mag, so wenig mag man meine Sünden zählen. Ich denke oft an Djankenna, ich habe ihn sehr lieb gehabt und immer frei mit ihm verkehren können. Selbst wenn ich mit meinen beschmierten Beinen ganz nahe zu ihm mich setzte, hat er nie gesagt: Gehe weg mit deinem schmutzigen Karoß! Aber das Wort, das er gepredigt hat, das habe ich nicht gehörig benutzt. Darüber schäme ich mich nun. Jetzt hat Gott mich wieder besucht, weil er mich nicht in meiner Unwissenheit sterben lassen will. Habt nur Geduld mit mir; noch ist mein Herz mit meinen Weibern und mit meinem Vieh; aber das sehe ich ein, daß Alles ohne Taay nichts ist." Tsatsoe, der Häuptling selbst, predigte seinen Landsleuten. Nach solcher Predigt hörte man einen Kaffer im Busch beten: „O Taay, gieb mir ein Herz, Dein Wort

zu verstehen. Ich glaube, Du kannst es thun; denn der Mann, der es gepredigt hat, ist ja auch ein schwarzer Kaffer, wie ich."

So ließ sich Joseph Williams am Katfluß nieder — ein Jahr lang durfte er zeugen, dann nahm der Tod ihn, und ein nachfolgender Kafferkrieg die Frucht seiner Arbeit hinweg. Der Wittwe von Williams thaten die Kaffern kein Leides, schützten sie mit ihren Kindlein treulich, bis sie in die Colonie abgeholt wurde. Nun war Tsikana wieder allein Vorsteher seiner kleinen 150 Seelen starken Gemeinde. Er erlebte es noch, daß zu Jan Tsatsoe ein Londoner Missionar Brownlee kam, denn im Mai 1821 ging auch er heim. Beim Herannahen seines Todes versammelte er die Leute seines ganzen Kraals um sich und sprach: „Ich spreche nunmehr das letzte Mal zu euch! denn ich weiß, daß ich heute sterben werde. Es hat Gott gefallen, mich mit dieser Krankheit heimzusuchen. Aber ich bin in seinen Willen ergeben, weil ich weiß, daß Gott Gesundheit giebt und Gesundheit nimmt, wie es ihm wohlgefällt. Meine Seele und mein Leib sind in seiner Hand. Ihr lebt mitten unter den Wölfen; darum ziehet so schnell als möglich zum Lehrer; denn dies ist der einzige Freund, den ihr im Lande habt. Und ehe ihr den Dienst Gottes aufgebt, erduldet lieber den Tod! Denn alle, die ohne Christum dahin leben, sind unglückliche Menschen. Sie sind todt und ohne Gott! Wenn ich gestorben bin, so gehet hin und saget allen Häuptlingen der Kaffernation, daß Gott ihnen sein Wort gesandt habe, und daß sie wohlthun werden, darauf zu merken, sonst werden sie die traurigsten Folgen davon erleben!" — An demselben Tage ging Tsikana heim. Man begrub ihn bei Williams Grabe.

Das Licht bereitete sich vor, aufzugehen über der Finsterniß des Kaffervolkes, welches vielleicht zu keiner Zeit dem Evangelio so offen gestanden hat, als bei Tsikana's Heimgange. —

---

14. Kicherer.

Bereits im vorigen Paragraphen haben wir unter den Missionaren, die mit van der Kemp in Africa landeten, den Namen Kicherer gefunden. Dieser hochbegabte Gottesknecht war bereits in seiner Jugend durch Lesung von Cook's Reisen zu dem Wunsch erweckt worden, einmal unter die Heiden zu gehen, um ihnen das Evangelium zu predigen. Weil er keine Missionsgesellschaft wußte, die ihm dazu behülflich sein könnte, wurde er Pastor in Holland. Als solcher hatte er kaum von dem Entstehen der englischen Missionsgesellschaft gehört, als er zugleich mit van der Kemp ihr seine Dienste anbot. Er betrat den Boden Africa's in Begleitung dieses seines Freundes.

In der Capstadt waren zu der Zeit gerade zwei Buschmannshäuptlinge Vigilant und Slaporm aus der Gegend des Sackflusses (nördlich von Amalienstein) und ein Korannahäuptling Orclam vom Oranjefluß, angekommen, welche um Uebersendung einiger frommen Lehrer mit solchem Ungestüm und solcher Inständigkeit baten, daß die vier Brüder sich, ihrem ursprünglichen Vorhaben entsagend, theilten und daß während Kemp mit Edmond zu den Kaffern ging, Kicherer und Edwards mit den Buschleuten nach ihrer Heimath zu zog.

Geleitet von einer großen Menge von Freunden und Sklaven eine große Strecke weit, traten die beiden Brüder am 22. Mai 1799 ihre Reise an über steile Berge und durch tiefe Klüfte und öde Sandwüsten. In Rodezand bei Tulbagh fanden sie einen jungen in der Colonie geborenen Holländer, Namens Kramer, der durch das Erscheinen der Friedensboten in seinem innersten Herzen bewegt, daran gedachte, mit ihnen zu ziehen. Er that dies, nachdem er in achttägigem Gebet seinen Plan ausgereift hatte. Die inzwischen entstandene südafricanische Missionsgesellschaft erbot sich, seinen Unterhalt zu bestreiten.

Jenseits Rodezand trafen sie, auf acht Tage Entfernung von ihrer Kirche vereinzelt wohnend, eine Anzahl holländischer Bauern, welche vergeblich alles aufboten, um sie als Prediger zurückzubehalten. Der Letzte derselben Florus Fischer war auch einer von denjenigen Capbewohnern, die ein warmes Herz für die Schwarzen sich bewahrten. Er war deshalb schon wiederholt von ihnen um die Vermittlung der Zusendung von Lehrern angegangen worden. Betrübten Herzens, nicht zu wissen, wie er dieser Bitte nachkommen sollte, ahnte er nicht, daß die Lehrer bereits unterwegs waren. Nun war er herzlich froh und geleitete die Brüder, um ihnen bei der Auswahl eines passenden Platzes und dessen erster Anlegung behülflich zu sein.

Am 6. August 1799 trafen sie bei einer Doppelquelle an, die sie die „Quelle der guten Aussicht (Blyde Verwacht)“ nannten. Edwards verließ sie nach einiger Zeit, um zu van der Kemp zu gehen; an seine Stelle trat Willem Anderson aus England. Die Gegend sah nicht eben lieblich aus. Die Seitenhöhen des Thals waren verwitterte schwärzliche Felsen, der Boden schien ganz dürr zu sein, Holz fehlte gänzlich, doch die Quellen waren gut.

Bald nach der Ankunft nahten sich an 30—40 Buschleute den weißen Fremdlingen. Sie waren scheu und mistrauisch. Sie wollten erst erproben, ob die weißen Leute nichts Böses im Schilde führten. Durch Freundlichkeit und Liebe mußten sie erst gewonnen werden. Aber wie sahen sie aus! Von Waschen war bei ihnen nicht die Rede; Erdlöcher, die sie sich um die Hütten

der Missionare her ausgruben, waren ihre Wohnung. Keiner von ihnen hatte einen Namen. Denselben mußten die Missionare erst ihnen auf den Rücken schreiben, um sie rufen zu können. Auch gedachten sie nicht im Geringsten daran, den Weißen ihren Unterhalt gewinnen zu helfen. Träge und arbeitsscheu halfen sie vielmehr wacker die mitgebrachten Vorräthe der Weißen verzehren, bis das letzte Schaf geschlachtet war. Was nun anfangen in der Wüste? Der Herr hatte schon gesorgt. Als die Hungersnoth vor der Thür stand, hatte ein frommer benachbarter Bauer das auch schon vorbedacht, und ließ eine schöne Schafheerde herantreiben. Da erkannten die Buschleute, zu denen sich eine Anzahl Koranna, Namaqua und Bastardhottentotten gesellt hatten, zum ersten Mal, daß die Fremdlinge nicht aus Eigennutz, sondern aus Liebe zu ihnen gekommen waren. Sie nannten von nun an Kicherer Ebo (Abba) d. h. Vater. Einige von ihnen begannen zu beten: „O Herr Jesu, Du hast die Sonne und den Mond, die Berge und Flüsse und Sträucher erschaffen, Du hast auch Macht, mein Herz zu ändern. O mach es doch ganz neu!“ Das war der erste Sonnenstrahl in dem mühseligen Lauf der Arbeiter des Herrn, welcher seinen Knechten bald in dem Hottentotten Willem Fortuin auch einen Dolmetscher zuführte.

Im Jahre 1800 machte Kicherer, um Lebensmittel, besonders Kleider zu beschaffen, eine Reise nach der Capstadt. Etliche Buschleute wagten es, ihn zu begleiten. Als sie reich beschenkt heimkehrten, wußten sie ihren Landsleuten nicht genug zu erzählen von den Wundern, die sie geschaut hatten. Die Versammlung in den Kirchen verglichen sie mit einem wimmelnden Ameisenhaufen, den Orgelklang mit einem Bienenhaufen, der summte und brummte. Aber die Ueberzeugung war nun in ihnen fest geworden, daß die Lehrer, die sie in ihrer Einöde aufgesucht hatten, nicht das Ihrige suchten, sondern ihnen Gutes thäten. Damit war das Eis gebrochen, die Herzen geöffnet und täglich mehrte sich die Zahl derer, die sich um die Missionare sammelten.

Der erste, in dem der Herr sein Gnadenwerk vollbrachte, war ein alter Bastardhottentott Johann. Den hatten die Bauern abschrecken wollen mit der Warnung, die Lehrer seien nur gekommen, um sie zu verkaufen oder zu tödten. Ein unwiderstehlicher Drang aber hatte ihn die Furcht überwinden lassen, und bald saß er zu den Füßen der Lehrer, bitterlich über seine Sünden weinend. Dann verkündigte er seinen Landsleuten mit warmer Rede die Liebe Christi, die er, der ein greulicher Mensch gewesen war, in Vergebung seiner Sünden geschmeckt habe. Er konnte damit gar nicht müde werden. „Ach, sprach er, ich habe so lange und so viel in meinem Leben von der Welt gesprochen! Laßt uns nun von Jesu sprechen!“ Bald trat er zu den Missionaren,

um ihnen zu sagen, er wolle sich von seinen beiden Weibern losmachen. „Wenn ich zu Gott trete, sprach er, mit meinem Gebet, so sagt mir mein Herz: Es ist nicht recht! Und Christus ist mir mehr als zehntausend Weiber. Ich will sie unterhalten, will für sie arbeiten, bis Gott ihre Herzen ändert; dann will ich die erste nehmen, deren Herz erneuert ist!" So entscheidet ein Hottentott die Polygamiefrage. Fünf bis sechs Monate hatte er in der Gnade gelebt, da warf ihn der Herr auf's Krankenlager. Als die Missionare ihn zuerst besuchten, zagte er noch wieder, ob Christus ihn wirklich angenommen habe. Aber an seinem Todestage konnte er fröhlich bekennen: „Lieber Herr, jetzt erkenne ich, daß der Herr Jesus mich je und je geliebt, daß er mich angenommen hat und mein Theil in Ewigkeit sein und bleiben wird; und nun, obgleich ich der elendeste Sünder auf Erden bin, sterbe ich im Vertrauen auf Sein Blut und Seine Gerechtigkeit, und komme zu ihm, und da will ich denn auch auf Ihn warten!"

Gerade an seinem Todestage kam sein Sohn Cornelius zum Besuch. Als der seinen Vater scheiden sah, rief er bewegt aus: „Ach, mein Vater stirbt so selig durch Jesum, und ich kann sein Evangelium nicht hören!" Des Vaters Tod wurde des Sohnes Leben. Bald war Cornelius ein begnadigter Christ und treuer Mitarbeiter der Missionare.

Aber bei allem dem lebten diese in steter Gefahr. Einmal war ein großer Trupp Buschmänner, vielleicht die zahlreichste Horde aus dem ganzen Volk, bereits im Anzuge, um auf der Station alles zu morden und zu plündern. Ein ander Mal kam derselbe Häuptling Vigilant, welcher die Brüder herbeigerufen hatte, und wollte sich eines Schafes, das man ihm als Tribut zu geben weigerte, mit Gewalt bemächtigen. Kramer widerstand ihm. Er aber stach zuerst nach dem Schaf, dann nach dem Missionar und würde ihn getödtet haben, wenn nicht schnell ein kleines Mädchen, das zugegen war, seinen Fellkaroß zwischen den Missionar und die Assagai geworfen hätte. Vigilant wurde gefesselt und nach der Capstadt gesandt. Er entsprang unterwegs, und entbot, zurückgekehrt, seine ganze Horde zur Rache. Aber gerade in der Nacht vor der Ausführung kam ein Holländer Scholz, nebst einem Bauern und etlichen Hottentotten an, und erschreckt floh Vigilant aus der Gegend. Die treuen Buschmänner hatten die ganze Zeit über sich als Nachtwachen um die Wohnung der Brüder gestellt. Ein andermal fand sich ein entlaufener Sklave ein, der den Gesetzen gemäß, ausgeliefert werden mußte. Als dieser Befehl ausgeführt werden sollte, benutzte er die Stunde des Gottesdienstes, um den Brunnen zu vergiften. Aber ein kleines Mädchen hatte es gesehen und errettete alle vom Tode. Als Kicherer eines Tages am offenen Fenster saß, zielten

eben einige Buschleute mit ihren vergifteten Pfeilen auf ihn; aber eben jenes selbe kleine Mädchen sah es, und Kicherer konnte sich retten.

Die größte Gefahr aber drohte dem Leben des treuen Boten von einem entlaufenen Sträfling, einem Griechen, Namens Stefanos. Er bat so dringend um Aufnahme, und konnte dabei so fromm reden, daß Kicherer ihm gestattete, neben ihm zu schlafen. Um Mitternacht erwacht er plötzlich durch ein Geräusch, und wird gewahr, wie Stefanos eben ein Beil ergriffen hatte, um ihn zu morden und sich mit seinen besten Habseligkeiten aus dem Staube zu machen. Als Kicherer nach den Leuten rief, entfloh der Bösewicht, fiel aber den Missionaren Scholz und Kramer in die Hände, die ihn nach dem Sackfluß zurückbrachten. Kicherer verzieh ihm großmüthig, vermahnte ihn, gab ihm eine Bibel und etliche Lebensmittel mit auf den Weg und ließ ihn ziehen. Er sollte später noch große Noth an ihm erleben.

Durch alle diese Gefahren hindurch errettete der Herr die Brüder gnädiglich. Sie hielten treu aus, bis im Mai 1801 eine Botschaft vom Oranjefluß herkam von den Koranna, welche sie an ihr früher gegebenes Versprechen, zu ihnen zu kommen, gemahnten.

Die Brüder meinten hier einen Ruf des Herrn zu vernehmen, übergaben die Station der Pflege des oben erwähnten Cornelius und zogen in Gottes Namen an den Oranjefluß, den sie nach vielen Beschwerden und Gefahren — besonders von Löwen — glücklich erreichten. So wurde 1801 die Korannamission an der Rietquelle durch die Brüder Kicherer, Kramer und Anderson eröffnet.

Die günstigen Erfolge, mit denen der Herr die erste Arbeit der Brüder unter den Koranna segnete, drohten bald gefährdet zu werden durch jenen obenerwähnten Stefanos, der, ebenfalls in diese Gegend geflüchtet, sich zum Profeten aufgeworfen hatte und dabei die gräulichsten Dinge trieb. Kicherer machte sich auf, seinem Unwesen ein Ende zu machen. Er nahm, da er wußte, der Gang sei mit Lebensgefahr verbunden, die Bewaffneten seiner Station mit sich. Stefanos, der Kunde von seiner Ankunft erhalten hatte, berief seine Anhänger sofort zu einer Versammlung, verkündigte ihnen viele himmlische Botschaften, namentlich das, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo sich ihre Treue gegen ihn erproben sollte. Verließen sie ihn, so würde Feuer vom Himmel fallen und sie verzehren.

Als Kicherer mit den Seinen dem Haufen sich näherte, ging ihm der falsche Profet entgegen und bot ihm die Hand. Kicherer schlug sie aus und begab sich mit ihm unter einen Baum. Eine vierstündige Disputation endete damit, daß in dem Maße

als Kicherer den Bösewicht überwand, in demselben Maße dieser in Zorn und Wuth gerieth. Sein Aussehen wurde teuflisch, seine Augen rollten und funkelten vor Wuth, seine Zunge bewegte sich mit ungeheurer Schnelligkeit. Da der Mensch sich völlig gegen die Wahrheit verstockte, machte Kicherer von seiner Erlaubniß, ihn als einen aus dem Gefängniß entsprungenen Sträfling, zu verhaften, Gebrauch. Er wurde in seinem eigenen Tempel gepackt und gebunden und zur Auslieferung nach der Capstadt verurtheilt. Das brach seinen Stolz, und er bat in französischer Sprache um Verzeihung; dann wolle er das Land verlassen. „Ja," sprach Kicherer, „wenn ich sehe, daß Du aufrichtig Buße thust und Deine Schuld öffentlich bekennst, dann mag es sein." Da redete er in kreischendem Tone zum Volk, er habe sie betrogen, wenn sie auf dem Wege fortgingen, den er ihnen gezeigt, dann würden sie gewiß in die Hölle kommen, sie sollten Gott danken, daß er ihnen Lehrer der Wahrheit gesandt habe.

Dies Bekenntniß übte eine mächtige Wirkung auf alle Umstehenden. Sie kamen zu Kicherer und dankten ihm. Den Bösewicht wollten sie nackt in die Wüste laufen lassen. Kicherer verwandte sich für ihn, verschaffte ihm Mundvorrath und einen Führer durchs Namaqualand nach der Meeresküste, wo er ein europäisches Schiff zu finden hoffte. Unterwegs erkannte ihn ein Feldkornet Engelbrecht, und wollte ihn verhaften lassen. Er aber schnitt ihm mit einem Rasirmesser den Hals ab, entrann, ging unter Jager Africaner's, des Räubers, Mordbande, und wurde dort später selbst ermordet.

Nun sahen sich die Brüder bald von einer großen Zahl von Namaqua, Koranna, Bastarten und Buschleuten umgeben, die begierig nach dem Worte Gottes verlangten. Sie erbauten aus Holz, Schilf und Lehm einen großen Schuppen, dessen mittlerer Theil als Kirche, die beiden Enden als Missionarswohnungen dienten. Das Wort vom Kreuze machte aber auf diese gefühligen Menschen einen solchen Eindruck, daß sie häufig während der Predigt zu Boden stürzten, laut schrieen und in Ohnmacht fielen, so daß die Brüder während der Predigt immer eine Flasche Weinessig zur Stärkung der also Erschütterten neben sich stehen hatten. „Was ich hier erzähle," schreibt Kicherer, „wird vielleicht vielen meiner Leser lächerlich erscheinen. Wir können zwar nicht behaupten, daß solche Erschütterungen immer mit einer gesunden Bekehrung endeten. Aber oft war es der Fall!"

Besonders in die Tiefe ging es bei einem Hottentotten, Cornelius Koopmann. Er kam als stolzer, hoffärthiger Mensch zur Station. Aber mit ihm machte es der Herr ganz absonderlich kurz und tief. Kaum einen Tag war er bei den Lehrern, als er schon zu beten und zu suchen begann. Nachdem er sich dann dem



Euphorbien-Baum.

Herrn zum völligen Eigenthum ergeben und seinen Frieden geschmeckt hatte, zog er sich viermal täglich in die Einsamkeit zum Gebet zurück. Kicherer beobachtete ihn öfter aus der Ferne, wie er mit Gott rang, und wurde durch seine Inbrunst oft tief beschämt. Des Abends nach Sonnenuntergang nahm er seine beiden Kinder, die er zärtlich liebte, und ließ sie in der Einsamkeit an seiner Andacht theilnehmen. Einen anderen, namens Rudolf, sah Kicherer, wie er bei der Morgenandacht tief ergriffen da saß. Er trat hernach zu ihm heran und fragte ihn, was ihn betrübt mache. „Ach mein Herr," antwortete er, „ich habe nie gedacht, daß ich solch ein großer Sünder sei, solch abscheulicher Mensch, und mein Zustand so gefahrvoll, wie ich jetzt einsehe! Gott ist ein heiliger und gerechter Gott, und ich bin so ein elender Sünder! Ach schon der Gedanke macht mich zittern, daß Gott so! so! (dabei blinkte er mit den Augen) meinem Leben ein Ende machen kann. Ach, wenn Gott mir nicht gnädig ist, dann muß ich in das ewige Feuer sinken! Ich fürchte, Gott wird der Erde Rachen aufthun, daß sie mich verschlinge. Was muß ich thun, daß ich selig werde?"

Kicherer selbst konnte es nicht mehr am Oranjefluß erleben, was aus Rudolf wurde. Die Bewohner von Blyde Verwacht am Sackfluß, die inzwischen öfters in großer Noth und Gefahr gewesen waren, sandten eine Botschaft nach der Rietquelle, mit der dringenden Bitte um die Rückkehr der Lehrer. Scholz blieb bei den Koranna, Kicherer kehrte zurück.

Sein lieber Cornelius kam ihm freudestrahlend entgegen: „Ach, was haben wir hier für selige Zeiten genossen!" sprach er. „Könnte dies kleine Haus sprechen, was würde es uns von den süßen Gnadenworten erzählen, die darin geredet sind, und wie freundlich sich der Herr hier den armen Hottentotten bewiesen hat!" In der That war das Gemeindlein innerlich gewachsen, und nachdem Kicherer sie mit der Drohung, er würde, wenn sie nicht arbeiteten, sie binnen acht Tagen verlassen, erschreckt hatte, überwanden sich diese von Natur so faulen Leute auch in dem Stück und bauten eine Kirche für 800 Zuhörer. Der Platz wurde erweitert, Gärten angelegt, feste und größere Häuser gebaut. Und als Kicherer am 4. October 1802 vier Hottentotten und zwei Frauen getauft hatte, sah er sich für alle bisher bestandene Mühe, Angst und Gefahr reichlich belohnt. „Mein Gott!" so betete er an dem Tage, „der Du zu mir sagtest: Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will — ewiger Dank sei Dir dafür von Grund meines Herzens! Du hast große Treue Deinem Knecht bewiesen, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen. Du hast die Wüste umgeschaffen, daß sie blühet, wie die Lilien. Du großer Durch-

brecher, segne unsern armen Dienst immer mehr, und offenbare Deine Macht noch ferner, denn wir harren noch auf Größeres, als was wir gesehen haben!" Etliche christliche Bauern aber, die zugegen gewesen waren, riefen aus: „Gott thut Wunder in unsern Tagen in der Wüste! Was ist das für eine Zeit, in der wir leben!"

Schon Weihnachten darauf wurden wieder 16 Erwachsene und 27 Kinder getauft, und als Kicherer 1803 seiner geschwächten Gesundheit willen eine Reise nach Hause machen mußte, da hinterließ er unter der Pflege eines treuen Hottentotten Botma auf Blydeverwacht eine Gemeinde von 83 Getauften und eine Einwohnerschaft von 600 Seelen.

Gerade zwei Jahre dauerte Kicherers Abwesenheit. Im Januar 1805 stieg er, und mit ihm vier deutsche Brüder, die beiden Albrecht, Ulbricht und Seidenfaden — die ersten Zöglinge des vom Vater Jänecke gestifteten Berliner Missionsseminars — bei der Capstadt ans Land. Am Sackfluß standen die Sachen nicht günstig. Die Colonisten hatten sich über die früheren Grenzen der Colonie ausgedehnt und die Wohnsitze der Buschmänner eingeengt, und dadurch sie selbst zu neuem Räuberleben genöthigt. „Wie steht's jetzt auf dem Platz?" fragte Kicherer den treuen Botma. „Traurig!" lautete die Antwort. „Die anhaltende Dürre und viele Bedrängniß von den Menschen haben bewirkt, daß die meisten von unsern Leuten diesen Platz verlassen mußten, so daß die 84 Getauften allein zurückgeblieben sind. Doch diese bleiben treu, und haben gelobt, unter den schwersten Prüfungen an dem Herrn festzuhalten, und bezeugt, daß sie lieber sterben wollten, als wieder zurückkehren, obwohl einige hier und da durch Muthlosigkeit und große Armuth in Trägheit versanken, was mir vielen Kummer gemacht hat; doch erwarte ich in Zukunft Besseres von ihnen."

Von jetzt ab ging Kicherers Mission dunkle, traurige Wege. Je länger je mehr wurde die Ansiedlung durch Dürre und die Plünderungen der Buschleute geplagt. Kicherer hielt sie noch immer zusammen; selbst als schon zwei Getaufte von den Buschleuten ermordet waren. Als aber einmal wieder Hunger und Theurung in gleicher Gestalt über das Land hereinbrach, da entschloß er sich, die Stätte seiner ersten Liebe, seiner Jugendarbeit, seiner Gebete und seiner Thränen aufzugeben. Er nahm eine reformirte Predigerstelle in Graaf Reinet an. Seine ganze Gemeinde von 80 Seelen folgte ihm dorthin, und er hat unter ihnen und den anderen dort wohnenden Schwarzen noch manches liebe Jahr in reichem Segen gearbeitet, bis der Herr ihn heimrief.

---

15. Drei Berliner und ein 'Africaner.

Unter den Begleitern des Missionar Kicherer, welche im Januar 1805 am Cap landeten, haben wir bereits die Namen der beiden Brüder Albrecht kennen gelernt, welche, in dem Berliner Missionsseminar des Pastor Jänecke für den Dienst unter den Heiden ausgebildet, einen Ruf der Londoner Missionsgesellschaft nach Süd-Africa annahmen. Bei ihrer Landung wurde bestimmt, daß, während die älteren Missionare Anderson und Kramer in Klaarwater die Griquamission (s. u. § 36) aufnehmen sollten, die beiden Brüder Christian und Abraham Albrecht nebst einem Bruder S., dessen Name späterhin in der Mission einen üblen Geruch erlangt hat, ihre Richtung nach dem unteren Theil des Oranjeflusses zu nehmen hätten, um unter den Namaqua und Orlam (mit Civilisation bereits in Berührung getretenen und zum Theil mit weißem Geblüt gemischten) Hottentotten die Arbeit zu beginnen.

Am Oranjefluß angekommen konnten sie sich nach langer Entbehrung einmal wieder in frischem Wasser nach Herzenslust satt trinken. Aber in allem Uebrigen waren sie in nicht geringer Noth. Drüben, hatte man ihnen gesagt, seien zwei Quellen, bei denen sich wohl eine Station anlegen ließe. Aber sie hatten keine Schlachtochsen mehr, es waren auch keine zu beschaffen, böse Gerüchte kamen hinzu, daß die Leute nichts von einem Missionar wissen wollten, und das Schlimmste von allem war, daß in jener Gegend der berüchtigte Hottentottenräuber Jager Africaner hauste, der Schrecken von ganz Süd-Africa, der Mörder von weißen und schwarzen Leuten. Als nun von der andern Seite her Adam Kok, der Griquacapitän, auf das Dringendste bat, die Missionare möchten doch zu ihm und seinen Griqua kommen, die sie mit offenen Armen aufnehmen wollten, da hieß es: Führe uns nicht in Versuchung.

Aber ein ehrlicher Deutscher weiß jedesmal, was seine Schuldigkeit ist, wenn er von seinen rechtmäßigen Vorgesetzten einen Auftrag erhält. Christian Albrecht also, anstatt gleich auf die lockende Einladung einzugehen, machte sich lieber auf, um zunächst die Gegend kennen zu lernen, in welche zu gehen die Brüder Auftrag hatten, und selbst zu prüfen, ob es denn durchaus nicht möglich sei, dort anzufangen. Fünf Tage lang war er geritten, da kam er an die eine der genannten Quellen, welche zum Anbau gut sich anließ. Er nannte dieselbe also „stille hoop“, und in Gottes Namen wurde die Niederlassung beschlossen. Nach einem Vierteljahr vertauschten die Brüder die „stille Hoffnung“ mit einem nahegelegenen Ort, den sie „Warmbad“ nannten. S. schied bald von seinen Gefährten und die beiden Berliner saßen allein im Warmbade.

Wie sie ihr Werk dort begannen, das soll uns Christian Albrecht selbst in seiner schlichten einfältigen Weise erzählen:

„Als wir unsre Ochsen absattelten, sahen wir 10 Buschmänner auf uns zulaufen mit ihren Bogen und Pfeilen in den Händen. Sie begrüßten mich auf ihre gewöhnliche Weise durch das Geschrei: Twie! Twie! Ich sagte ihnen, ich sei ein Lehrer, und wünsche ihnen von dem Gott Himmels und der Erde zu erzählen, der seinen eingeborenen Sohn für uns sündige Menschen gegeben habe, daß wir durch ihn das ewige Leben erlangen möchten, und der jetzt seine Knechte zu den Heiden sende, um ihnen anzukündigen, daß er sie aus ihrem Elend erlösen und zu seinen Kindern machen wolle. Darauf fragte ich sie, ob sie sich wollten unterrichten lassen? Sie antworteten: „Wir wollen hören. Man hat uns erzählt, daß ihr zu uns kommen würdet, aber wir glaubten es nicht; jetzt sehen wir es und glauben es." Dies Gespräch wurde vermittelst eines Dolmetschers geführt; denn hier zu Lande spricht niemand Holländisch. Sie erwiesen mir viel Freundlichkeit, zeigten uns Wasser, halfen unsere Pferde und Ochsen dorthin führen und nahmen sich ihrer an. Ich gab jedem einiges Essen, was wir mitgenommen hatten, denn sie waren sehr hungrig. Nachmittags, da wir weiter reisten, begleiteten uns die Buschmänner, und führten uns den nächsten Weg zu ihrem Kraal. Der Weg war wegen der Felsen sehr schlecht, doch erquickte ich mich an dem Anblick so schöner Grasfelder, wie ich in Africa noch nicht gesehen hatte; es war als ob wir in einem andern Welttheil wären; die Luft war frisch und kühl nach häufigen Gewitterregen. Abends kam ich in dem Kraal der Buschmänner an, und fragte sie, ob sie das Wort Gottes hören wollten. „Ja," sagten sie, „Alt und Jung wird kommen und hören!" Ungefähr 40 Erwachsene und viele Kinder setzten sich um ein Feuer; zuerst sangen wir einige Verse, und dann sprach ich zu ihnen nach Apg. 17, 26. 27. so schlicht als möglich. Ich sagte ihnen, meine Absicht sei, im Namaqualande mich niederzulassen, und sie im Wege zur Seligkeit zu unterweisen. Darauf sangen wir wieder, und nach einem Gebet schlossen wir mit einem Abendliede. Ich fragte, ob sie mich verstünden; sie sagten: „Ja, wir verstehen viel, aber nicht alles." Dann fragte ich sie: „Wie hat euch dies Wort Gottes gefallen?" Sie antworteten: „Wir haben es nie zuvor gehört, aber es gefällt uns gut; doch unter uns denkt man anders über Gott." — Am nächsten Tage, ehe wir abreisten, kamen sie alle mit einander zu mir, und schrieen wieder: Twie! Twie! Einige begleiteten mich, um mir den nächsten Weg nach dem Namaquakraal zu zeigen. Nachmittags, da wir uns dem Kraal näherten, schrieen einige Weiber laut: Hisie! Hisie! (ein Ausdruck des Erstaunens). Ich erkundigte mich gleich nach dem Häuptling des Kraals. Vor

seinem Haus angekommen, stieg ich vom Pferde, und bezeugte ihm meine Hochachtung auf Holländisch; er aber drehte sich um und lachte, wie es diese Leute zu machen pflegen. Darauf redete ihn mein Dolmetscher an und versicherte ihn meiner Ehrerbietung. Ich sagte ihm den Zweck meiner Reise. „Gut," erwiderte er, „wir werden zuhören und gern lernen." Darauf wies er mir einen großen Dornbaum als Wohnung an. Nachmittags brachte er mir und meinen Leuten etwas Milch; zum Abendessen schenkte er uns einen großen Hammel, und weil sie immer für dergleichen ein Gegengeschenk erwarten, so wand ich ein Schnupftuch um seinen Hals, worüber er sehr erfreut war. Darauf rief ich sie zusammen, und ließ sie unter dem Dornbaum in zwei Reihen niedersitzen; den Häuptling, seine Leute und meinen Dolmetscher mir zunächst. Ich war sehr verwundert über das Stillschweigen, das unter ihnen herrschte, eine unter Wilden seltene Sache. Darauf hielt ich eine ganz kurze Anrede an sie, worin ich sie zur Aufmerksamkeit aufforderte; und nach einigen passenden Versen, die sie mitzustammeln versuchten, redete ich zu ihnen über Apg. 17, 30. und fügte zum Schluß hinzu: „Jetzt giebt Gott mir eine Gelegenheit, euch zu ermahnen, daß ihr aus eurer Unwissenheit heraus euch zu der seligmachenden Erkenntniß Gottes hinwendet." Mein Dolmetscher machte diesmal seine Sache sehr gut; er hat selbst ein lebhaftes Verlangen nach der Bekehrung seines Volkes, und hat die Gnade Gottes an seinem Herzen erfahren. Vor dem Gebet sangen wir wieder, und zum Schlusse, stehend, noch einen Vers. Darauf fing der Häuptling vor dem ganzen Volke (es waren etwa 5—600 zugegen) an, in seiner Sprache zu reden, zuerst sehr ruhig, allmählich aber immer lauter; da ich meinen Dolmetscher fragte, worüber er rede, sagte er, vom Worte Gottes. Ich bat ihn, recht aufzumerken, und er erzählte mir hernach Folgendes als den Inhalt der Rede: „Dies Wort Gottes ist zu groß für uns, als daß wir gleichgültig dagegen sein dürften; und es ist sehr wahr, was dieser Lehrer sagt, daß Menschen, die Gott nicht kennen, in Sünden leben; so geht es unter uns zu, jeden Tag giebt es Zank, Krieg und Todtschlag, und kein Mensch ist seines Lebens sicher. Einer stiehlt des andern Vieh; das ist kein Leben, wie es sich für Menschen ziemt; es ist schlimmer, als die Thiere leben. Ich wünschte, alle Häuptlinge des ganzen Namaqualandes wären hier, um selbst das Wort Gottes zu hören, damit sie wüßten, wie verderbt wir sind, und welch ein gottloses und elendes Leben wir führen. Ja, hier, an diesem Ort, unter diesem Dornbaum, sollten sie aus dem Munde unsers Lehrers hören, denn uns werden sie es nicht glauben; und sobald er wieder weggegangen ist, werden wir wieder Krieg haben. Sie sollten es mit ihren eigenen Ohren hören, denn es ist ein zu großes Wort, als

daß wir dabei bleiben könnten, wie wir sind; und wenn sie nicht hören wollen, müssen sie uns nicht verfolgen, wenn wir lernen. Wir müssen alle eines Herzens und eines Sinnes sein, das Alte zu hassen und das Neue zu lieben, diesem Worte Gottes gemäß, und in Liebe und Frieden zusammen zu leben als Brüder und Schwestern." — Darauf ließ ich meinen Dolmetscher dem Häuptling sagen: „Ich freue mich sehr zu hören, daß er in dem Wege zum ewigen Leben unterwiesen werden wolle; es sei meines Herzens Wunsch, daß sein Verlangen danach noch immer mehr zunehmen möge;" ich bat ihn, alle Häuptlinge wo möglich zu demselben Sinn zu bringen, ich wolle gern wiederkommen und sie in dem köstlichen Worte Gottes und dem Wege zur Seligkeit unterweisen. Er erwiderte: „Ich will thun, was Ihr wünschet und wonach ich selbst verlange, so daß sie alle sehen und hören mögen, was für ein großes Wort dieses Wort Gottes ist."

Freilich ging es nicht immer so glatt fort. Nicht selten flohen die Leute, wenn die Missionare sich ihnen nahten, oder sie waren harthörig oder lachten.

Auch hier hauste ein falscher Prophet, Absalom, ein Mosambiker, der sich das Ansehen eines Zauberers verschafft hatte, und den Brüdern viel Noth machte. Er fand sich bald bei ihnen ein, um ihnen zu versichern, die Leute wären so entsetzlich schlecht, daß alle Arbeit vergeblich sein würde. Zu den Hottentotten sprach er wiederum: „Diese Leute werden es mit euch so machen, wie ihrs von dem Bauer Viesage erlebt habt, der unser Vieh raubte und nach uns schoß." Als Albrecht mit ihm bei den Hottentotten zusammen kam, schrie er laut: „Wir brauchen das Wort Gottes nicht, wir thun niemand etwas zu Leide, wenn man uns zufrieden läßt. Ich weiß nichts von Gott!" — Christian empfahl seine Seele und seine Sache dem Herrn im stillen Gebet. Aber Absalom fuhr fort und schrie: „Glaubt nur nicht, daß er darum so freundlich mit euch umgeht, weil er ein Christ ist und im Worte Gottes euch unterrichten will; so ist er nur, weil er außerhalb der Colonie ist; er fürchtet sich vor den Heiden, daß sie ihm etwas Uebles thun werden. Dumm seid ihr allzumal. Seht, er erwidert nicht ein Wort auf alles, was ich gesagt habe; ihm ist angst. Seht, da liegt er, und wagt nicht, sich zu rühren!" Albrecht antwortete kein Wort. Aber ein heftiges Gewitter, das plötzlich herauf zog, machte den Reden des Lästerers ein Ende.

Albrecht blieb ruhig eine Zeit bei den Leuten. Dann ließ er sie alle zusammen kommen und einen Kreis bilden. Absalom war diesmal ganz kleinlaut und leugnete alles ab, was er zu Albrecht geredet habe. Dieser aber ließ alles aufschreiben und forderte die Anwesenden zum Zeugniß auf. Da erfaßte Gottes Schrecken den Zauberer; er schrie: „Da kommt es, wie ich dachte,

es wird mir mein Leben kosten.“ Dann widerrief er all seine Lästereden; Albrecht solle ihn nur nicht bei der Obrigkeit der Colonie anzeigen. So hatten die Brüder einstweilen doch vor ihm Ruhe.

Die Hottentotten sammelten sich aber bald in solcher Zahl, daß schon im ersten Jahr ihrer 1200 Namaqua Gelegenheit fanden, das Wort des Lebens zu hören. Unter ihnen fand sich ab und zu auch der gefürchtete Räuber Africaner in Warmbad ein, und der Stachel des Worts erweckte schon damals in ihm den Streit der Gedanken, „die sich untereinander verklagen und entschuldigen.“ Allerlei Fragen entstanden in ihm: „Wenn diese sichtbare Welt das Werk eines großen Wesens ist, wie kommt es, daß die Namaqua's gar nichts, und daß überhaupt nur diese wenigen Weißen etwas von ihm wissen? Sollte diese große Sache erst vor kurzem bekannt geworden sein? Und wenn ein allgegenwärtiger Gott ist, warum spricht er nicht mit mir und allen Menschen, daß ich ihn hören kann? Sollen doch jenes Mal die Engel gesungen haben, „an den Menschen“, an allen Menschen, also auch an den Namaqua's „ein Wohlgefallen!“ Und diese Bauern da haben auch ein Buch. Sollte dieses auch von einem so großen Wesen reden? Wenn dies so ist, dann muß es doch ein anderes sein, als der Gott der Liebe, von dem der Lehrer spricht.“

Also gährte es in der Räuberseele. Zunächst freilich gewann der Geist der Finsterniß in Jager Africaners Herzen über die ersten Glaubensregungen den vollständigsten Sieg.

Am 12. Januar 1810 kam die Kunde nach Warmbad, Jager sei mit seiner Bande im Anzug, er wolle Warmbad zerstören und Albrecht ermorden. Dieser sattelte sofort seinen Reitochsen und ritt hinüber zu dem Wütherich, welcher über diesen Muth des Gottesknechtes erschrocken, alles bekannte.

Das war das erste Mal; aber bald wiederholten sich die Gerüchte von Jager's Anzuge. Die Leute verschanzten sich, sie wollten den geliebten Lehrer mit ihrem Leben beschützen. Ein befreundeter Häuptling erbot sich, den Kampf mit dem Gefürchteten aufzunehmen. Da gesellte sich der Hunger zu der Kriegsgefahr. Einen Monat lang hielt Albrecht, nachdem er das letzte von Lebensmitteln hergegeben hatte, unter schweren Entbehrungen bei ihnen aus, denn alle baten flehentlich, er möchte sie jetzt doch nicht verlassen.

Während er also bei seinen Getreuen blieb, schickte der befreundete Häuptling Botschaft. Jager sei wirklich aufgebrochen; er habe sich ihm entgegengeworfen, habe ihn auch geschlagen, aber so viel Leute verloren, daß er einen zweiten Angriff nicht aufnehmen könne. Er müsse sich zurückziehen, und die Leute müßten nun sich retten aus Warmbad, sobald sie könnten. Da wurde

die werthvollste Habe (auch das Clavier) verscharrt, und dann ging es fort in die Wüste nach Norden.

An 1000 Köpfe stark verschanzte man sich und Albrecht konnte dieser großen Schaar sechs Wochen lang den Namen des Herrn predigen. Aber die Hungersnoth folgte auch hier, die große Zahl mußte sich zerstreuen, und Albrecht sah sich bald nur noch von seinen Gemeindegliedern umgeben. Er mußte sich entschließen, zu versuchen, ob er nicht jenseits des Garib (Oranjeflusses) eine Zufluchtsstätte finden könne. Dorthin zu ziehen, konnten sich aber auch die getauften Hottentotten nicht entschließen, weil dort die gefürchteten Bauern das Regiment hatten. Nur zwei Häuptlinge beschlossen, den geliebten Lehrer, der so lange bei ihnen treulich ausgehalten hatte, das Schutzgeleit zu geben.

Inzwischen hatte der Gefürchtete wirklich Warmbad überfallen, die Wohnhäuser der Missionare und die Kirche ausgeplündert und niedergebrannt, auch die vergrabenen Güter hatte er gefunden und alles, selbst das Clavier unter die Horde vertheilt. Und als nun nach abermals zwanzigtägiger schwerer Reise Albrecht mit den Seinen den Oranjefluß erreicht hatte, da war das erste, was sie erfuhren, Africaner habe von ihrer Flucht Kunde erlangt, und sei ihnen dicht auf den Fersen, um alle zu ermorden. Der Fluß war gerade voll; seine tiefen reißenden Gewässer zu durchfahren, keine Möglichkeit. Aber keine Minute war zu versäumen. So wurden denn schnell Schwimmhölzer bereitet, und die Hottentotten, die sich auf dergleichen trefflich verstehen, brachten alle glücklich hinüber.

Drüben fanden sie einen geeigneten Ort mit sechs Quellen, an dem ließen sie sich nieder, und nannten ihn zum Andenken der Errettung jener ersten Christengemeinde aus Jerusalem, Pella. Albrechts Kraft war unter allen entsetzlichen Strapazen gebrochen. Sein treues Weib, Sophie Burgmann, Tochter des deutschen Predigers an der Savoy-Kapelle in London, war auch schon hinübergegangen. Sein Bruder Abraham ebenfalls (1810). Da lag er mit zusammengesunkenem Leibe, und öfters in der Nacht schien es, als ob er unter dem entsetzlichen Krampfhusten seinen Geist aufgeben sollte.

Albrecht mußte neue Hülfe haben. Und der Herr hatte auch schon dafür gesorgt. Vater Jänecke hatte Nachmänner geschickt; Helm, Saß, Schmelen, Ebner waren alle schon über den Oranjefluß. Ebner wurde in Pella Albrechts Gehülfe. Er ist der dritte von den drei Berlinern, deren wir in der Ueberschrift gedacht haben.

Da aber von jetzt ab die Geschichte der Berliner zugleich auch die Geschichte des Africaners ist, wollen wir hier Halt machen und zunächst uns nach dem

Africaner

umsehen.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand ein Haufe Hottentotten vor dem Hause eines Bauern, namens Pinaar, eines Mannes, der den Christennamen durch seine Unthaten schändete. Er benutzte die Hottentotten selbst, seine Dienstleute, dazu, daß sie Raub- und Mordzüge gegen ihre eigenen wehrlosen Stammesgenossen ausführten, und hielt ihnen, nachdem er die Beute für sich behalten, auch noch den ausbedungenen Lohn vor. Nun standen sie vor der Thür und verlangten, was ihnen zukam, an ihrer Spitze ein verwegener Mann von 30 Jahren, ein Nachkomme der alten Häuptlinge, die diese Gegend als ihr Eigenthum besessen hatten, bevor der weiße Ansiedler sie aus derselben vertrieb, oder innerhalb derselben knechtete. Der junge Mann, Jager Africaner, wagt es, die Treppe hinaufzugehen zu dem baas, um das Begehren der übrigen vorzutragen. Pinaar stürzt wüthend auf ihn zu, packt ihn bei der Kehle und wirft ihn die Treppe hinab, — stürzt aber in demselben Augenblick blutend nach, getroffen von der Kugel des Titus Africaner, eines Bruders von Jager.

Nach diesem Morde war für die Hottentotten nicht Bleibens mehr im Lande. Sie flüchteten aus dem Erbe ihrer Väter über den großen Strom hinein in die heulende Wüste und setzten dort das Räuberleben, zu welchem der Bauer sie angelernt hatte, auf eigne Hand fort. Um Africaner, den Häuptling, sammelten sich Hunderte und Tausende Unzufriedener, und sie zogen sengend und brennend auf den Bauerhöfen umher, und übten an ihren Drängern Gottes Gerichte und blutige Rache. Bald erzählte man von Africaner die grauenerregendsten Greuelthaten, wie er unter seinem eigenen Volke mit teuflischer Lust wüthe, von ihnen Vieh verlangte, und da sie es brachten, sie greifen und tödten oder ihnen die Zunge ausschneiden und andere Glieder verstümmeln ließ, so daß zuletzt aus Furcht alles sein Unterthan wurde; wie er denn mit dem Bauer ebenso verführe, den Gefangenen an Pfähle bände, und seine Kinder mit Pfeilen nach ihnen schießen ließe, wie er den Lebendigen die Haut abziehen und über Trommeln spannen lasse, nach deren Schall seine Krieger tanzen müßten, wie er aus den Schädeln seiner Feinde Geräthe mache zum Branntweinsaufen, und dergleichen mehr. Bald wagte es Niemand mehr, den Preis von Tausend Thalern, den die englische Regierung auf seinen Kopf gesetzt hatte, sich zu verdienen, Niemand stand ihm mehr im Kampfe. Man redete von ihm als dem Napoleon Südafrica's.

Wie er von seinem, nicht allzufern von Warmbad gelegenen Kraal aus die ersten Eindrücke von Gottes Wort erhalten hat,

das haben wir oben gesagt, aber auch, wie er diese Eindrücke überwunden hat, ja wie er mit Mord und Brand die ganze Missionsstation dem Erdboden gleich gemacht hat.

Aber von dieser Zeit ab hatte Africaner keine Ruhe mehr im Herzen. Die Angst verfolgte ihn bis in seine Träume hinein.

Einmal träumte er auch, er stehe am Fuß eines sehr hohen Berges und solle auf ihn hinaufsteigen. Ein einziger schmaler Pfad führt an einer abschüssigen Felswand hinan. Zur Rechten eine steile Wand, zur Linken ein ungeheurer Abgrund, aus welchem Flammen, Blitze und Rauchwolken aufsteigen. Während Jager entsetzt umkehren und fliehen will, hört er eine Donnerstimme, die ruft: „Hier ist kein Fliehen mehr, außer durch den engen Pfad!" Er steigt den Berg weiter hinan. Die Sonnengluth, die von der Felswand abprallt, brennt heißer, als die Lohe aus dem Abgrund. Ihm wollen die Sinne vergehen, da hebt er seine Augen auf und erblickt oben auf der grünen Höhe des Berges einen Mann im Lichtglanze, der winkt ihm freundlich zu, er solle nur weitersteigen. Er schützt sein Gesicht mit der Hand gegen die Gluth, und steigt und steigt. Endlich ist er droben, der freundliche Mann ergreift ihn bei der Hand, und er erwacht!"

Ueber die Bedeutung dieses Traumes hat Africaner viel gesonnen; verstanden hat er ihn erst nach längerer Zeit. Einstweilen blieb er ein Räuber, und fuhr fort, unter der zurückgebliebenen Gemeinde Albrechts zu rauben und zu morden, bis diese alle zu ihrem lieben Lehrer jenseits des Stromes flüchteten, und ihr Pella fanden. Africaner aber nahm Besitz von der „Stillen Hoffnung" und machte sie zu einer Räuberhöhle. An dem Orte haftete manches Gebet. —

In Pella traf im September 1813 der Prediger Campbell ein, von der Londoner Missionsgesellschaft abgesandt, um die Gemeinden und Stationen in Africa zu besuchen. Als dieser Genaueres von dem Räuber hört, giebt's ihm der Herr ins Herz; er faßt sich einen Muth, und schreibt an ihn einen Brief, in welchem er ihm anbietet, einen Missionar zu senden, wenn er ihn gut aufnehmen würde. Die Gemeinde von Pella begleitete den kühnen Boten (Abraham, ein Oorlam aus Griquastadt) welcher die Besorgung des Briefes übernahm, mit ihren heißen Gebeten.

Und der Herr erhörte die Gebete! —

Jager konnte nicht lesen; aber sein Bruder Hendrik verstand es. Und der Herr lenkte das Herz des Wütherichs, daß er sofort zustimmend antwortete. Der Brief, aus schlechtem Holländisch in schlechtes Deutsch übersetzt, war von Hendrik verfaßt und lautete also:

„Ich Jager Africaner, der ich hat ersucht um einen Lehrer, denn ich hat auch eine Seele, vom Gott meinem Herrn einge-

schaffen. Und wenn sein kann, daß der Herr Gott gab, daß ich ein Lehrer mög kriegen. Und braucht ein Lehrer, wenn er zu mir kommt, nicht zu fürchten, denn die Welt spricht zu viel Dinge. Und der Lehrer braucht die Welt nicht zu fürchten, denn Gott der Herr ihn zu andern Dingen ausgesandt hat, und nemlich zum Segen für mein Herz. Und ich werde meine Hand vom Kind Gottes abhalten. Und wenn der Herr Gott kommen wird, ich meine Sünden verantworten. Ja ich denk und sprech viel, weil ich die Kleider von Seitnvaden (einem Missionar) genommen hab." Hendrik fügte von sich aus noch einen Schluß hinzu: „Als ich erfuhr, daß ein Lehrer da ist, mußt es die Schulkinder hören. Und er bring 90 A-B-C-Bücher, 66 Fragbücher und 96 rothgefärbte Gesangbücher. Ich schreibe weiter um 42 Bibelbücher. Ich schreib weiter, fürcht kein Menschen. All die Menschen, die glaub mir nicht, aber Gott, der Herr Jesus Christus ist mein Zeuge. Ich wünsch von Herzen, daß ich kann einen Lehrer kriegen. Aber ich weiß nicht davon. Darum kenn ich den Namen nicht. Aber den ich kriege, schreibe ich. Hendrik Africaner."

Zwei Boten gingen hinüber, von dem Löwen aus der Räuberhöhle gesandt, sie brachten nach Pella die Botschaft, Africaner wolle seinem Räuberleben entsagen und Frieden machen. In Pella waren einige Tage zuvor gerade Briefe eingetroffen vom alten Vater Jänecke, und da Weihnachten vor der Thür war, nahm man gleich frisch weg diesen „Starken" als Weihnachtsgeschenk aus der Hand des Herrn in Empfang. Albrechts warmem Herzen wurde es in seinem siechen Leibe zu eng; am liebsten wäre er gleich hinübergegangen — zurück an den Ort seiner ersten Liebe, in die „Stille Hoffnung." — Aber er konnte nicht — sein müder Leib gab es damals nicht her.

Fünfviertel Jahr vergingen. Das Jahr 1814 brachte für Pella eine Zeit allgemeiner Erweckung mit sich, so daß 46 Seelen in dem einen Jahr getauft werden konnten. Von Africaner kamen die alten Gerüchte herüber, er setze sein Räuberleben fort wie bisher. Da faßte den alten treuen lieben Gottesknecht Albrecht die Liebe seines Herrn mit neuer Gewalt, er konnte dieses verlorenen Schafes nicht los werden aus seinen Gedanken. Er vereinigte sich mit den sieben gefördertsten Männern aus seiner Gemeinde zu einer wöchentlichen Gebetsversammlung, in der ganz besonders auch des wilden Africaner gedacht wurde vor dem Herrn. Dann im Jahre 1815 wurde wieder ein Bote zu ihm gesandt, ob er es gern sähe, wenn Albrecht ihn besuche. Er ließ zurücksagen, er freue sich auf den Besuch, der Lehrer müsse aber auch gleich ein Paar Wochen bei ihm bleiben.

Nun ließ sich Christian Albrecht nicht länger halten. Im April brach er mit etlichen Männern seiner Gemeinde nach dem

Garib auf. Reiten konnte er nicht mehr. Hustend und abgezehrt lag der bleiche Mann auf dem Wagen, von dessen Stoßen und Stampfen er auf den entsetzlichen Wegen die bittersten Schmerzen erduldete. Gleich in der ersten Nacht zog er sich eine heftige Erkältung zu; die warf sich aufs Auge, daß dies sehr schmerzte, sein Kopf war eingenommen; aber sein Herz war fröhlich bei Christo. Er predigte seinen Leuten auf den Außenposten und reichte ihnen das heilige Sacrament.

Bald traf man auf Jagers Boten und entgegengeschickte Ochsen und am Abend hielt Albrecht seinen zweiten Einzug in die „Stille Hoffnung." Aber ein anderes als das erste Mal! Während damals Jedermann Albrecht gewarnt hatte, doch ja nicht „in de mordenaars kraal te gaan," und nun ihn mit den bangsten Befürchtungen begleitete, sah dieser jetzt bei seinem Einzug nichts als freundliche Gesichter, und das ti kutse, ti kutse (mein Herr, mein Herr) wollte kein Ende nehmen. Noch an demselben Abend hörte Jager aus Albrechts Munde das Wort Gottes. Stimmen von Betenden summten um den Wagen, in dem der Missionar schlief.

Am folgenden Tage wurde Rath gehalten. Als ausdrückliche Vorbedingung wurde hingestellt, daß Africaner mit den benachbarten Häuptlingen Bondelzwart, Magermann und Vledermuis Frieden halten müsse, was Africaner bündigst versprach. Dann sollte Br. Ebner als Missionar hinübergesandt werden. Die Verhandlung schloß zu Aller Zufriedenheit.

Albrecht predigte und hielt Schule zehn Tage lang, ehe er sich auf den Rückweg begab. Auf der Brust hatte er unerträgliche Schmerzen, bis ein Geschwür aufbrach und er dadurch etwas Linderung fand. Dagegen hatte er die Freude, bis zum Garib von drei Männern und zwei Frauen geleitet zu werden, von denen er den gewissen Eindruck hatte, sie seien vom Geiste Gottes angefaßt.

Einen Monat später packte man Ebner's Reisewagen, und er zog fröhlich seine Straße von Pella nach der „stillen Hoffnung" hin. Das alte Lied vom Moordenaars Kraal, das er vielfach unterwegs zu hören bekam, kümmerte ihn nicht. Durch das Hochwasser des abermals angeschwollenen Stromes brachten diesmal Africaners eigene Leute, die entgegengekommen waren, den erwünschten Lehrer, dem auf der Station selbst ebenfalls das schon bekannte ti kutse! zum Willkommen gerufen wurde. Der beste Ochs der Heerde wurde vor seiner Thür zum Mahl geschlachtet, und bald erscholl die Verkündigung über das Wort: „Fürchtet euch nicht, siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird!"

Die Flüsse im Namaqualande, wenn gleich sie für gewöhnlich

das nur dürre Bette zeigen, in dem kaum hier und da ein Tümpel stehen gebliebenes Wasser noch zu finden ist, füllen sich nach dem Gewitterregen so, daß sie wie ein Gebirgsbach einherbrausen. Aehnlich geht es nicht selten mit den Bekehrungen unter diesem gefühligen Volk, wenn einmal es dem Geist des Herrn gefällt, in diese Todtengebeine hineinzuwehen. Kein Volk ist auf der Erde, in welchem die Innigkeit und Kraft des Gebetslebens zu solchen Zeiten der Erweckung gefunden wird, wie bei den Hottentotten; obgleich freilich der Geistesstrom später oft auch eben so schnell wieder versiegt. Solche Erweckungszeit brach nun auch unter Africaners Volk jetzt herein, nachdem es lange dem ausgetrockneten Flußbette geglichen hatte.

Den Anfang machte eine angefochtene Frau. Ebner hatte über die Worte gepredigt: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!" Da bemerkte er ein Hottentottenweib, welches tief erschüttert nach der Versammlung hinter einem Dornbusch niederkniete und laut betete. Dieselbe erzählte hernach, es sei ihr gewesen, als ob der Teufel zu ihr träte und immer zu ihr sagte: „Was betest Du zu Jesu? Ich bin ja Dein Jesus, ich bin ja Dein Gott." Dann, als sie weiter gebetet, sei es ihr gewesen, als werfe sich der Teufel auf sie und quäle sie bald am Arm, bald am Genick, daß sie vom Gebet ablasse. Dann sei er ihr in einem schönen weißen Kleide erschienen, und habe freundlich und lieb zu ihr geredet. Sie aber habe nicht abgelassen zu beten. So habe sie Ruhe gefunden. Von diesem Anfange aus verbreitete sich bald die Gebetsliebe durch den ganzen Stamm.

Auch die Häuptlingsfamilie wurde davon ergriffen. Jagers alter Vater war schwach und gebrechlich; er arbeitete nur noch hölzerne Bambus (Näpfe) für Milch und Wasser; aber an ihm arbeitete der Herr. „Unsere Herzen," sprach er, „sind so unbiegsam und schwarz, wie Eisen, und müssen wie das Eisen zerschlagen und gehämmert werden, ehe sie weich, hell und biegsam sind. Der Herr Jesus ist der Schmidt, seine Liebe das Feuer, und Du bist der Blasebalg!" Africaners Sohn Jonker sprach: „Mein Herz ist wie eine Zunderdose; wenn man den Deckel abnimmt, und schlägt Feuer darüber, so fängt es an zu brennen; wenn man aber den Deckel wieder darüber thut, so gehen die Funken wieder aus, und wenn ich mein Herz mit Sünden bedecke, so erlischt das Gnadenlicht!" Der klarste aber und tiefste war Jager selbst. Er sprach: „Als ich meine Pflicht sah, stellte ich mir vor, sie thun zu können. Ich wußte, daß ich dem Teufel von ganzem Herzen gedient hatte, und ich glaubte, ich dürfte nur den Herrn ändern, und könnte Gott so vollkommen dienen, als ich dem Teufel gedient hatte, aber ich fand mich bald betrogen. Ich ging an's Werk; aber als ich den Versuch machte, entdeckte ich zum ersten-

mal, daß mein Herz voller Feindschaft gegen Gott sei. Ich versuchte, mein Herz zu ändern, aber es wurde immer schlimmer und schlimmer. In meiner Muthlosigkeit kam ich zu Christo und hielt ihm seine Verheißungen vor, und so ward mir geholfen."

Das sind Worte eines, der nicht blos von der Oberfläche geschöpft hat; sie könnten manchen suchenden Christen ein Wegweiser sein. Deshalb urtheilt Ebner, daß, wo also der heilige Geist selbst sein Werk vollbracht hatte, man dem Wasser nicht länger wehren dürfe. Am 23. Juli 1815 predigte er über Apg. 16, 30—34. Nach der Predigt knieten acht Personen nieder, und empfingen das Sacrament der Wiedergeburt. Jager und sein Bruder Hendrik waren mit unter der Zahl. Jager hatte aus Dankbarkeit gegen Christian Albrecht, aus dessen Munde zuerst das Wort des Lebens in sein Herz gedrungen war, sich den Namen Christian erwählt, und Gott der Herr hat aus ihm einen Christianus gemacht, wie wenige seines Gleichen unter Schwarzen und Weißen gefunden werden.

Ein ergreifender Auftritt beschloß die heilige Handlung. Noch ruhte Ebner's Hand auf dem letzten Täufling, als die ganze zahlreiche Zuschauermenge in lautes Schluchzen und Heulen und Händeringen ausbrach. Erst hernach erfuhr der Missionar, was dies bedeute. Sie sprachen zu ihm: „Es war uns zu Muthe, als ob unsre Freunde von uns geschieden würden; sie zum Segen und wir zum Fluch, sie zum Himmel und wir zur Hölle, sie zur Ehre und wir zur Schande." Das Drängen und Ringen nach dem Reiche Gottes, welches von diesem Tage an durch das ganze Volk hin entstand, war ein Zeugniß, wie tief sie die Bedeutung desselben verstanden hatten.

Was Ebner damals empfand, das vermag ihm keine Menschenseele nachzufühlen. Er war kein Dichter, und doch wie ergreifend waren die schlichten einfältigen Verse, die er damals niederschrieb:

Endlich schlug die frohe Stunde, endlich kam das Gnadenjahr,
Da der wilde Africaner, der ein Schreck des Landes war,
Selig aufgenommen worden in der Christenglieder Zahl,
Dank sei Gott viel tausend Mal!

Nun, wohlan, er ist gereinigt durch das theure Jesusblut;
Er ist nun mit Gott vereinigt, seinem allerhöchsten Gut;
Tausend, tausend Mal sei Dir
Liebster Jesu, Dank dafür!" —

Zwei Tage nach Africaners Taufe, so schreibt unser Wallmann, am 25. Juli kam in der Capstadt ein bleicher abgezehrter Mann bei Meister Hammer in die Schmiede und bestellte etwas für seinen Reisewagen. Es war Christian Albrecht, der bald nach Ebner's Abreise von Pella den Platz gleichfalls verlassen hatte, um in der Capstadt ärztliche Hülfe zu suchen; es hatte ihn doch der Besuch

in „der stillen Hoffnung" sehr mitgenommen. Jetzt dachte er, in sein liebes Namaqualand zurückzukehren. Als er mit dem Meister das Nöthige wegen des Wagens verabredet hatte, ging er wieder in seine Stube hinauf, denn er logirte in dem Hause, und setzte sich zum Schreiben nieder. Nach einer halben Stunde wollte ihn wer sprechen und fand ihn eingeschlafen — „kein Mensch kount' ihn aufwecken, denn Jesus Christus, Gottes Sohn, der wird die Himmelsthür aufthun, ihn führen zum ewigen Leben." — Amen! —

Christian Africaner ließ es an seinem Theil nicht fehlen, also mit ganzer Seele dem Herrn zu dienen, wie er früher dem Teufel gedient hatte. Seinen Kraal, „die stille Hoffnung," nannte er Friedensberg, späterhin Jerusalem. An alle Häuptlinge der Stämme, mit denen er jemals Krieg geführt hatte, sandte er Boten, zeigte ihnen seine Sinnesänderung an, bekannte ihnen seinen Schmerz über das Blutvergießen, was er veranlaßt hatte, empfahl ihnen die Missionare und ihre Lehre, und forderte sie auf, mit ihm sich zur Herstellung eines allgemeinen Friedens zu verbinden.

Aber so leicht gab Satan seine Festung nicht auf. Noch einmal schien es, als ob ein Nachtfrost die junge Saat ertödten wolle. Im Jahr 1817 erhob sich aus der Mitte des Heidenthums heraus eine bittere Feindschaft gegen den Herrn Jesum. Titus, Afrikaner's Bruder, der Mörder von Pinaar, stand an der Spitze. Christian zeigte sich noch nicht fest genug gegründet, um mit Ernst seinem trotzigen Bruder entgegenzutreten, und erkaltete selbst je mehr und mehr, weil ihm die Entschiedenheit mangelte. Die schöne Frühlingssaat schien verloren. Aber während der Teufel schon wieder meinte, er habe gewonnen Spiel, war der Herr Jesus sofort auf dem Plan, und sandte einen jungen Engländer Namens Moffat, der vor kurzem aus Europa gekommen war, zu dem schwer angefochtenen Mann.

Moffat faßte Africaner mit aller Begeisterung der ersten Jugendliebe, und stellte sich den Hottentotten in allen Stücken gleich. Er jagte mit ihnen, aus einem Ziegenfell machte er einen Blasebalg, ein Granitblock wurde Ambos, und so gings an das Schmieden; dann wurden die Gewehre ausgebessert. Daneben aber alle Morgen und alle Abend Gottesdienst und drei Stunden täglich Schule. So gings eine Woche nach der andern.

Da war es, als ob Christian Africaner von neuem auflebte. Wie ein wißbegieriger Schüler fragte er nach allem, nach weltlichen und geistlichen Dingen, nach dem Lauf der Sterne und nach dem Wesen des heiligen Geistes. Auf Alles ging Moffat liebend ein. Dafür kam der stolze Häuptling denn auch mit ihm in die Schule und half wie eine gemeine Kindermagd die kleinen schmutzigen Hottentottenkinder waschen und vom Ungeziefer reinigen.

Der gierige Wolf wurde zum mittheilenden Wohlthäter, der früher so jähzornige und rachsüchtige Feind fand seine liebste Beschäftigung im Friedestiften unter den Häuptlingen. Vor solcher Gewalt des Worts Gottes beugten sich auch die Stolzen im Volk; nicht nur Africaner's vier Söhne, sondern auch der wilde Titus wurde getauft, so daß an Christian Africaner das Wort sich erfüllte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!"

Nachdem Moffat wohl zwei Jahre bei Africaner gewesen war, machte er ihm eines Tages den Vorschlag, er möchte ihn doch auf einer Reise nach der Capstadt begleiten. Christian stutzte, sah seinen Freund mit großen Augen an, und rief dann aus: „Wie, weißt Du denn nicht, daß 1000 Thaler Preis auf meinen Kopf gesetzt sind?" doch bald lächelte er und sprach: „Ich ziehe mit Dir!" Alle dringenden Warnungen seiner Familie brachten ihn von seinem Vorsatz nicht ab.

Ein alter weißer Filzhut, tief in's Gesicht gedrückt, und europäische Kleider mußten ihn für den ersten Blick unkenntlich machen. Nachdem sie die Grenze der Colonie überschritten hatten, kehrten sie bei einem Bauern ein, der Moffat bei der Hinreise freundlich aufgenommen hatte. Diesmal that er ganz fremd. „Wie? kennst Du denn Moffat nicht mehr?" — „Moffat!" stotterte der Bauer, und wurde erschreckt und ängstlich. „Bist Du Moffat's Geist? Einer, der Deine Gebeine gesehen hat, hats mir gesagt, Africaner hat Dich erwürgt!" Mit großer Mühe überzeugte Moffat seinen Wirth, daß er wirklich noch lebe; daß aber Africaner bekehrt sei, das wollte er durchaus nicht glauben. „Sieben Wunderwerke sind in der Welt," sagte er, „Africaners Bekehrung wäre das achte!" Moffat verwies auf Paulus, auf Manasse. Alles umsonst; „diese gehörten zu einem andern Menschenstamm, und nicht zu dem verfluchten Geschlecht Ham's," und damit fing er an, alle alten Greuelthaten Africaner's zu erzählen, während dieser dabeistand und es hörte. Endlich rief der Bauer: „Nun wohl, wenn das, was Du mir erzählst, Wahrheit ist, dann habe ich nur den einzigen Wunsch, ihn zu sehen, ehe ich sterbe. Und wenn Du wieder über hier zurückkehrst, so will ich, so wahr die Sonne über unsern Häuptern steht, Dich begleiten, und den Mann besuchen, obgleich er meinen eigenen Onkel getödtet hat." „Seht da," antwortete Moffat, „da steht er; dieser hier ist der Africaner!" Der Bauer trat einen Schritt zurück: „Du bist wirklich der Africaner?" — „Ich bin es," antwortete dieser, zog seinen alten Hut ab und verbeugte sich höflich. Und da stand der Mann, vor dem vor zehn Jahren das ganze Land gezittert hatte. Seine Tigeraugen waren zu Lammesaugen geworden! Der Bauer aber hob seine Augen auf gen Himmel, und rief aus: „O Gott, welches Wunder Deiner Macht, Deiner Gnade lässest Du mich sehen!"

Der Statthalter in der Capstadt wollte die Nachricht, Moffat habe Africaner mitgebracht, zuerst durchaus nicht glauben. Er ließ ihn dann vor sich kommen, und unterhielt sich auf das Freundschaftlichste mit ihm. Von dem Preis der 1000 Thaler auf seinen Kopf war natürlich nicht die Rede. Den Preis hatte Africaner sich selbst erworben, und erhielt ihn in Gestalt eines stattlichen Reisewagens als Geschenk aus der Hand des Statthalters.

In der Capstadt traf auch der Superintendent der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. Philipp mit Africaner zusammen. Er erzählte ihm die Geschichte seiner Bekehrung. Philipp, um sich zu überführen, wie tief das Wort eingedrungen sei, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, aus welchem zu unserer eigenen Erbauung wir einiges mittheilen: „Worin besteht die Hülfe, die Christus giebt?" fragte Philipp. — „Wahren Christen sind ihre Sünden alle vergeben, sie sind in die Familie Gottes aufgenommen, sie genießen das Wohlgefallen Gottes, haben Zutritt zu dem Thron der Gnade, das Zeugniß des Geistes und die Hoffnung der ewigen Seligkeit." — „Bist Du immer in einer glücklichen Gemüthsverfassung?" — „Nein, wenn ich Gott vergesse, und den Eindruck göttlicher Dinge verliere, so fühle ich mich unglücklich, und verliere meinen Trost. Vergesse ich meinen Gott nur einen halben Tag, oder empfinde und thue ich etwas, das ihm misfällt, so schäme ich mich, meine Augen vor ihm aufzuheben. Bekenne ich ihm aber meine Sünden, so ist er gnädig und vergiebt mir dieselben und schenkt mir wieder den Genuß seines Heils." — „Glaubst Du nicht, daß irgend eine irdische Absicht Dich verleiten könnte, Christum wieder zu verlassen?" — „Bisweilen kann ich diese Frage beantworten, und sagen: Nein, wenn auch die ganze Welt mir angeboten würde, daß ich Christum dagegen verlassen soll, so würde ich es nicht thun. Aber zu andern Zeiten fühle ich so viel Böses in meinem Herzen, daß ich fürchte, ich möchte noch vom Herrn losgerissen werden." — „Womit tröstest Du Dich bei solchen Besorgnissen?" — „Ich tröste mich mit der Gnade und den Verheißungen Gottes!"

Dr. Philipp schildert den Eindruck, den er von Africaner empfing, mit folgenden Worten:

„Wenn Menschen aus einem wilden Leben zur Gesittung sich erheben, stehen sie mehr unter der Gewalt des Gefühls und der Einbildungskraft, als besonnener Ueberlegung, und ihre religiösen Gefühle sind oft mit ihrem früheren Aberglauben gefärbt. Aber in meinem Umgange mit Africaner konnte ich nichts gewahr werden, woraus ich hätte schließen können, daß er nicht von christlichen Eltern erzogen sei. Seine Erkenntniß der göttlichen Wahrheit war klar, zusammenhängend und erfahrungsmäßig, ohne Bei-

mischung von Aberglauben und Schwärmerei. Er war von mittlerer Größe; sein Ausdruck zeigte Freundlichkeit, Festigkeit und Unerschrockenheit; seine Sitten und seine Unterhaltung hatten etwas Einnehmendes, in seinen Gesprächen herrschte Bescheidenheit und Verständigkeit."

Africaner begleitete die Missionare Campbell und Philipp und Moffat auf der Rückreise noch zwölf Meilen weit. Als sie in Tulbagh angekommen waren, machte sich eine Frau, die früher viel von ihm gehört hatte, an ihn, und schrie ihm nach, wie einst Simei dem David, und überhäufte ihn mit Flüchen und Schimpfreden. Er antwortete ruhig: „Das ist schwer zu ertragen; aber es ist etwas von meinem Kreuz, das ich auf mich nehmen muß."

An demselben Ort, in Tulbagh, gab es einen bewegten Abschied. Auch Jager's Freund Moffat schied von ihm. Die Londoner Gesellschaft hatte ihn zum Missionar der Betschuanen bestimmt, und so mußte er gehen, so unbeschreiblich gern auch Africaner ihn bei sich behalten hätte. Er versprach, ihm seine in Friedensberg zurückgelassenen Sachen nach Lattaku nachzubringen. Dann schieden sich die Wege und Africaner kam wohlbehalten auf seinem Kraal, Moffat in Griquastadt und dann in Lattaku an.

Nunmehr ohne weißen Lehrer gelassen, versah Africaner in Gemeinschaft mit seinen Brüdern David und Jacobus das Seelsorger- und Aeltestenamt unter seinem Volk. Als aber ein Jahr vergangen war, meinte er, nun sei es Zeit, seinem Freunde Moffat seine zurückgelassenen Sachen zu bringen. Die Reise dauerte drei Monate. Aber Africaner dachte nicht daran, Bezahlung zu fordern. Ihm war die Freude, seinen geliebten Lehrer wieder zu sehen, Lohns genug.

Auf seiner Rückreise traf er mit dem Manne zusammen, der früher sein erbittertster Feind gewesen war, dem Griquahäuptling Berend. Das letzte Mal, daß sie sich gesehen hatten, war er 24 Jahre gewesen. Da hatten sie am Ufer des Oranjeflusses fünf Tage lang mit ihren Horden fechtend einander gegenüber gestanden. Späterhin, wenn einer nur den Namen des andern hörte, funkelte sein Auge vor Wuth. Jetzt waren beide unsers Herrn Jesu Eigenthum geworden, und begrüßten sich mit Thränen im Auge als Mitgenossen des Heils! Von ihren Leuten begleitet gingen sie zusammen in ihr Zelt, und stimmten miteinander ein Lied an. Ein Missionar predigte über die Worte: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende!" Dann knieten die beiden Häuptlinge miteinander nieder, und Berend, der ältere, hielt das Gebet. Die Löwen waren Lämmer geworden, und ihr Haß in Liebe gewandelt. Bis zum folgenden Nachmittag waren sie beide

viel zusammen, und nahmen dann zärtlich Abschied von einander. Das ist die Kraft Gottes, die da groß ist! —

Nach seiner Rückkehr nahm Christian die Arbeit unter seinem Volk mit erneuter Frische auf. Noch drei Jahre hat ihm der Herr geschenkt. Noch nicht 60 Jahre alt, fühlte er im März 1823, daß sein Ende herannahe. Da rief er, wie einst Josua, seine Leute allzumal um sein Sterbebette her, pries die Gnade des Herrn und ermahnte sie mit eindringlicher Rede: „Wir sind, sprach er, jetzt nicht mehr Wilde, wie wir früher waren, sondern Leute, die sich zu dem Evangelio bekennen. Lasset uns denn demgemäß leben. Haltet, soviel an euch ist, mit allen Menschen Friede, und ehe ihr etwas unternehmt, zieht immer, wo möglich eure Vorgesetzten zu Rathe. Haltet zusammen, so wie ihr es bisher gethan habt, seit ich euch kennen lernte; damit wenn die Missionsgesellschaft euch einen Missionar schicken will, ihr bereit seid, ihn zu empfangen. Nehmet den Lehrer, der zu euch kommt, auf, als einen, den Gott gesandt hat. Ich hoffe gewiß, wenn ich im Himmel bin, wird Gott euch diesen Segen schenken! Ich fühle, daß ich Gott liebe, und erkenne, daß er viel für mich gethan hat, dessen ich gänzlich unwerth bin. Mein früheres Leben ist mit Blut befleckt, aber Jesus Christus hat mir vergeben, und ich gehe nun in den Himmel. O hütet euch, daß ihr nicht in die Sünden fallet, zu denen ich oft euer Anführer gewesen bin; aber suchet den Herrn, und er wird sich von euch finden lassen, und wird euch leiten!"

Bald nach diesen Worten ging Africaner heim in Frieden.

So lebte, liebte und starb ein hottentottischer Räuberhauptmann! Das ist Gnade. Wer vermag das? Nicht die Civilisation und beleckte Cultur, sondern nur die Liebe, die die Welt Schwärmerei, und das Wort vom Kreuze Christi, das die Welt todte Orthodoxie und Heuchelei nennt. Der Name des Herrn aber sei gelobt in Ewigkeit! Amen.

---

16. Zwei kühne Helden.

Den Bahnbrechern, die in der Capcolonie, unter den Kaffern, unter den Buschmännern, Koranna und Namaqua als die ersten das Licht in die Finsterniß brachten, reihen wir den Namen eines Mannes an, der vor vielen anderen sonderlich von Gott gesegnet ist und zwar unter dem Betschuanenvolk.

Robert Moffat, ein Engländer von Geburt, durch die Londoner Missionsgesellschaft ausgesandt, war nicht der erste, der die Betschuanenmission eröffnete. Vor ihm hatten seit 1813 wackere

Männer gearbeitet; aber ihm war es vorbehalten, die ersten größeren Erfolge seiner Arbeit zu schauen.

Wir haben bereits im vorigen Paragraphen Moffat (der 1817 mit Brownlee zusammen nach Africa ging) kennen gelernt als das Werkzeug, durch welches Christian Africaner aus seinem Rückfall aufgeweckt und für seine übrige Lebenszeit für den Herrn wiedergewonnen wurde. Dann sahen wir ihn, wie er in Begleitung von Philipp und Campbell nach seiner neuen Bestimmung, dem Betschuanenvolk aufbrach (1819). Er blieb zunächst eine Zeit in Griquastadt, und wurde 1821 dem Missionar Hamilton in Neu-Lattaku beigesellt.

Auch Moffat mußte Jahre lang auf Hoffnung arbeiten. Die Betschuanen erwiesen sich als ein hartes, verschlossenes, undankbares Volk. Sie leiteten das Wasser aus den von den Missionaren mühsam gezogenen Schloten in ihre eigenen Gärten, und machten sich nicht selten die Zeit des Gottesdienstes zu Nutze, um während desselben die Häuser der Missionare zu bestehlen. Gegen das Wort Gottes schienen sie völlig stumpf. „Sie sahen die Sonne mit den Augen eines Ochsen an," bemerkt Campbell, und Moffat fügt hinzu: „Was man von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung und Auferstehung zu ihnen sprach, das klang ihnen noch abgeschmackter, als uns ihre Erzählungen von Löwen, Hyänen und Schakalen. Unsere Arbeit war, wie der Versuch eines Kindes, die blanke Fläche eines Spiegels mit der Hand zu fassen, wie wenn ein Ackermann versuchen wollte, den Granitfels zu pflügen." Die, welche zum Schein Theilnahme für die Predigt vorgaben, hatten es nur auf den Tabak abgesehen, die wohlwollendsten brachten es nicht weiter, als daß sie sagten, „vielleicht werden unsere Kinder einmal Eure Sitten annehmen." Während der Predigt lachten, schwatzten, spotteten oder schliefen sie. Von Sünde und Gnade wollten sie nichts wissen, und was ihnen von Gott und göttlichen Dingen erzählt wurde, das verhöhnten sie als eitel Fabeln. „Wo ist euer Christus?" sagten sie den Lehrern ins Angesicht! „Wo ist Jehovah? Was kann Er? Niemals wird ein Betschuane vor ihm die Knie beugen!" Die Zauberer und Regenmacher beschuldigten bei jeder Dürre, jeder Heuschreckenplage die Missionare als die Urheber; und endlich wurde eine Berathung der Häuptlinge abgehalten, die den Brüdern den Beschluß übersandte, sie müßten das Land verlassen, nöthigen Falls würde man Gewalt brauchen.

Da galt es Geduld und Glauben der Heiligen. Die Brüder aber hielten tapfer aus. Sie antworteten: „Wir haben uns immer geweigert, fortzuziehen; jetzt sind wir mehr als je entschlossen, zu bleiben. Ihr mögt uns tödten und verbrennen, aber gehen werden wir nicht!" Der Häuptling, der seine Botschaft

mit drohendem Zücken seines Speeres begleitet hatte, rief erstaunt aus: „Diese Leute müssen zähe Leben haben, daß sie den Tod so wenig fürchten; es muß doch etwas an der Auferstehung sein!" Das pitsebo (die Versammlung der Häuptlinge) ging auseinander, die Missionare blieben.

Ein wenig änderte sich die Stimmung der Heiden, als im Jahr 1823 durch Moffats Hülfe eine schwere Gefahr von dem Volk abgewandt wurde. Die Mantäti's, eine wilde Horde von 40,000 blutdürstigen Kriegern, waren, alles vor sich niederwerfend, bis an die Grenzen des Landes gedrungen. Der König Mothibe bebte sammt seinem Volk vor Todesschrecken. Moffat aber rief Hülfe herbei von den christlichen Griqua, welche dem Feinde eine vollständige Niederlage beibrachten (vergl. unten §. 36).

Die Aufnahme, welche Moffat im folgenden Jahre 1824 bei Makaba, dem Könige der benachbarten Baharutsi, fand, war ein Zeugniß von dem Eindruck jener Griquaschlacht. „Meine Freunde," so redete der Häuptling den Moffat und seine Begleiter auf öffentlichem Markte an, „ich bin vollkommen glücklich, mein Herz ist weißer als Milch, weil ihr mich besucht habt. Heute bin ich ein großer Mann; die Leute werden nun sagen: Makaba steht im Bunde mit den Weißen. Die Batlapi's sagen, ihr seid gekommen, um von meiner Hand zu sterben. Sie sind wie die zänkischen Kinder. Ihr seid weise und kühn, daß ihr kommt und mit euren Augen sehet und über die Rede meiner Feinde lachet!" Von der Griquaschlacht sprach er: „Da liegen die Gebeine des Feindes, der auf die Hügel kam, wie Heuschrecken, aber vor uns dahinschmolz durch das Schütteln des Speeres. Denn wer ist zu vergleichen mit Makaba, dem Sohn Meletas, dem Manne des Sieges?" Als Moffat weiter mit ihm von der Sendung von Missionaren sprach, antwortete der König: „Kein Gras soll mehr wachsen auf dem Wege zwischen Kuruman und Kuakue. Ich weiß, Matibe wird euch Hindernisse in den Weg legen; er fürchtet, euch zu verlieren; er fürchtet, ihr möchtet euer Haus bei mir bauen!" Er gab Moffat drei Leute als eine Art Ehrenwache, und machte sein Volk auf das strengste verantwortlich für jeden an dem Gut der Fremden begangenen Diebstahl. Am folgenden Tage sprach er zu Moffat: „Männer des Friedens sollten in jedem Volke leben, daß ein freundlicher Verkehr unter ihnen stattfinde!"

Moffat konnte am kommenden Sonntag öffentlich den Namen des Herrn verkündigen. Er fragte Makaba, ob er schon irgend etwas von Gott wisse. „Wie kann ich es?" lautete die Antwort des Königs; „es hat mich Niemand jemals unterrichtet!" Ueber Alles erstaunt aber war er über das Wort von der Auferstehung der Todten. „Was? was sind das für Worte über die Todten? Werden die Todten auferstehen?" — Ja, alle Todten werden auf=

erstehen! — „Wird mein Vater auferstehen?“ — Ja, Dein Vater wird auferstehen! — „Werden alle, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind, wieder ins Leben kommen?“ — Ja! — „Und alle, die von Löwen, Tigern, Hyänen und Krokodillen verschlungen worden sind, werden sie wieder lebendig werden?“ — Ja, sie werden erscheinen im Gericht. — „Und diejenigen, deren Leichname auf den Sand der Wüste niedergefallen und verwest sind, und deren Asche in die Winde zerstreut worden ist, werden die auferstehen?“ — fragte er mit gesteigerter Stimme, und mit der Miene, als sei hierauf nichts zu erwiedern. „Gewiß“ antwortete Moffat, „nicht Einer wird vergessen werden.“ —

Da wandte sich der König an seine Leute und rief laut: „Höret, wer unter euch weise ist, haben eure Ohren jemals so seltsame Nachrichten vernommen?“ Einen ganz alten Greis redete er besonders an: „Hast Du jemals so wunderbare Mähr gehört?„ — Nein, antwortete dieser, ich glaubte alles Licht des Landes zu besitzen, denn ich habe die Weisheit mehrerer Geschlechter gehört. Ich sitze auf dem Platze der Aeltest:n, aber die Worte aus diesem Munde bringen alle meine Kenntnisse in Verwirrung. Sicherlich hat der Mann lange vor der Zeit unserer Geburt gelebt!“

Jetzt wandte sich der König wiederum zu Moffat, legte die Hand auf seine Brust, und sprach: „Mein Vater, ich liebe Dich sehr. Dein Besuch hat mein Herz weiß gemacht, wie Milch. Die Worte Deines Mundes sind süß, wie Honig. Aber was Du von der Auferstehung der Todten sagst, das ist zu hart, um verstanden zu werden. Ich will nicht mehr hören, daß die Todten auferstehen. Die Todten können nicht auferstehen! Die Todten werden nicht auferstehen!“ — „Wie,“ antwortete Moffat, „kann ein so aufgeklärter Mann seine Weisheit wegwerfen und sich abwenden vom Verstande? Sage mir, mein Freund, warum soll ich schweigen, und nicht mehr reden von der Auferstehung?“ — Da erhob der König seinen gewaltigen Arm, schwang ihn, als ob er eine Lanze werfen wollte, und rief: „Ich habe meine Tausende erschlagen, sollen die auferstehen?“ — Endlich schloß er: „Was hören meine Ohren heute? Ich bin alt, aber solches habe ich noch nie gedacht!“ Als aber Moffat ihm von den Wunderthaten Jesu erzählte, rief er aus: „Was war das für ein vortrefflicher Arzt, der auch die Todten lebendig machen konnte!“

Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht, die Wanketzen beabsichtigten, alle Reisenden zu ermorden. Die Griqua’s drangen darauf, daß man in der Nacht abreiste. Eine halbe Meile von der Stadt wurden sie von Boten des Königs eingeholt, die sie zurückriefen. Da die Griqua’s durchaus nicht wollten, kehrte Moffat allein zurück. Drei seiner Begleiter folgten ihm.

Als sie vor den König kamen, redete derselbe jeden Einzelnen an mit den Worten: „Guten Morgen, Schurke!“ Dann beklagte er sich über die plötzliche Abreise der Gäste, und daß sie jenen Gerüchten sofort geglaubt hätten. Moffat antwortete; „Ich habe das Gerücht nicht geglaubt, und komme deshalb jetzt ohne Waffen zu Dir. Der König seinerseits sprach: „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, aber daß ihr jetzt wieder umgekehrt seid, macht mein Herz vor Freuden springen!“ Dann ließ er Erfrischungen reichen und einen Ochsen schlachten und begleitete Moffat auf dessen Wunsch bis zum Wagen.

Hier bat er Moffat und etliche aus der Gesellschaft, ihre Pferde zu besteigen und die Gewehre reitend abzufeuern. Moffat lud zwei Pistolen und schoß, im Galopp vorüber reitend, beide fast zu gleicher Zeit ab. Als er dann vom Pferde stieg, verlangte Makaba „die kleinen Spitzbuben“, wie er die Pistolen nannte, zu sehen, und rief dann aus: „Was für ein Segen ist es, daß ihr weißen Leute Freundschaft mit allen Völkern sucht. Denn wen gäbe es wohl, der euch Widerstand zu leisten vermöchte?“ Dann legte er seine Hand auf Moffats Schulter und sprach: „Ich sehe wirklich, daß Du keine Furcht hattest; denn sonst würdest Du diesen Morgen Deine Pistolen mitgenommen haben!“ Dann nahm er freundlichen Abschied.

Nach etlichen Tagen kehrte Moffat heim zu seinem Weibe, die inzwischen Todesangst um ihn ausgestanden hatte.

Wirklichen Eingang in das Herz des Volks aber fand das Wort vom Kreuz auch jetzt noch nicht. Es folgten abermals Jahre des Harrens und der Noth, denn Räuber zogen plündernd, sengend, mordend durch das Land. Die Betschuanen mußten die Ueberlegenheit der Feuerwaffe in den Händen der Griqua fühlen. Auch König Mothibe mußte fliehen (1827) und irrte mit seinen Kriegern in fremdem Lande umher.

Eines Tages rückte wieder ein solcher Räuberhaufe heran. Man rüstete sich zur Vertheidigung. Da nahete sich ein Unterhändler mit weißer Fahne. Es war ein Griqua, der getauft, aber dann von der Gemeinde wieder abgefallen und ausgeschlossen war. Das Gewissen aber packte ihn, als er den Missionsplatz berauben sollte. Er sprach mit Moffat, welcher verlangte, den Anführer Paul zu sprechen. Dieser Paul war ein Hottentott, den Moffat früher in Begleitung Africaner's besucht hatte. Derselbe lehnte es entschieden ab, Moffat zu sehen. Endlich ließ er sich dennoch herbei. Zögernd schwankte er daher, als ginge er zum Richtplatz. Moffat faßte seine Hand.

„Du kennst mich, Paul. Es war eine Zeit, da saßest Du neben mir und hörtest zu, als ich Dir von der Liebe Gottes in Christo redete. Und heute nun gekommen bist Du unsern Mis-

sionsplatz niederzubrennen?" — „Ja, das will ich," antwortete Paul. „Mothibe's Leute haben die meinigen vor einem Jahre angegriffen, und ich will Rache sehen." Mit wuthfunkelnden Augen fuhr er fort: „Ihr Blut will ich haben, und ihr Vieh dazu!" Moffat redete nun sehr ernst, rief dem Räuber die Schrecken der Ewigkeit ins Gedächtniß, vor denen er früher einmal gezittert hatte, aber auch die Seligkeit der Liebe Jesu, die auch er einst, wenigstens doch ein wenig, gekostet hatte. „Paul, wie war doch Dein Herz damals, als Du mit Africaner aus Deinem Vaterlande wegziehen wolltest, so lieb hattest Du ihn — wie, ist Dein Herz heute glücklicher, als damals?" Da wandte sich Paul plötzlich um und rief seinen Leuten zu: „Holt das genommene Vieh und bringt es wieder in die Hürden! Wir ziehen noch heute Abend heim!" Zu Moffat aber sprach er: „Ich wußte, daß ich es nicht ertragen könnte, Dich zu sehen. Deine Liebe zu mir dort im Namaqualande habe ich nicht vergessen. Gehab Dich wohl!"

Zum zweiten Male hatte Moffat dem Volke des Mothibe Habe und Leben gerettet — aber ihre Herzen blieben gegen das Wort Gottes hart, wie zuvor! —

Endlich aber brach auch dieses Eis. Im Jahr 1828 kamen die ersten vier Betschuanen, die lesen zu lernen begehrten. Moffat sehnte sich nach Gehülfen: „Freilich," schreibt er, „dürfen es keine junge Leute sein; auch gehört eine gute Constitution dazu, die schwere körperliche Arbeit in einem warmen Klima ertragen kann. Auch die Gabe, Sprachen zu erlernen, muß der Missionar haben, denn die Dolmetscher gießen gewöhnlich alles in ihre Denkform um. Von anhaltendem Studiren und eigentlicher Missionsthätigkeit muß er auch weggehen können, um Lehm zu treten, Ziegel zu machen, Steine zu behauen, Holz zu fällen, Ochsen zu treiben und Leuten Dienste zu thun, die zum Dank dafür ihn mißhandeln!"

Die Gottesdienste begannen 1828 sich zu füllen, und gegen Neujahr 1829 zeigten sich bei etlichen Eingeborenen die ersten Spuren eines aufgeweckten Gewissens. Man sah oft die lasterhaftesten Leute in Thränen zerschmelzen. Zwei Häuptlinge, unter ihnen ein vertriebener Bassuto, erklärten laut, daß sie sich als verlorene Sünder erkenneten und an Jesum glaubten. Ein Hottentott, Aaron Joseph und seine drei Kinder wurden die Erstlinge unter den Getauften. Aber nun begann es auch mit Macht, sich zu zeigen, in den Häusern hörte man statt des Lärmens Gesang und Gebet. Im Frühjahr 1829 konnten die ersten sechs Betschuanen getauft werden. Viele riefen aus: „Wir waren wie die Thiere vor Gott! Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Die heidnische Kleidung wurde gegen europäische vertauscht,



Agave und Lemonen-Bäume
35' hoch.

zu einer neuen Kirche wurden bereitwilligst Dienste geleistet. Auch die eigenen Häuser füllten sich mit selbstgemachten Geräthen. Die Schule wurde von 70—80 Kindern, die Kirche von 2—300 Hörern besucht. Moffat übersetzte das Evangelium Lucä in die Betschuanensprache und ließ es nebst auserlesenen Bibelstellen und Liederversen in der Capstadt drucken.

Moffat erzählte auch 1830 in der Capstadt auf einem Missionsfest von seiner betrübten Wartezeit und von seinen jetzigen köstlichen Erfahrungen. „Nie werde ich diese selige, köstliche Zeit vergessen. Wie hat sich jetzt alles verändert! Jene zügellosen Wilden, die noch vor Kurzem mit stumpfer Roheit die Kirche betraten, erscheinen jetzt mit Stille und Andacht in dem Hause Gottes und hören das Evangelium des Friedens! — Jetzt betrachten uns die Eingebornen als ihre besten Freunde; wohin wir kommen, nimmt man uns gastlich auf; Reisende, die in das Innere ziehen, berufen sich auf uns, wie auf Reisepässe! Einzelne Abtheilungen von Eingeborenen kommen aus dem Innern zu uns auf Besuch, und man kann sehen, wie man unter den entferntesten Stämmen des Innern ruft: „Komm herüber und hilf uns!"

Mit einem neuen Gehülfen, Edwards, dem gedruckten Evangelium Lucä, einer Druckerpresse und sämmtlichen Mitteln zum Kirchenbau kehrte Moffat von der Capstadt zurück. Er fand am Kuruman alles in lebhafter Bewegung. Der eine rief: „Ich suche Jesum," der andere: „Ich fühle nach Gott! Ich lief unter den Raubthieren umher, und kannte meine Gefahr nicht. Der Tag grauet und ich sehe meine Gefahr!" Eine Frau fand Moffat in Thränen zerfließend. „Was fehlt Dir? Ist Dein Kind noch krank?" — „Nein, es ist gesund!" — „Oder Deine Schwiegermutter?" — „Nein, nein, es ist meine eigne, theure Mutter. Sie wird dies Wort nicht sehen, sie wird diese gute Nachricht nicht hören!" Dabei schluchzte sie laut. „O, meine Mutter und meine Freunde, sie leben in heidnischer Nacht! Sie werden sterben, ohne das Licht zu sehen, das auf mich scheint, ohne die Liebe zu fühlen, die ich geschmeckt habe!" — Bald darauf erkrankte sie und starb. Ihr neugeborenes Kindlein übergab sie dem Heilande. Ihr letzter Seufzer war: „Meine Mutter!"

Eine alte Frau ermahnte sterbend ihre Kinder und Enkel: „Meine Kinder, haltet euren Glauben an Jesum fest. Trauet ihm, liebt ihn, laßt euch nicht durch die Welt von Jesu reißen. Möget ihr beschimpft werden in der Welt, bleibet am Worte Gottes! Werdet nicht schwach im Gebet! Mein letztes Wort ist: Trachtet im Frieden miteinander zu leben, vermeidet den Streit, jaget dem Frieden nach! Liebet einander, tröstet einander, helfet einander in dem Herrn!"

Eine andere Frau, früher in allen Sünden des Heidenlebens

ergraut, kam einst, ein Kind suchend in die verhaßte Kapelle. Kaum hatte sie einige Sätze gehört, da lief sie davon. Aber nach acht Tagen kam sie wieder. Man erschrak, man meinte, sie käme, um Störung zu machen. Aber nach einigen Tagen kam sie selbst ganz verstört zu Moffat, und klagte: „Ach, meine Sünden! Ach, meine Sünden!“ Und sie wollte sich nicht tröstten lassen. Nachts rief sie den Missionar heraus, um zu hören, was aus ihr werden solle. Tags auf der Straße erfaßte sie seine Hand, und rief aus: „Leben kann ich nicht, sterben kann ich auch nicht!“ Und als er sie zum Lamme Gottes wies, das der Welt Sünde trägt, da unterbrach sie ihn: „Du sagst, das Blut Christi mache rein von allen Sünden. Aber weißt Du die Zahl der meinigen? Siehe jene Grasfläche und zähle die Halme oder die Thautropfen; sie sind nichts gegen die Zahl meiner Missethaten!“ — Der Herr gab Gnade. Schon nach etlichen Wochen saß sie als Katechumenin zu den Füßen des Lehrers und ergriff den Trost Christi mit aller Herzensbegier.

Als im Jahr 1838 die neue Kirche von Kuruman (in Neu-Lattaku) geweiht wurde, bestand die Gemeinde bereits aus 200 Seelen, aber die vierfache Zahl war zugegen. Meilenweit kamen die Leute, um ein Evangelium Lucä zu holen, und wenn sie eins erhielten, drückten sie es mit Freuden an die Brust. Ein junger Betschuane fragte Moffat: „Haben denn die heiligen Männer, die das Wort Gottes aufgeschrieben haben, wohl gewußt, daß es Betschuanen in der Welt gebe?“ — „Gewiß,“ antwortete Moffat, „ist das Wort für alle bestimmt, aber was meinst Du mit Deiner Frage?“ — „Ich denke,“ antwortete der Mann, „sie haben es gewußt, denn das Wort Gottes beschreibt jede Sünde, welche die verderbten Betschuanen in ihrem Herzen haben! Du weißt, daß sie das versunkenste Volk der Welt sind, und das ist alles in jenem Buche beschrieben!“

König Mothibe's Weib Mohuto wurde getauft, seine drei Söhne Jantzo und James und Boyond hatten sich bekehrt, drei seiner Schwiegersöhne waren Lehrer in der Gemeinde geworden. Aber sein eigen Herz blieb kalt in Todesohnmacht. Er war alt geworden; sein Gut hatten seine Söhne, er selbst kam von Macht und Einfluß. Einsam, von seinen Großen verlassen, kümmerte er die letzten Jahre seines Lebens dahin! Die Missionare deckten seine Blöße. Aber zuletzt schlug auch seine Gnadenstunde.

Eines Tages im Frühjahr 1842 wankte ein alter schwacher Mann dem Kuruman zu. Durch einen Vorleser in seinem Dorf war er aufgeweckt worden, und wußte in seiner Angst nicht, woher Trost zu nehmen. „Bringt mich zu meinen Missionaren an den Kuruman,“ rief der alte König seinen Söhnen zu, die zu

ihm gekommen waren. Und nun stand er vor dem Manne, dessen Ermahnungen und Warnungen er nun mehr als zwanzig Jahre lang verachtet hatte: „Ich bin grau vor Alter,“ so rief er aus, „aber ohne Verstand. Mir ist nichts geblieben als mein altes Gebein und diese welke Haut! Von Anfang an habe ich das Wort gehört, aber ich habe es nicht angenommen. Jetzt habe ich keine Ruhe Tag und Nacht. Meine Seele ist in brennender Qual, mein Geist ist krank und unruhig in der Brust! Mein Gemüth ist finster und mein Herz kann das theure Gotteswort nicht behalten. Ich wünsche nun, mich zu den Füßen Jesu, des Sohnes Gottes niederzuwerfen, meine Weisheit soll es sein, bei den Gläubigen zu sitzen, daß ich die Wege des Heils erlerne!“

Sein Begehr kam aus der Tiefe. Es dauerte nicht lange, da saß er mit 30 Betschuanen, die er früher seine „Hunde“ genannt hatte, vor dem Taufstein, und wurde in den Tod Jesu getauft.

Er war zur eilften Stunde angenommen worden. Sein Heimgang war nicht mehr fern. Eines Sonntags ließ er seinen Neffen, der ihn treulich in seiner Krankheit gepflegt hatte, rufen und sprach zu ihm: „Mein Sohn, gedenke an Gott! Er ist allmächtig! Christus ist allmächtig! Er kann die Sünder selig machen! Ich sterbe, aber Gott hat mich in seine rechte Hand genommen!“

Tags darauf versammelte er seine Familie um sich her, und redete sie noch einmal an: „Ich bin in der Hand Gottes. Ich sehe seine Liebe! Er wird mich jetzt von dieser Welt hinwegnehmen! Aber ich freue mich, zu sterben! Lebet wohl! Heute und morgen werdet ihr mich noch sehen! Aber in der folgenden Nacht werde ich sterben. Nicht am Anfang oder in der Mitte, sondern wenn ihr des Morgens aufsteht, werdet ihr mich todt finden! Das Leben ist kurz! Aber Gott hat mich lange erhalten! Heute ist mein Leben im Himmel. Christus kleidet mich in die Kleider der Gerechtigkeit. Betet zu ihm, so lange ihr auf Erden seid! Ich bin nicht betrübt über meinen Tod. Mein Vater lebt im Himmel! Dann bedeckte er sein Angesicht und betete.

Am Dienstag sprach er zu seinem bejahrten Weibe: „Ich werde nun abscheiden! Mein Weg ist gerade. Ich gehe in das Königreich meines Vaters! In der Welt ist kein Königreich, wie dieses! Meinem Nachfolger hinterlasse ich mein Königreich Molesabangue. Es giebt aber ein Erbtheil, das Niemand von mir nehmen kann. Das ist das Königreich des Himmels.“

In der Nacht betete er viel. Sein Neffe hatte ein Licht angezündet und saß an seinem Bette. Die Nacht verging, der Hahn krähte. Da öffnete Mothibe die Augen und sprach:

„Richte mich auf!" Damit lehnte er sein Haupt an die Brust seines Neffen und sprach: „Mein Geist ist im Himmel! Ich bin nicht mehr hier!" Keinen Seufzer ließ er hören. Der Neffe legte seine Hand ihm auf das Herz. Es hatte aufgehört zu schlagen. Mothibe war heimgegangen zu seinem Erbtheil!

Moffats Name wurde bald bekannt und geehrt, so weit die Zunge der Betschuanen erklang, und darüber hinaus. Viele kamen, ihn zu besuchen, und er selbst reiste zu manchem Häuptling, um ihm den ersten Stachel in's Gewissen zu drücken. Unter denen, die er also Bahn brechend besuchte, war ein Fürst, mächtig vor anderen.

Des Zulu-Kafferhäuptlings Matschobane Sohn war noch ein Jüngling, als Tschakka, die Geißel der Kaffernstämme, der König, welcher alle seine Nachbarn niederwarf, um aus den Trümmern ihrer Reiche ein neues zu bauen, auch ihn angriff. Der junge Häuptling Moselekazzi wehrte sich tapfer; aber als er sah, daß er dennoch unterliegen werde, nahm er seine Krieger und zog, der Uebermacht weichend, in das Innere des Landes. Wie ein verheerend Wetter fiel er über die schwächeren Betschuanenstämme, die dem Starken nicht Widerstand zu leisten vermochten. Die rüstigsten Jünglinge aus den Ueberwundenen fügte Moselekazzi zu seiner Armee hinzu, und bildete also aus Kaffern und Betschuanen ein Mischvolk, welches den Namen Ma-Tebele (d. h. Leute, die sich verstecken, nemlich hinter ihren großen Kriegsschildern) erhielt. Er drang mit seinem Heere bis zu den Wohnsitzen des Bassutofürsten Moschech vor, der aber ihn, sammt seiner stürmenden Armee von seinem Nachtberge (Thaba Bosigo) mit blutigen Köpfen heimschickte. Er ließ sich an den Quellen des Limpopo nieder und legte dort den Grund zu seiner künftigen Größe, indem er mit tyrannischer Strenge seinen Kriegern Todesverachtung und Manneszucht beibrachte. Den leisesten Widerspruch gegen seinen Willen bestrafte er mit dem Tode, und hatte zu dem Ende so viel Spione als Henker. Selbst seine vornehmsten Krieger durften nur so zu ihm nahen, daß sie beide Hände auf die Kniee gestützt herankamen und einen Schrei des Flehens ausstießen, sobald sie seiner ansichtig wurden. Seine Vorposten hatte er bis zu den Grenzen seines Reiches ausgestellt. Eilboten flogen hin und her, und wo es grausige Blutarbeit gab, da wurde der Feind, meist in nächtlichen Eilmärschen erreicht, überfallen und hingemordet. So ging Todesschrecken vor dem Namen Moselekazzi her; ein Betschuanenstamm nach dem andern wurde seinem Reiche einverleibt.

Im Jahr 1829 erschienen zwei Gesandte dieses Königs mit zahlreichem Gefolge am Kuruman. Moffats Ruf war bis

zu ihm gedrungen, und er wollte wissen, wer dieser weiße Mann wäre. Moffat nahm sie freundlich auf, zeigte ihnen alles, und entließ sie in Frieden. Da aber, als sie ziehen wollten, verbreitete sich das Gerücht, etliche Stämme, die feindlich gegen Moselekazzi gesonnen waren, hätten den Plan gefaßt, die Zurückkehrenden zu überfallen und zu tödten. Sie baten Moffat, er möchte sie begleiten, damit sie unter seinem Schutz sicher nach Hause gelangten.

Moffat entschloß sich zu der Reise und brachte seine Gäste glücklich durch das feindliche Gebiet, denn überall, wohin er kam, wurden die Matebelen als sein Gefolge respektirt. So kamen sie in Moselekazzi's Land. Eilboten flogen vorweg. Der König befahl, daß an jedem Ort, wo der fremde Gast übernachte, ein Ochse für ihn geschlachtet werde.

Zu Pferde, seinem Wagen voraufreitend, zog Moffat in den Königskraal ein, dessen Viehhof groß genug war, um 6000 Ochsen zu fassen. In der Mitte desselben standen 400 Krieger in voller Rüstung; am Eingange lagen 300 wie im Hinterhalt, die bei Moffat's Ankunft mit lautem Schlachtruf hervorstürzten und ihn zum Könige geleiteten, und sich dann wie die Mauern aufstellten.

Nach einigen Minuten tiefen Schweigens trat Moselekazzi auf Moffat zu und reichte ihm auf das Zutraulichste die Hand. Dann bewirthete er ihn königlich, und that ihm alle Liebe. Aber das Wort Gottes zu predigen, gestattete er ihm nicht. „Das Wort des Christengottes," sprach er, „ist gut für die Mächtigen, die Weisen und Weißen, aber nicht für die Matebelen, die nur dumm und schlecht sind!"

Ganz besonders erfreut war der König, daß Moffat ihm seine Krieger beschützt hatte. „Mein Freund," sagte er eines Tages, „mein Herz hat Dich lieb. Du bist zwar ein Fremdling, aber Du hast mich lieb, Du hast mir Speise gegeben, hast mich in Gefahr beschützt, hast mich auf Deinen Armen getragen, Du hast mich gesegnet." — „Womit habe ich Dich gespeiset und geschützt?" — „Die da," antwortete der König, und zeigte auf die beiden Gesandten, „sind die besten unter meinen Leuten, darum sandte ich sie Dir. Sie sind meine Augen, meine Ohren, mein Mund; was Du ihnen gethan hast, das hast Du mir gethan!" (vergl. Matth. 25, 31 ff.) Dann legte er die Hand auf's Herz und sprach: „Mein Herz ist heute weißer als Milch!" — Als Moffat schied, geleitete ihn der König eine Tagereise weit, und sprach zum Abschied: „Besuche mich bald wieder, und bringe Lehrer mit. Ich wünsche aber solche zu haben, wie am Kuruman sind!"

Moselekazzi's Königreich wurde immer mächtiger. Seine Krieger sangen von ihm: „Er hat dreißig Völker gefressen!"

Wer ihn anredete, rief ihn: „König des Himmels!" Großer Löwe! Elefant! Menschenfresser! Großer Berg! König der Könige!" Selbst Dingan, Tschacka's mächtiger Nachfolger sandte Ochsen zum Friedensgeschenk. Aber der Uebermüthige schickte die Boten mit abgeschnittenen Nasen und Ohren zurück, und als Dingan's Heer die Schmach rächen wollte, schlug er es mit großem Verlust in die Flucht.

Dieser Mächtige verlangte immer noch nach Missionaren. Deshalb machte sich Moffat 1835 auf zu seinem zweiten Besuch. Ihm wurde derselbe glänzende Empfang, wie das erste Mal. Aber mit derselben Entschiedenheit wurde ihm die Erlaubniß zu predigen verweigert, und als Moffat am Sonntag dem König Botschaft sandte, er möge sie heute nicht besuchen, denn dies sei der Tag, wo die weißen Leute ihrem Gotte dienten, da ließ der König eine große Menge Krieger in der Nähe des Wagens zum Tanze versammeln, die mit ihrem Geschrei den Gesang der Christen übertönten, und dabei so maßlos ihren König priesen, daß es fast schien, als wollten sie dem Lobe Gottes das Lob ihres Königs entgegensetzen. Trotzdem rief dieser, als ihn Moffat von der nahen Ankunft der amerikanischen Missionare benachrichtigte, erfreut aus: „Nicht drei, sondern zwanzig laß kommen, mein Land ist groß genug!"

Die Americaner kamen und ließen sich in Mosica nieder. Der König ließ ihnen verbindlichst melden, sie möchten sich nur nicht beeilen, ihn zu sehen, er könne warten, bis sie ihr Haus fertig gebaut hätten.

Fast zu gleicher Zeit mit den Amerikanern kamen andere Gäste, die holländischen Bauern, die aus der Capcolonie vor den Engländern sich zurückziehend, eine neue Heimath im Norden suchten. Diese Gäste fanden bei dem Könige einen weniger freundlichen Empfang; er ließ die Arglosen am 1. September 1836 überfallen, 50 ermorden, ihre Wagen ausplündern und raubte einen Theil ihrer Heerden. Als er sechs Wochen später mit großer Heeresmacht wieder gegen die Bauern ausrückte, hatten diese sich vorgesehen und wehrten sich in ihrer Wagenburg so tapfer, daß die Matebelen mit großem Verlust von Kriegern sich zurückziehen mußten, obgleich sie alle Heerden der Bauern als Beute mit sich nahmen. Da sammelten diese alle ihre Macht, verbrannten 14 Matebelendörfer um Mosica her und tödteten dem Moselekazzi so viele seiner besten Krieger, daß dieser dem Feuergewehr des weißen Mannes nachgab, und über den Limpopo sich zurückzog, und nachdem er mit gewohnter Grausamkeit unter den dortigen Stämmen gewüthet hatte, ein neues Reich gründete, das Matebelen-Reich, dessen Grenzen bis an den Zambesi gehen.

Eine lange Reihe von Jahren war vergangen; Niemand

wagte sich leicht so tief in das Innere, in die Nähe des gefürchteten Löwen. Nur ein kühner Held, der zweite der Beiden, die wir bei der Ueberschrift dieses Capitels im Auge hatten, wurde durch einen unwiderstehlichen Entdeckungsgeist getrieben, immer tiefer in die verborgenen Gegenden Südafrica's einzudringen. Das war Livingstone, Moffat's Schwiegersohn, der damals als Missionar unter den Betschuanen arbeitete. Derselbe hatte den Plan gemacht, auf dem großen Zambesistrom aus dem Innern zurückzukehren. Dorthin wollte Moffat ihm Reisemittel entgegenbringen, und bedurfte zur Ausführung seines Vorhabens der Hülfe des mächtigen Matebelenfürsten.

Er brach im Sommer 1854 auf, und erreichte nach mancherlei Beschwerden die Grenzen des Matebelenreichs. Von hier aus ließ er dem Könige sagen, Moschete von Kurumann sei da, um ihn zu besuchen. Eilboten kamen zurück, und sprachen: „Brauche keine Ruhe, bis Du bei Moselekazzi bist."

Der König saß in Makotloko, seiner Residenz, auf einer Palmfrucht; lahm an den Füßen konnte er weder stehen noch gehen. Moffat trat zu ihm heran, und er erfaßte des Freundes Hand, barg sein Angesicht in die Decke und weinte. Dann rief er bewegt Moffat's Namen und fügte hinzu: „Gewiß, ich träume nur!" Moffat antwortete: „Der Gott, dem ich diene, hat uns Beide aufgespart, und ich bin noch einmal gekommen, Dich zu sehen, ehe ich sterbe." Der König zeigte auf seine Füße und sprach: „Die wollen mich umbringen, und Dich hat Dein Gott gesandt, mir zu helfen." Der arme Tyrann wagte nicht, von seinen eigenen Leuten sich Arzenei bereiten zu lassen, aus Furcht vergiftet zu werden. Denn alle, die ihm schmeichelten und ihn fürchteten, haßten ihn und wünschten seinen Tod. Das wußte er recht gut, und deshalb kam ihm Moffat wie ein Engel vom Himmel, und er rühmte vor seinen Leuten die Treue des Freundes, der gekommen sei ihn zu besuchen.

Der Herr segnete die Arzenei des Missionars, so daß der König bald zu Fuße des Freundes Wagen besuchen konnte. Das Volk jauchzte und wünschte Glück. Aber die Erlaubniß dem Volke zu predigen, ertheilte der König nicht. Er hörte es ungern, daß Moffat an den Zambesi wollte, und bot ihm viele Elefantenzähne als Geschenk, wenn er bei ihm bliebe. Als aber Moffat dabei blieb, Livingstone wäre sein Sohn, dem müsse er Hülfe bringen, ließ er es ihm zu, ja er begleitete ihn selbst drittehalb Wochen weit auf dem Ochsenwagen bis an die Grenze der Tsetsefliege, deren Stich jeden Ochsen tödtet. Da blieb nichts übrig, als daß zwanzig Krieger das für Livingstone bestimmte Gepäck auf die Schultern nahmen, und es an den Zambesi trugen, woselbst Livingstone später Alles richtig vorfand.

Auf der Rückreise hielt am nächsten Sonntag Moffat mit seinen Leuten Gottesdienst, und zum ersten Mal seit Erschaffung der Welt wurde in diesen Wüsten der Name des Herrn angerufen. Einer der vornehmen Häuptlinge des Königs hörte zu. Nach dem Gottesdienst trat er zu Moffat und sprach: „Wir alle wissen, Du bist ein Lehrer, der uns weise machen will. Ich möchte gern Dein Wort hören. Aber ich darf das nicht ohne des Königs Befehl." Am Abend brachte er Botschaft vom Könige zurück, Moffat dürfe predigen.

Moffat war im tiefsten Herzen bewegt, daß der Herr ihm diese lang ersehnte Gelegenheit darbot. Es war am 24. Septbr. 1854, als er sich der Schaar der Matebelen gegenüber sah, und sein Zeugniß erhob über den Text: „Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf und fürchte dich nicht, und sage den Städten Juda: Siehe, da ist euer Gott!"

Athemlos lauschte die Menge, und dem Amen des Predigers antwortete wie Windesbrausen ein Gruß aus hundert Kehlen. Der König reichte dem Missionar die Hand und rief: „Das Wort ist gut! sehr gut! Bleib bei uns und lehre mein Volk", und von jetzt ab durfte Moffat alle Tage das Wort öffentlich verkündigen eine ganze Woche lang. Am nächsten Sonntag sangen sie ihr erstes Kirchenlied, das Moffat ihnen erklärte.

Als der Abschiedstag heran kam, sandte Moselekazzi reiche Geschenke für Ma-Mary (Moffats Frau, die Mutter der Marie, Moffats älteste Tochter). „Sag ihr, sie ist meine Mutter, Ma-Mary." Moffat antwortete: „Willst Du Ma-Mary gefallen, so ziehe nicht mehr in den Krieg; es wird Dein und Deines Volkes Glück sein, wenn Du Friede schließest mit den Völkern, die Deine Waffen fürchten!" Reich beschenkt kehrte Moffat heim an den Kuruman.

Wiederum waren drei Jahre verflossen. Da machte sich Moffat abermals auf den Weg zu Moselekazzi. Es galt, einer Missionsunternehmung bei ihm die Thüren zu öffnen. Neun Wochen lang blieb er dort, und predigte dem Volk. Der Herr schenkte es ihm, daß er des Königs Lieblingsfrau von einer schweren Krankheit Heilung bringen konnte. Des Königs Dankbarkeit kannte keine Grenzen. „Bring Lehrer, rief er wiederholt aus, bring Lehrer um jeden Preis, um jeden Preis!" —

Als im Jahr 1858 Moffat aus der Capstadt einen jungen Missionar abholte, traf daselbst ein Bote vom Kuruman ein, Moselekazzi ließe 40 Ochsen bereit halten, die erwarteten Lehrer in sein Land zu bringen. Moffat, welcher so eben die Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift in die Betschuanensprache vollendet hatte, beschloß, die Sendboten selbst an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Diesmal legten sich ihm andere



Robert Moffat.

Schwierigkeiten in den Weg. Die holländischen Bauern versagten dem Reisenden den Durchzug durch ihr Land. Es kostete längere diplomatische Verhandlungen seitens der englischen Behörden, bis dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt war.

Endlich im Juli 1859 brach Moffat auf mit seinem eigenen Sohn John, und den beiden andern Missionaren Sykes und Thomas, damit diese drei die Matebelenmission eröffneten.

Die Reise war diesmal beschwerlicher als sonst. Aber sie wurde mit Gottes Hülfe vollbracht. Der König wies den Brüdern eine schöne fruchtbare Gegend an mit der Weisung, so viel Land davon für sich zu nehmen, als sie begehrten. So wurde die Matebelenmission eröffnet.

Nach Moffats Abreise wechselte der König seinen Sinn gegen die Missionare wiederholt, nach der Weise der launischen Tyrannen unter den Schwarzen. Bald schien er alle Mission unterdrücken zu wollen, dann wieder gestattete er die Anlegung einer zweiten Station. Und so arbeiten die Brüder unter den Matebelen — einstweilen noch auf Hoffnung! —

Moselekazzi ist 1869 gestorben. Sein großer Sohn und Thronfolger hatte sich vor ihm geflüchtet, weil er fürchtete, vom Vater ermordet zu werden aus Furcht, daß er nicht den Vater ermorde. Er diente zu der Zeit, als sein Vater starb, ungekannt als Knecht ohne Lohn in Pietrmaritzburg, und ist also von der Würde eines Hausdieners aus zu der des Königs eines der größten südafricanischen Reiche emporgestiegen. Moffat blieb als Vater, Fürst und Seelsorger einer Bevölkerung von 3000 Seelen in Neu-Lattaku am Kuruman. Die Bibelübersetzung in der Betschuanensprache hat er vollendet. Dann ist er nach 50jähriger Missionsthätigkeit nach England zurückgekehrt. Gott segne den alten treuen frommen Knecht und bescheere ihm ein ruhiges Greisenalter und einen seligen Heimgang.

Moffats kühner Unternehmungsgeist ist in dem Maße, als die Körper-Kräfte des alternden Zeugen abnahmen, doppelt kräftig aufgewacht in seinem Schwiegersohn, dem bekannten Africaforscher Livingstone, welcher 1842 als Mithelfer in der Betschuanenmission seine Arbeiten in Alt-Lattaku begann, und gleich in demselben Jahre eine Entdeckungsreise nach Norden bis zu der großen Wüste im Westen des Betschuanenlandes unternahm. Im folgenden Jahre gründete er gemeinsam mit Edwards Mabotsa, und zog dann selbst noch weiter nach Norden zu dem heilsbegierigen Häuptling Setschele, welcher 1848 die heilige Taufe empfing. Mit diesem wohnte er zunächst in Schokuane, und zog dann mit ihm nach Kolobeng. Setschele, der im Anfang ein Evangelist für sein ganzes Volk zu werden versprach, hat leider später Schwan-

kungen mannichfaltiger Art durchgemacht, und die auf seine Bekehrung gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt.

Livingstone's Lebensberuf aber war nicht so sehr, den Heiden direkt das Evangelium zu predigen, als durch Erforschung der unbekannten Theile Südafrica's ein Bahnbereiter zu werden für die nachfolgenden Friedensboten. Mit beispielloser Kühnheit, Umsicht und Ausdauer hat er seit 1849 eine Entdeckungsreise an die andere gereiht. In jenem Jahre entdeckte er den Ngamisee, im folgenden die großen Salzpfannen; dann knüpfte er mit dem Makololovolk Verbindungen an, und erreichte zum ersten Mal den gewaltigen Zambesi-Strom, dessen Lauf er später bis zu seiner Mündung verfolgte. Es liegt außerhalb des Bereiches unserer Aufgabe, eine eingehendere Beschreibung zu geben von den Gefahren, die er durch Krankheit, Hunger, Durst, Tsetse-Fliege, Feindseligkeit der Eingeborenen zu bestehen hatte, und die den Heldenmuth dieses seltenen Mannes in ungewöhnlichem Maße bekunden; auch die Ergebnisse seiner Entdeckungsreisen, welche sich quer durch Südafrica und hoch in den Norden dieses Landtheils hinein erstreckten, näher zu beschreiben, müssen wir uns hier versagen. Uns genügt das eine zu erwähnen, daß er ein überaus weites Feld für die fernere Missionsthätigkeit aufgedeckt hat, Landstriche, die von der Natur mit hoher Fruchtbarkeit und Schönheit beschenkt, zahlreichen Stämmen von Eingeborenen als Wohnort dienen. Und wenn wir auf der einen Seite es ja freilich beklagen müssen, daß eine so edle Kraft und energische Persönlichkeit dem direkten Dienst in der Mission zu Gunsten von Entdeckungsreisen sich entzogen hat, so müssen wir andererseits doch dem Herrn danken, daß er durch diesen seinen Knecht uns einen Blick eröffnet hat auf die Thüren, durch welche der Herr selbst, wenn seine Zeit gekommen sein wird, seinen Einzug als König halten wird. Aber soviel hat Livingstone auf das klärlichste aufgedeckt, daß noch viele Menschenalter vergehen können, ehe die südafricanische Mission an der Grenze ihrer Aufgabe angelangt sein wird. —

---

17. Abermals zwei Berliner.

Ich meine die beiden Brüder Merensky und Grützner, welche ebenfalls Bahnbrecher geworden sind für ein großes Volk, das der Nord-Bassuto. Ihre Geschichte aber hier ausführlich zu wiederholen, scheint mir nicht nöthig zu sein, weil sie in dem von mir herausgegebenen Buch „Maleo und Sekukuni" ausführlich beschrieben worden ist.

Ersten Bandes

Dritte Abtheilung.

Die Reichsarmee in Schlachtordnung.

18. Die Mission der Brüdergemeinde.

Die treue und gottgesegnete, im Jahre 1737 eröffnete und 1792 wieder aufgenommene Arbeit der Herrnhuter Brüder in Gnadenthal (vgl. § 12) brach nicht blos durch die harte Eisrinde der Hottentotten, sondern brachte auch in ganz Südafrica einen Umschwung in den Anschauungen über die Aufgabe der Mission hervor. Viele Reisende aus der nahen Capstadt besuchten den Ort, und ihre Berichte über die vor Augen liegende bewundernswerthe Umwandlung der Hottentotten, die mit dem Glauben zugleich Fleiß, Betriebsamkeit und Gesittung annahmen, erweckten allgemeine Theilnahme. Man sah mit Augen abermals, daß der christlichen Religion Kräfte des ewigen Lebens einwohnen, durch welche auch heute noch Wunder der Gnade geschehen. Die anspruchslose, demüthige, betriebsame Weise der Brüder ließ allmählich selbst die Eifersucht verstummen, und während man manchen anderen späteren Missionsunternehmungen scheel sah und sie verachtete, bildete sich im Anfange unseres Jahrhunderts die allgemeine Meinung in Africa dahin aus, daß die Herrnhuter Brüder allein fruchtbar Mission zu treiben im Stande seien.

Deshalb wandte sich im Jahr 1808 der Gouverneur Lord Caledon an die Brüder mit der Bitte, eine neue Station nördlich von der Capstadt anzulegen. Die Brüder Kohrhammer und Schwinn erhielten zu diesem Ende ein schönes Stück Land, und Holz zum Bau einer Kirche. Diese Station Groenekloof erhielt später den Namen Mamre.

Eine dritte Station (Enon) wurde auf Anregung des Bischof Latrobe angelegt 1818 an den Grenzen des Kafferlandes. Dieselbe hatte, obschon sehr lieblich in fruchtbarem Thal gelegen, dennoch viel von Wassermangel zu leiden, weil das Wasser im Flußbette des Witte Revier immer tiefer sich senkte, so daß man immer tiefer und tiefer graben mußte, um zum Wasser zu gelangen. Ein Freund half dieser Noth durch Schenkung einer das Wasser aus der Tiefe fördernden Dampfmaschine ab. Außerdem

aber hatte die Station vielfach zu leiden durch die Anfälle der benachbarten Kaffern.

Noch ehrenvoller als der Auftrag, in Groenekloof eine Station anzulegen, war für die Brüder von Herrnhut die Aufforderung, das von der Regierung 1818 gestiftete Aussätzigen-Hospital Hemel en Aarde (Himmel und Erde, so genannt wegen seiner Lage auf hohem dürren Berge) in geistliche Pflege zu nehmen. Bruder Peterleitner übernahm mit seiner Frau das schwere Werk. Als sie am 21. Januar 1823 einzogen, hatte sich auf der letzten Anhöhe vor dem Krankenhause ein großer Theil dieser Unglücklichen versammelt; kriechend und auf Krücken waren sie gekommen, und sangen nun unter Anleitung ehemaliger Groenekloofer und Gnadenthaler Einwohner dem Ankommenden geistliche Lieder entgegen. Den natürlichen Ekel und Widerwillen gegen die Krankheit überwand die durch den heiligen Geist erweckte Liebe zu dem Verlorenen. Dieselbe Liebe war mächtig genug, auch viele derselben zu Jesu zu bringen, so daß Br. Peterleitner 91 Erwachsene und 18 Kinder taufen konnte, bis am zweiten Ostertage 1829, als er nach der Predigt eben wieder einen Heiden taufen wollte, ein Schlagfluß seinem reichen Leben ein plötzliches Ende setzte. Im Jahr 1846 wurde das Hospital, um die Kranken noch mehr von der Berührung mit anderen abzusperren, nach der der Capstadt gegenüber liegenden Insel Robben Island verlegt. Die aufopfernde Liebe der Brüder folgte ihnen auch hieher, bis im Jahr 1868 die Pflege der Kranken den sorgsam treuen Händen der Brüdergemeinde entnommen und einem Geistlichen der anglikanischen Kirche übergeben wurde.

Ein Jahr später als Hemel en Aarde legten die Brüder (1824) die Station Elim an, welches durch seine reichen Erwerbsquellen binnen kurzem nicht blos eine zahlreiche Einwohnerschaft sammelte, sondern auch im Stande war, die Kosten der Selbsterhaltung der Station aufzubringen. Houtkloof, ein Außenposten von Elim, zwischen Elim und Gnadenthal gelegen, konnte 1845 durch einen eigenen von den Platzbewohnern besoldeten Lehrer besetzt werden.

Im Jahr 1828 drangen die Brüder auch in das Herz des britischen Kafferlandes ein, und legten am Klipplaatfluß die Station Silo an, welche in kurzer Zeit bis zu 800 Getauften zählte und der Missionskasse mehr einbrachte als kostete, was freilich in den letzten Jahren aufgehört hat. Bauana, der Tambukihäuptling in Silo aber meinte es eben so wenig aufrichtig, als sein Sohn und Nachfolger Mapas, und es bildete sich deshalb auf der Station neben der stärkeren Kaffergemeinde eine bis auf 200 Seelen anwachsende Hottentottengemeinde. Die Station hat viel durch die Kafferkriege erleiden müssen, ist öfters zerstört und verlassen worden, aber

immer wieder aufgebaut und vielen ein Segen geworden. In den letzten Jahren ist unter dem allgemeinen Druck, der auf der colonialen Entwicklung von Süd-Africa lastet, die Station an Einwohnerzahl und Höhe des Erwerbes zurückgegangen. Nicht weit von Silo legten die Brüder unter den Kaffern noch zwei Stationen an, Sichem (später Gosen), so genannt wegen des üppigen Reichthums seiner Ländereien, und Engotini, und eine vierte jenseits des Kaiflusses im freien Kafferlande, die Station an der Basiya, endlich die Station Entumazi.

Auch in der Capcolonie nahmen sich die Brüder eines Kafferstammes an, der zersprengten Fingu, denen die Regierung an der Zizzikamma Wohnplätze angewiesen hatte. Für sie und eine Anzahl von Hottentotten errichteten sie 1839 die Station Clarkson, die mit ihren drei Außenplätzen in neuester Zeit frisch aufzublühen verspricht.

Das alte Gnadenthal aber ist für Viele ein Thal der Gnade geworden, namentlich auch durch die 1838 dort angelegte Gehülfenschule, deren Aufgabe es ist, Lehrer aus den Eingeborenen selbst heranzuziehen. Da der Platz zu eng wurde, um die weit über 3000 Seelen angewachsene Bevölkerung zu tragen, so wurde nicht blos der Außenplatz in Twistwyk angelegt, sondern 1865 Berea als eigene Station von Gnadenthal abgezweigt.

So arbeiten die Herrnhuter Brüder in Südafrica in stiller Anspruchslosigkeit unter dem sichtlichen Segen des Herrn, sie unterweisen die Heiden in allerlei Handwerken, und die Zahl derer, die durch ihren Dienst für den Herrn gewonnen werden, mehrt sich von Jahr zu Jahr. Die Namen ihrer Stationen sind laut dem Jahresbericht von 1870 zur Zeit. Im Caplande: Wittewater mit Goedeverwacht, Mamre, Elim, Gnadenthal mit Twistwyk, Berea, Clarkson, Enon; im Britischen Kafferland: Gosen, Silo, Engotini; im freien Kafferland: Baziya und die jüngstangelegte Station Emtumazi.

19. Die Londoner Missionsgesellschaft.

Die gewaltige von den Brüdern Johann und Carl Wesley und Georg Whitefield angeregte Bewegung der Geister in der engländischen Christenwelt lenkte den Blick ernster Nachfolger Jesu auch auf die lange und hoch angehäufte Schuld an die armen Heiden. Eine Anzahl methodistischer (wesleyanischer) Missionare, welche die Negersklaven in Westindien aufsuchten, beschämte durch ihre Erfolge die übrigen Christen in England und reizte sie zur Nachfolge. Und nachdem im Jahr 1792 auch die Baptisten eine Missionsgesellschaft gestiftet hatten, so rafften sich

die übrigen Christen Englands zu energischer That zusammen, um im Jahr 1796 eine allgemeine große Missionsgesellschaft zu stiften, welche es sich zum ausgesprochenen Ziel setzte, ohne auf Unterschied in Glaubenssachen Gewicht zu legen, alle evangelischen Christen in sich zu vereinigen und zu dem Behuf ihre Sendboten auf keinerlei Bekenntniß, sondern nur zur Predigt der einfachen Grundwahrheiten des Evangelii, so weit sie bei allen Christen unbestritten sind, zu verpflichten, diesem Grundsatz gemäß senden sie den Lutheraner eben so wohl, als den Calvinisten aus, gestatten auch beiden, ihre Lehre vom heiligen Abendmahl in Predigt und Unterricht zu Grunde zu legen, wenn sie nur dieserhalb nicht Streit anfangen.

Melville Horne, der eine Zeit lang Caplan in Sierra Leone gewesen war, hatte durch seine „Briefe über Missionen" die ersten zündenden Funken in die zubereitete Masse geworfen, so daß die Entstehung der allgemeinen Missionsgesellschaft, — die späterhin zur Unterscheidung von anderen den Namen „Londoner Missionsgesellschaft" annahm und für die Missionsliebe aller Independenten das ausführende Organ wurde, obengenannten Briefen ihren Anfang verdankt. Nachdem man ein Schiff mit 30 Sendboten zu den Südseeinseln gesandt hatte, wandte man die Blicke auf Westafrica. Man hoffte, unter den Fulahnegern eine Mission beginnen zu können, und von dort aus den armen Sklaven-Negern in Sierra Leone Hülfe zu bringen.

Aber theils der schnelle Tod vieler durch das ungesunde Klima hingeraffter Brüder, theils die Kriege unter den Schwarzen selbst vereitelten dieses Unternehmen; und da um dieselbe Zeit die so hoffnungerweckenden Nachrichten aus Gnadenthal kamen, und da die Engländer so eben (1795) von Südafrica Besitz genommen hatten, so warf sich der ganze Eifer der Londoner Missionsgesellschaft auf dieses Land, welches von da ab fast ein viertel Jahrhundert lang als dasjenige Land angesehen wurde, in welchem für die Mission der günstigste Boden vorhanden sei.

Wir haben oben (§. 13. 14.) gesehen, wie die beiden gewaltigen Streiter van der Kemp und Kicherer in Begleitung von Edwards und Edmond am 5. Dezember 1798 nach Südafrica absegelten, und das Werk unter Kaffern, Buschleuten und Hottentotten energisch in Angriff nahmen. Ihnen folgten schon im Jahr 1800 Read und van der Lingen, und dann eine zahlreiche, große Schaar von Evangelisten, Deutsche, Holländer, Engländer, zu deren Ausrüstung und Stationirung den Londonern die Geldmittel in reichlichem Maße zu Gebote standen. Wie treu diese Boten, wenigstens ein Theil von ihnen, unter unsäglichen Opfern und Entbehrungen gearbeitet haben, das hat uns das Beispiel van der Kemp's, Kicherer's, der Albrecht's und Moffat's und

ihrer Genossen gelehrt, und wir werden auch noch später Gelegenheit haben, diese Treue in einzelnen Lebensbildern späterer Sendboten bestätigt zu finden.. Solche Stationen unter den Buschmännern, Hottentotten, Griqua und Koranna hatten die Londoner in Griquastadt, Blinkklip, Gracehill, Philippolis, Philiptown, Hephzibah, Fauresmith, Backhouse, Campbelldorp, Kramersfontein, Philipton, Mamusa.

Auch die Cap-Colonie bedeckte sich mit einer stets wachsenden Zahl von Londoner Stationen. Im Jahr 1827 hatten sie (abgesehen von den Unternehmungen in den übrigen Theilen Südafrica's) allein in der Cap-Colonie acht Stationen Bosjesveld, Paarl, Tulbagh, Caledon, Pacaltsdorp (Hoogekraal), Hankey, Bethelsdorp und Theopolis. Im Jahr 1858 war die Zahl bereits auf 19 angewachsen, indem zu den genannten noch hinzugekommen waren Capstadt, Dysselsdorp, Kruis-Fontein, Port Elizabeth, Uitenhagen, Grahamstown, Graaf Reinet, Kat-River, Cradok, Avontuur, Colesberg, Somerset, Fort Beaufort, Georgstown, während eine Zahl der erstgenannten theils eingegangen, theils in die Pflege anderer Missionsgesellschaften übergegangen war. Andere Stationen gründeten sie in Zuurbraak, Hopedale, Oudshorn, Cango, Humansdorp, Cradok, Graaf Reinet.

Von diesem Stamm der Londoner Missionsarbeit in der Capcolonie gingen zwei Nebenzweige aus zu den Hottentotten und Buschmännern nach Nordwesten, und zu den Kaffern nach Nordosten, während der Hauptstamm mitten durch das Land nach Norden zu trieb, und seine lebendige, weiterwachsende Krone in der Betschuanen- und Matebelen-Mission trägt.

Zu der Kaffernmission legte den Grund 1799 van der Kemp, dem Read und Williams bald als Gehülfen beigegeben wurden. Auf dem Kraal des durch van der Kemp bekehrten Jan Tsatsu errichtete 1826 Brownlee eine Missionsstation, die sich seither zur Hauptstadt des Kafferlandes (King-Williamstown) entwickelt hat. Da, wo die ersten Missionsgebäude gestanden haben, steht jetzt die Wohnung des obersten englischen Regierungsbeamten; der Mission hat man jetzt an einem Ende der Stadt ein Stück Land angewiesen, auf dem ein Kafferdorf mit circa 700 Getauften sich erhoben hat. Im Jahr 1833 gab unser Landsmann Kaiser der von ihm am Keiskamma angelegten Station zu Ehren seines Lehrers Knapp den Namen Knapshope (Knapps-Hoffnung); eine Reihe Kafferstationen (1838 Botmanskraal oder Unxelo; 1839 Blinkwater), dann Peelton, Port Elizabeth, Uitenhagen, Somerset, Philipton, Blinkwater, Alice, Queenstown, Fort Beaufort und andere entstanden. Die meisten derselben wurden in den verheerenden Kafferkriegen zerstört und nicht alle wieder aufgebaut.

Der zweite Zweig der Londoner Missionsunternehmung in

Südafrica, erstreckte sich unter die Namaqua's; wir haben oben Pella, Warmbad, Blyde Verwacht kennen gelernt; dazu kamen später Komaggas, Bethanien und eine Reihe anderer Unternehmungen, die jedoch später von den Londonern sämmtlich aufgegeben, und theils den Wesleyanern, theils der rheinischen Missionsgesellschaft überlassen worden sind.

Der Haupttrieb des Londoner Missionsbaumes aber ging, wie schon bemerkt, mitten durchs Land gen Norden. Die von Kicherer (§. 14.) eröffnete Thätigkeit unter den Buschleuten und Koranna trug in der (unten näher zu beschreibenden) Griquamission herrliche Früchte. Von dort wuchs der Baum in die Betschuanennation hinein, als deren vorzüglichstes Werkzeug wir (§. 16.) Moffat kennen gelernt haben. Diesem war es auch vergönnt, noch in seinen alten Tagen die Matebelenmission bei Moselekazzi zu eröffnen, während sein berühmter Schwiegersohn Livingstone die verborgensten Gegenden der inneren Theile Südafrica's der Kenntniß der Weißen erschloß, und also auch dem Evangelio vorbereitende Dienste leistete. Die Missionsstraße vom Kuruman (Moffat's Station) bis in Moselekazzi's Reich hinein bezeichnen die Namen der Stationen Kolobeng, Schokuane, Liteyane, Schoschong.

Aber die große Ausdehnung, welche die Missionsunternehmungen der Londoner in Südafrica gewonnen haben, ist weder ihr einziges, noch auch nur ihr größtes Verdienst. Das letztere liegt vielmehr darin, daß es den rastlosen und selbstverleugnenden Bemühungen ihrer Arbeiter erst gelang, für den farbigen Mann in Africa, wenigstens vor dem Gesetz, die Rechte eines Menschen zu erringen. Die Namen van der Kemp, Campbell und Philipp und ihre Verdienste nach dieser Seite werden in der Ewigkeit unvergessen sein.

Die Londoner nämlich sandten nach dem Vorgange der Brüdergemeinde nicht nur hier und da Pastoren hinaus, die auf einer fortlaufenden Reise das Werk der Missionare zu inspiziren, und das nöthige anzuordnen hatten, sondern sie setzten auch stehend einen Superintendenten ein, welcher aus unmittelbarer Nähe das Werk leitete. Der erste Pastor, der hinausging, war Campbell (1813). Er durchreiste die Capcolonie und Kafferland und ging dann bis zu dem Betschuanenlande, woselbst er mit dem so eben zur Regierung gekommenen König Mothibe (§. 16.) die ersten Verbindungen anknüpfte.

Auf seiner zweiten Reise (1819—20) begleitete ihn der später so berühmte Dr. Philipp, welcher, von dem Elend und der Noth der Hottentotten tief ergriffen, es sich zur Lebensaufgabe setzte, die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, unter denen die armen Farbigen in Südafrica seufzten, vor Gott und Menschen

aufzudecken, und zur Abhülfe alles, was er nur vermochte, in Bewegung zu setzen. Er sammelte zu diesem Zweck Jahre lang den nöthigen Stoff, den er mit urkundlichen Belegen den Direktoren der Missionsgesellschaft übersandte. Auch in Africa ließ er sich die anstrengendsten Reisen zu den einflußreichen Personen des Landes nicht reuen, um Abhülfe zu schaffen. Als er auf diesem Wege nicht durchdrang, unternahm er 1827 eine Reise nach Europa, veröffentlichte dort seine gesammelten Aufzeichnungen unter dem Namen „Forschungen über Südafrica", und wußte durch seinen Eifer und seine eindringlichen Mahnungen für das arme zertretene Volk der Schwarzen eine solche Theilnahme zu erwecken, daß im englischen Unterhause ein Mr. Buxton am 19. Juli 1828 einen Antrag stellte, in Folge dessen das Unterhaus den Beschluß faßte:

„Das Haus der Gemeinen hat es mit Freude gesehen, daß die Eingeborenen Südafrica's von der Britischen Regierung immer als ein freies Volk mit rechtmäßigem Wohnsitz innerhalb der Colonie angesehen worden sind, und daß die Britische Regierung versprochen hat, ihre Personen und ihr Eigenthum, wie aller anderen freien Leute, zu schützen. Es ersucht daher das Haus S. Majestät unterthänigst, der Colonial-Regierung solche Instructionen zu ertheilen, welche am sichersten allen Eingeborenen Südafrica's dieselbe Freiheit und denselben Schutz sichern, die andere freie Leute, Engländer oder Holländer, in der Colonie genießen. Ferner ersucht dies Haus S. Majestät unterthänigst, demselben Auszüge oder Abschriften der Spezial-Berichte der Colonial-Regierung über die politischen Verhältnisse der Hottentotten und Buschmänner, zugleich mit den durch Dr. Philipp und die Londoner Missionsgesellschaft eingereichten Papieren und Druckschriften vorlegen zu lassen."

Nach einiger Zeit erhielten die Direktoren der Gesellschaft von dem Colonial-Minister die Versicherung: „Es sei der feste Entschluß der Regierung S. Majestät, daß die Eingeborenen der Capcolonie in Bezug auf ihr Eigenthum und Freiheit den Schutz der Gesetze genießen sollten, und daß dem Gouverneur demgemäße Befehle des Königs bereits übersandt worden seien.

Am 18. Juli 1829 kehrte Dr. Philipp nach Africa zurück. Ihn begleiteten die ersten Sendboten der rheinischen und der französischen Missionsgesellschaft. Voraufgegangen war ihm der Befehl des Königs an den Statthalter, „daß von nun an den Eingeborenen für ihre Person und Eigenthum der volle Schutz der Gesetze wie den übrigen gewährt werden müsse," wodurch denn endlich die Rechte der Hottentotten auf völlig gleiche Linie mit denen der anderen freien Capbewohnern gestellt würden.

Von den etwa 30,000 Hottentotten, die in Folge dieses Ge-

setzes aus der Sclaverei der Bauern befreit wurden, blieben etwa 25,000 theils als Arbeitsleute, theils als freie Landbauern in der Capcolonie, die übrigen 5000 wurden in die öden Gegenden des Katflusses (Kafferland), die man soeben dem Kafferhäuptling Makomo abgenommen hatte, versetzt und bildeten dort den Grund zu einer in ihren Anfängen hoffnungerweckenden Mission. Dr. Philipp aber wurde nach seiner Rückkehr der Gegenstand des bittersten Hasses und der schwersten Verfolgungen von Seiten der alten Colonisten. Am dritten Tage nach seiner Ankunft wurde er wegen seiner sogenannten „Schmähschrift" zu einer Geldstrafe von 200 Pfd. St., und den Kosten von 300 Pfd. St. verurtheilt. Und noch heute sprechen eine Anzahl Bauern seinen Namen nur mit bitterster Erregung aus. Noch im Jahr 1866 hatte ein Bauer über seine Hausthüre geschrieben: „In dies Haus darf niemand eintreten, der ein Freund von Dr. Philipp ist!" In jenen Jahren das Land zu durchreisen, wäre für Dr. Philipp mit Lebensgefahr verknüpft gewesen.

Mag es nun auch immerhin wahr sein, daß Dr. Philipp manchen übertriebenen Berichten, an denen in Africa kein Mangel ist, zu bald geglaubt hat, und daß sich andererseits manche wirklich anerkennenswerthe Züge von Liebe und Fürsorge einzelner Colonisten für die Schwarzen seinem Blick entzogen haben; jedenfalls hat er mehr als genügend Grund gehabt, den Schutz der Gesetze für das arme Volk nachzusuchen, und sein Name wird deshalb als eines Wohlthäters der Schwarzen im Himmel verzeichnet stehen bleiben.

Nach langer segensreicher Thätigkeit als Superintendent der Londoner Mission zog sich Dr. Philipp in seinen alten Tagen nach Hankey zurück, wo er am 27. August 1851 selig heimging. Sein Nachfolger war Dr. Thomson, der noch heute in der Capstadt lebt.

Die eigenthümliche Weise, wie die Londoner ihre Missionsarbeit betreiben, unterscheidet sich von der anderer Gesellschaften darin, daß sie vor allem die Selbstthätigkeit der Schwarzen zu erwecken und zu pflegen bemüht sind. Industrie-Schulen, Kleinkinderschulen, Sonntagsschulen, Bibelklassen und Außenplätze werden in möglichster Zahl und Ausdehnung errichtet, und, da die Zahl der Weißen, welche diese Arbeit zu leiten haben, nur eine geringe ist, zum großen Theil durch Diaconen aus den Eingeborenen selbst versehen. Handwerke und Künste, Feld- und Gartenbau müssen die Schwarzen lernen, um auf diese Weise die Grundlage zu einer bürgerlichen Selbständigkeit zu gewinnen, und durch den der englischen Industrie auf diese Weise eröffneten neuen Markt etwas wenigstens von dem Dank zurückzuerstatten, den sie der europäischen Christenheit für die Sendung des Evangelii

schuldig sind. Die Absicht bei allen diesen Unternehmungen ist vortrefflich, die Ausführung aber, und darum auch die Erfolge, bleiben weit hinter der Absicht zurück. Der Unterricht in den Schulen ist, weil die Lehrkräfte aus den Weißen nicht ausreichen, oft sehr mangelhaft und reicht oft kaum zur dürftigsten Aneignung der allerersten Elemente aus. Die schwarzen National=Helfer sind oft selbst nicht über die ersten Anfänge christlicher Erkenntniß hinausgekommen, und können deshalb ihren Klassengängern nur wenig bieten, so daß selbst unter erweckten Getauften oft eine merkliche Unwissenheit in göttlichen Dingen und damit verbunden ein enges Urtheil sich findet. Die schwarzen Gemeindevorsteher überheben sich leicht ihres Amts; sie suchen sich den weißen Lehrern gleichzustellen, ja durch Intriguen aller Art ihn aus dem Wege zu räumen, wenn er sie nicht gewähren läßt. Die natürliche Trägheit und Ungebundenheit der Schwarzen kann nur durch die sorgsamste Ueberwachung und Seelenpflege in etwas überwunden werden. Ueberläßt man letztere, wie dies da nicht anders möglich ist, wo die Außenstationen oft bis 15—20 Meilen weit von dem Wohnort des Missionars entfernt liegen, vornehmlich der Pflege der Nationalhelfer, so gehen die Gemeindezustände ihrer sicheren Zerrüttung entgegen, und alles, was im Anfange mit so viel Fleiß gepflanzt und mit so viel versprechender Hoffnung aufgewachsen war, vergeht nach einer Reihe von Jahren wie das Samenkorn, das auf das Steinichte gestreut war. Die Londoner dringen mit Recht darauf, daß die Schwarzen alle Kräfte anspannen, um selbst die Erhaltungskosten für die Mission aufzubringen, und sehen das als das nächste ins Auge zu fassende Ziel an, daß solche Gemeinde selbständig geworden, sich von der leitenden Hand der Londoner Direction löst. Aber nicht selten tritt dann der Fall ein, daß eine also losgetrennte Gemeinde ihre Selbständigkeit nicht ertragen kann und in sich selbst zerfällt. Auf diese Weise sind eine ganze Anzahl der von den Londonern gestifteten Stationen wieder zurückgegangen und aufgehoben, und viel saurer Schweiß und Fleiß und Arbeit ohne dauernde Frucht geblieben. Erst in dem letzten Jahre hat die Gesellschaft beschlossen, die Zahl ihrer Stationen in der Capcolonie auf (wenn ich nicht irre) 8—10 zu reduziren. Aus allen diesen Gründen ist es uns nicht möglich gewesen, aus der sehr hohen Zahl der von den Londonern gestifteten Stationen diejenigen genau hier aufzuführen, die sie gegenwärtig noch in Pflege haben. Es hängt dies mit den independentischen Grundsätzen der Gesellschaft zusammen, welche für die kirchlich-bauenden Ideen und die Pietät, die eine einmal gestiftete Gemeinde von Seiten der Stifter zu erwarten berechtigt ist, weniger Verständniß habend, nur rastlos vorwärts strebt.

Indeß mag auch mancher von den Londonern gepflanzte

Baum ohne sonderliche Frucht geblieben, oder nach kürzerer oder längerer fruchtbringender Zeit wieder abgestorben sein, derer die noch heute in guter Blüthe und reicher Frucht stehen, bleibt dennoch eine nicht geringe Zahl, so daß die Verdienste der Londoner Missionsgesellschaft um die Christianisirung und Civilisirung Südafrica's im höchsten Grade bedeutend sind und bleiben. —

20. Die südafricanische Missionsgesellschaft.

Wir haben im Verlauf unserer geschichtlichen Darstellung gesehen, daß die Colonisten-Bauern zeitenweise überwiegend feindlich sich gegen die Mission stellten. So ists nicht von Anfang, auch nicht überall gewesen und auch jetzt nicht mehr. Das in der Stiftungsurkunde niedergelegte Gebet des frommen Statthalters Riebeek (p. 4.) war uns ein Zeugniß davon, daß die ersten Colonisten wohl auch ihrer Christenpflicht gegen die Schwarzen eingedenk waren. Freilich konnten sie von Hause aus nicht viel thun, denn sie hatten selbst nicht einmal einen eigenen Prediger, sondern nur einen sogenannten Siechentröster Willem Berend Weiland. Dieser nahm sich der Hottentotten nach Kräften an, konnte aber nicht viel thun, weil er ihre Sprache nicht kannte. Es vergingen viele Jahre, bevor die Leute am Cap einen eigenen Prediger hatten. Die Schiffsprediger der Ostindienfahrer, welche am Cap anlandeten, verwalteteten bei ihnen die heiligen Sacramente.

Endlich bekamen sie einen frommen, tüchtigen Prediger Jan van Arkel, welcher zwei Gesetze durchsetzte: 1) daß alle in den Häusern der Bauern geborenen Kinder der Negersclaven getauft und damit frei werden mußten; 2) daß man auch die Negersclaven nach Kräften in Gottes Wort unterweisen müsse, damit sie auch zur Taufe und Freiheit gelangten. Für die Hottentotten war mit diesem Gesetz freilich nicht gesorgt. Aber die Neger genossen doch eine Zeitlang die Wohlthat dieses Gesetzes, bis es allmählich einschlief. Die noch jetzt in den Bauernhäusern weit verbreitete Sitte der täglichen Hausandacht aber, an welcher vielfach auch die schwarze und gelbe Dienerschaft Theil nimmt, ist eine bis in unsere Tage hinein reichende Frucht der Thätigkeit van Arkels.

Die Hottentotten zeigten aber auch ihrerseits von Hause aus wenig Neigung, Christen zu werden. Einen bezeichnenden Vorfall erzählt der kapländische Geschichtschreiber Peter Kolb mit folgenden Worten:

„Der Statthalter Simon van der Stel in Capstadt hatte einen Hottentotten, Namens Pegu, von Kindheit auf in seinem Hause gehabt, ließ ihn dann als Jüngling in Scharlach kleiden, und außerdem mit einer Perücke, einem goldbordirten Hute, sei-

denen Strümpfen und Schuhen versehen. In diesem Aufzug besuchte Pegu die Schule, lernte lesen und beten, ebenso die holländische, portugiesische und andere Sprachen, die er fließend sprechen konnte. Im Jahr 1685 reiste er mit dem General von Rhede nach Indien und verblieb bei diesem bis zu dessen Tod. Pegu kehrte sofort nach dem Cap zurück, that nun aber nicht mehr lange gut in diesem Civilisations-Firniß. Eines Tages nimmt er sein feines Kleid, legt es in eine Kiste, wirft seinen Hottentotten-Schafpelz wieder um sich, verfügt sich zu dem Statthalter und redet ihn also an: „Hört, Herr Statthalter, ich mag keine Kleider mehr tragen; viel weniger gedenke ich ein Christ zu werden. Lasset mich wieder zu meinen Landsleuten gehen und leben wie sie leben. Draußen habe ich meine Kleider in die Kiste gelegt und nehme nichts mit als diesen Säbel (der einen silbernen Griff hatte) und dieses Halsband" (das gleichfalls von Silber und mit dem Wappen der Compagnie bezeichnet war). Sobald er dies gesagt, lief er fort, um niemals wieder zu kommen."

Ein anderer Hottentotte sagte einmal: „Die Europäer sind Narren. Sie bauen große Häuser, obgleich ihr Leib nur eines kleinen Raumes bedürftig ist. Innerlich um den Hunger zu stillen, und auswendig um den Leib zu kleiden, haben sie sehr viel vonnöthen; und weil Keiner in seinem eigenen Lande satt werden kann, darum kommen sie in dieses und andere Länder, damit sie ihre Kost und benöthigte Kleidung erwerben oder gewinnen mögen. Wir hingegen brauchen kein Geld und keinerlei fremde Waaren; und weil wir uns weder so köstlich kleiden noch so herrlich speisen, darum dürfen wir auch so schwere Arbeit nicht verrichten, noch uns so viele Beschwerlichkeit zuziehen, wie ihr Europäer thut."

Als späterhin das Land in Distrikte getheilt, und jeder Distrikt mit einem Predikanten besetzt wurde, da hatte dieser in seinem viele Quadratmeilen umfassenden Sprengel so viel mit der Versorgung der eigenen weißen Gemeinde zu thun, daß er an die Schwarzen in den seltensten Fällen denken konnte. Auch unter den Bauern bildete sich daher je länger, je mehr die Meinung aus, die Hottentotten könnten nur durch den Stock regiert werden, es stehe auch gar nicht in der Bibel, daß die Hottentotten und Mozambiker auch getauft und selig werden sollten.

Doch gab es auch rühmliche Ausnahmen, unter den Predigern so wohl als unter den Bauern, von solchen, die wirklich ein liebevolles Herz für ihre schwarzen Brüder hatten, und sich ihrer leiblichen und geistlichen Noth liebend annahmen.

Uns wird von einem ganz ungebildeten Bauern Jan Kok erzählt, der auf eigene Hand unter die Betschuanen ging (am Anfang dieses Jahrhunderts) und unter ihnen von Christo zeugte, bis er auf einer Reise ermordet wurde. Einem Bauer Florus

Fischer sind wir bereits oben bei der Geschichte Kicherer's begegnet, der mit Freuden die ersten Brüder zu den Buschleuten begleitete. Dessen sehnlicher Wunsch war es, dem Morden der Bauern unter den Buschleuten ein Ende zu machen. Er unterhandelte daher zwischen den Ansiedlern und den Hottentotten eine Art Frieden, und kniete, nachdem derselbe abgeschlossen war, mit seinen Leuten auf dem Felde nieder, um zu beten und ein Danklied zu singen. Die erstaunten Buschmänner fragten, was das zu bedeuten hätte. Als ihnen Florus sagte, er habe Gott gedankt, daß er diesen Frieden bescheert habe, da weinten sie darüber, daß sie von diesem Gott nichts wüßten, und baten um christliche Lehrer.

In Kobisko mitten unter den Buschleuten wohnte in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein Bauer Jan Wietze. Der sprach: „Werden die mährischen Brüder mit den Hottentotten und Buschleuten fertig, und ich, der ich ein Africaner bin, sollte nicht mit ihnen fertig werden?“ Er ging allein in die Wildniß; die Löwen und Tiger rottete er mit dem Gewehr aus, den Buschleuten und Hottentotten aber gewöhnte er ihr Stehlen mit Liebe und Geduld ab. Machten sie es zu arg, dann gab's auch wohl Hiebe; aber im Uebrigen gab er ihnen zu essen, auch ein Stück Kleidung, unterwies sie im Ackerbau und Wagentreiben, und das alles mit so viel Geduld und Liebe, daß er zuletzt unter ihnen wie ein Vater geachtet wurde.

Und dergleichen Beispiele mag es noch manche geben. Denn die holländischen Bauern pflegen von dem, was sie thun, nicht eben viel Aufhebens zu machen.

Der Hauptantrieb aber zu einer umfassenderen Sorge für die armen südafricanischen Heiden ging von der Capstadt aus. Hier wurde am 31. December 1759 der Mann geboren, der vor vielen anderen die Schuld der Colonisten an ihre schwarzen Brüder abtragen half. Er hieß Christian Voß. Weil er schwächlichen Körpers war, wurde er Goldschmied, und besuchte fleißig die Erbauungsstunden, die fromme Christen in der Stadt hielten. Obgleich es hier so kümmerlich herging, daß man ohne Gebet zusammen kam, und ohne Gebet auseinander ging, wurde Christian Voß in diesen Versammlungen doch lebendig angeregt, und suchte sich sein stilles Gebetsplätzchen in den Steingruben beim Kirchhof außerhalb der Stadt. Das Elend der armen Schwarzen ging ihm zu Herzen, und je mehr und mehr reifte in ihm der Gedanke, Prediger zu werden, um ihnen das Evangelium verkündigen zu können. Er wollte in Holland studiren. Da ihm aber hierzu sein Vormund die Erlaubniß versagte, so verheirathete er sich, um mündig zu werden, und ging dann, unterstützt von seinem Schwiegervater, und mit Einwilligung seiner Frau, die sechs Jahre von ihm getrennt zu bleiben sich entschloß, allein nach Holland, woselbst er



Die Zwartebergen bei Ladysmith.

nach vollendetem Studium mehrere Predigerstellen im Segen bekleidete.

Erst nach 14 Jahren heimgekehrt, wurde er Prediger in Roodezand (Tulbagh), und bat gleich in seiner Antrittspredigt die Bauern, sie möchten ihm doch ihre Sclaven zuschicken, damit er dieselben unterweisen könne. Das gab viel Aufsehen und Fragen, und die Erlaubniß, die Schwarzen zu taufen, wurde nicht ertheilt. Denn dadurch wären sie frei geworden.

Nach einer mehrjährigen Abwesenheit auf Ceylon wurde Voß Prediger in Caledon, und setzte dort das Gesetz durch, daß die Taufe der Sclaven ihre Freilassung nicht mit Nothwendigkeit bedinge. So konnte er eine ganze Anzahl taufen. Aber seine Lebenskraft war durch die vielen Arbeiten gebrochen. Im Jahr 1818 zog er sich nach Tulbagh zurück, wo er 1825 starb. Auf seinen Betrieb insonderheit war es geschehen, daß die ersten Londoner Missionare van der Kemp und Kicherer ins Land kamen.

Mit diesen wurde Voß 1799 Stifter der Südafricanischen Missionsgesellschaft in der Capstadt, die, gleich der Londoner Missionsgesellschaft, es sich zum Ziel setzte, ohne eine bestimmte Confession zu Grunde zu legen, einfach die Grundthatsachen des Heils den Heiden zu bringen. Von derselben wurde Kramer, der von Roodezand aus Kicherer zu den Hottentotten begleitete (§. 14), besoldet. Zu rechter selbständiger frischer Missionsarbeit erhob sich diese Gesellschaft indeß nur zeitweise. Geld brachte sie zusammen, aber an Arbeitern fehlte es immer. In dieser Lage war die Gesellschaft z. B. auch 1838, als der eifrige junge lutherische Prediger Stegmann in der Capstadt das Interesse für die von der S. S. Afr. Missionsgesellschaft gestiftete Station Zoar wieder anzufachen bemüht war. Damals wurde diese Station durch Vermittlung des Berliner Missions-Superintendenten Pehmöller, welcher ebenfalls der Gesellschaft beigetreten war, mit einem Berliner Missionar besetzt.

Sehr wichtig war das Vorbild der südafricanischen Missionsgesellschaft zur Wendung des Missionsinteresses im ganzen Lande. Ueberall in den Dörfern und auch in einzelnen Bauerhäusern begann man sich auf die Schuld zu besinnen, die man von Christi wegen gegen die armen Heiden hatte. Hier und da in den Dörfern bildeten sich kleinere Missionsvereine.

Seit dem Jahr 1848 hat die Capsche reformirte Synode als solche das Missionswerk selbständig in die Hände genommen, und die Südafricanische Gesellschaft sich ihr als helfendes Glied angeschlossen. Die Synode sandte zunächst Reiseprediger aus, welche bis in das Transvaal-Land an den Zoutpansberg und auf der andern Seite bis unter die Namaqua vordrangen, und theils den zerstreuten hollän-

dischen Bauern predigten, theils die Zustände der Heiden erforschten. Dann stifteten sie eine Anzahl (8—10) Missionsstationen (Hermon, Ceres, Malmesbury, Zoar, Montague, Georgestown, Beaufort, Frasersburg) theils in der Cap-Colonie, theils über ihre Grenzen hinaus; zwei derselben sind im Norden von Transvaal. Der Missionar Mackidd in Zoutpansberg war ein auserlesenes Rüstzeug, und hat in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit mit einer solchen Hingabe und Aufopferung seinem Berufe gedient, daß er, freilich von gottlosen Bauern gehaßt und geschmäht, Vielen, Bauern wie Schwarzen, einen tiefeindringenden Segen zurück gelassen hat. Er liegt als „Saat der Mohren" bei Zoutpansberg begraben, nach kaum zweijähriger Arbeit vom Fieber hingerafft. Jetzt verkündigt Bruder Hofmeier und ein Genosse in großer Treue in jenen Gegenden das Evangelium. Auf einzelnen Plätzen arbeiten die Missionare der Synode selbständig, auf andern wird das von ihr geführte Missionswerk durch den Kirchenrath der reformirten Gemeinde mit einer bestimmten Summe unterstützt. Das Missionswerk wird mit Unterstützung des Gouvernements unter Aufsicht der von der Synode eingesetzten Missions-Commission geführt. —

21. Die Methodisten (Wesleyaner)

eröffneten ihr südafricanisches Missionswerk in der Capstadt im Jahr 1816. Hier war bis dahin die Mission unter den Sclaven verboten worden, während sich eine muhamedanische Moschee nach der andern erhob, und also Tausende von Heiden dem falschen Propheten zufielen. Die Methodisten bauten (1822) auf den Trümmern einer solchen Moschee die erste christliche Missionskapelle. Ihr erster, hochbegabter Missionar aber, Barnabas Shaw, hatte von Seiten der holländischen Christen in der Capstadt so viel Verfolgung auszustehen, daß er einer Einladung des alten Schmelen, ihm das Netz unter den Namaqua's ziehen zu helfen, gern Folge leistete.

Die beiden Reisenden (1817) waren eben im Begriff, Groß-Namaqua-Land zu erreichen, als ihnen ein Trupp Leute begegnete, deren Häuptling sie mit seiner Absicht bekannt machte, nach der Capstadt zu ziehen, um einen Lehrer zu suchen. Da hatte Shaw nicht lange zu wählen. Er folgte dem Häuptling Hainkop hin zu seinem Kraal, und es erstand dort die Station Lilienbrunn (Lilyfontein, Khamiesberg) mit der Nebenstation Bethel, welche bald zu einem reichgesegneten Dorf von 7—800 Bewohnern heranwuchs. Eine zweite Station der Methodisten unter den Namaqua war Nisbeth-Bad, genannt nach einem reichen Engländer Nisbeth,

der zu ihrer Gründung 200 Pfd. St. darbot. Sie entstand auf den Trümmern des von Africaner zerstörten Warmbad, und wurde der Ausgangspunkt zu einer Mission in dem Norden, die indeß 1850 wieder aufgegeben wurde. Africanerkraal oder Jerusalem wurde ihre Nebenstation. Dazu kam (1843) Wesleyvale und Concordiaville als dritte und vierte Namaqua-Station. Die Hauptarbeit der Methodisten unter den Namaqua aber hat sich seitdem auf Khamisberg, das alte Lilyfontein, zurückgezogen und beschränkt.

Viel umfassender und einschneidender war die Mission der Methodisten an der Ostküste von Südafrica, auf welcher die Regierung das sogenannte Zuurveld mit weißen Ansiedlern zu besetzen unternahm. Die Auswanderer, welche 1820, gegen 5000 an der Zahl, diesen Landstrich (Albany mit der Hauptstadt Grahamstown) besetzten, waren Methodisten, ihr Führer der Prediger William Shaw. Da sich die Pflanzer über das Land zerstreuten, bildete jedes Häuflein derselben eine Missionsgemeinde; Stationen entstanden in Mount-Wesley, Port-Francis (Cowie), Salemshill und Sommerset, Sidbury, Farmerfield, Woodland, Clumber, Grahamstown, Port-Alfred, Kareega, Bathurst.

Fast um dieselbe Zeit, da die Methodisten Albany besetzten, sandten sie auch ihre ersten Vorposten in das Betschuanenland, wohin 1821 der Missionar Kay ausging. Sie stifteten 1823 dort ihre erste Station in Makassee und Moshaneng unter den Barolongs, 1828 eine zweite in Alt-Platberg, von wo indeß Missionar Archbell bereits nach wenigen Jahren sammt seiner Gemeinde (Barolong's) aufbrach, um in Thaba Nschu in dem Lande der Süd-Bassuto sich niederzulassen. Die Stätte von Platberg wurde eine Zeitlang durch die Berliner Mission besetzt. Die letzte Methodistenstation unter den Betschuanen Lotlokana mußte 1852 vor dem Andringen der Bauern aufgegeben werden. Unter den Süd-Bassuto entstanden hierauf in kurzer Zeit eine ganze Menge von Methodistenstationen zu (Neu-) Platberg, Lischuani, Mperani, Moteng, Sevumelo, Mpakani, Colesberg, und unter den nahe wohnenden Koranna in Ratabani und Mirametsu. Je köstlicher die Berichte von dem ersten Erwachen des christlichen Lebens und den ersten reichen Früchten auf diesen Stationen lauteten, um so schmerzlicher war es, daß sie alle bereits wieder verlassen werden mußten, weil das neue Leben völlig wieder erstarb. Nur auf Thaba Nschu ist noch eine Wesleyanische Station mit nicht ganz 300 Gliedern geblieben.

Auch unter den Kaffern eröffneten die Methodisten eine ausgedehnte Thätigkeit. Stationen entstanden im Kafferlande in Clarkbury, Morley, Buntingvale, Beechamwood, Shawsbury, Izala (Palmerton), Tshungwana, Butterworth, Emfundizweni,

Kamastone, Lesseyton, Freemanton, Wittebergen, Mount Coke, Newtondale, Fort-Beaufort, Kingwilliamstown, East London, Peddie, (D'Urban), Dagga Boer, Clumber, Healdton, Annschaw. Auf der letzten Station wurde der Häuptling selbst, Willem Kama bekehrt, und zeugt noch heute als Prediger unter seinem Volk. Die Stationen wurden in den Kafferkriegen mehrfach niedergebrannt, und einzelne unter anderem Namen oder an einem anderen Orte wieder eröffnet, theils auch ganz aufgegeben.

Unter den Zulu in Natal oder den Grenzen haben die Methodisten Missionare in D'Urban, Ibisi, Umhlati, Verulam, Indaleni und Pietermaritzburg. Am letzteren Ort übt der reichbegabte Bruder Allison, der, nachdem er eine Zeitlang auch unter den Swazi gearbeitet und dann zunächst eine bedeutende Missionsstation Edendale bei Pietermaritzburg gestiftet hatte, eine ausgedehnte Thätigkeit; in letzter Zeit freilich von seiner Gesellschaft getrennt.

Die Art der Methodisten ist es, besonders auf das Gefühl zu wirken, und darauf zu dringen, daß Früchte des neuen Lebens sichtlich erkennbar, besonders in Seufzern, Gebeten, Reden und Gaben hervortreten. Ihre größte Freude ist es, ganze Gemeinden in Schluchzen und Gemüthsbewegung erregt zu sehen, und sie sind leicht geneigt, dies als eine der vornehmsten, wenn nicht als die vornehmlichste Kundgebung des heiligen Geistes anzusehen. Dergleichen Scenen wiederholen sich deshalb in größerem oder kleinerem Maßstabe in ihren Gemeinden von Zeit zu Zeit, und wenn auch viele von den also gewaltsam Erweckten hernach wieder zurückfallen, so kann man doch keineswegs behaupten, daß immer alles Strohfeuer sei; es bleiben auch oft recht reife und werthvolle Früchte wirklicher Herzensbekehrung zurück. Eine andere Eigenthümlichkeit der Wesleyaner ist, daß sie, das ganze Christenleben in bestimmte Ordnungen und äußere Kundgebungen der Frömmigkeit einreihend, sehr praktisch sind, die Bekehrten aus den Schwarzen zur selbstthätigen Mitarbeit anzuhalten. Das Sparen und Geben ist meist sehr streng geregelt, und es wird auf die Eintreibung der Gelder viel Fleiß verwandt. Sie theilen z. B. die Täuflinge nach den Graden ihrer christlichen Ausbildung in verschiedene Klassen, und jeder, der in eine neue Klasse eintritt, muß einen bestimmten Beitrag bezahlen. Vor den vierteljährlichen Abendmahlsfeiern muß jeder sich durch ein Billet (ticket) als Gemeindeglied ausweisen. Dies ticket muß zu bestimmten Zeiten durch Bezahlung einer bestimmten Summe erneuert werden. Auf diese Weise gewinnen sie große Summen aus den Beiträgen der Eingeborenen selbst.

Aber sie wissen auch deren Kräfte für die Mission zu verwenden, erwählen aus den Tüchtigsten unter ihnen Klassen-Leiter,

die die Andachten einer Klasse leiten und in der Unterweisung helfen; auch local-preachers (Ortsprediger) aus den Laien, welche die Aufgabe haben, in bestimmten Predigtorten zu predigen. Auf diese Weise gewinnen sie eine große Anzahl Nationalhelfer, welche, obgleich manche von ihnen in bedenkliche Auswüchse gerathen, dennoch auch zum Theil von großem Segen für die Heiden sind.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Methodisten aber ist die Zusammenwerfung der weißen und schwarzen Gemeindeglieder zu Einer Gemeinde. Dies ist der vornehmlichste Halt der Methodistenmission, weil die in den Städten Südafrica's zahlreich wohnenden methodistischen Engländer alles aufbringen, was zur Erhaltung von Kirche und Schule erforderlich ist, so daß die Heidenmission als ein selbstverständlicher nicht besonders kostspieliger Anhang zu den bestehenden Methodistengemeinden in den Städten betrieben werden kann. Hieraus ist auch die so sehr große Zahl der wesleyanischen Missionsplätze zu erklären. An solchen Orten haben die Methodistenmissionare, obgleich nicht überall in den Städten den Heiden diejenige Sorgfalt der Erziehung gewidmet wird, welche nothwendig ist, um dauernde Frucht zu erzeugen, auch einen längeren Bestand, während auf den Stationen, die nur mit Farbigen besetzt sind, auf die gewaltsame erste Gefühlsaufregung nicht selten eine völlige Erschlaffung folgt, so daß z. B. unter den Namaqua, Betschuanen und Bassuto ganze Reihen von wesleyanischen Stationen, die einst schön geblüht haben, verlassen daliegen, und unter den Eingeborenen kaum mehr Frucht zurückgelassen haben, als die eines ausgebrannten Kraters.

Von tief einschneidender Wirkung war die Reise, welche im Jahr 1866 der Methodistenprediger Taylor durch ganz Südafrica machte. Durch seine Vorträge wurden Tausende harter Heiden aus dem Sündenschlaf aufgeweckt, und zur Taufe herangelockt. Eine alte Frau hob Augen und Hände gen Himmel und schrie mit aller Macht ihrer Stimme fünf bis zehn Minuten lang: „Er ist heilig! Er ist heilig!“ Eine andere schrie ebenso: „Satan ist besiegt!“ Eine dritte: „Mein Vater hat mich frei gemacht!“ Ein Gottesdienst hatte fünf Stunden gewährt, und als am Schluß desselben der Geistliche aufforderte, nun „Hand ans Werk“ zu legen, hatten 140 Seelen „Gnade gefunden,“ zwei Tage darauf 160. Als eines Tags (am 14. Juni) Taylor in seiner eigenthümlich ergreifenden Weise ein Lied: „Warum wollt ihr sterben?“ sang, da übersetzte zu aller Erstaunen Carl Pamla, ein Kaffer, welcher Dolmetscheramt verrichtete, Strophe um Strophe in fast wunderbarer Weise und sang es. Am anderen Morgen sagte er, er habe nicht gewußt, was er gesungen habe. Dieser merkwürdige Mann, Carl Pamla, hatte seinen Geist so in Taylor's Geist hineingeschmiegt, daß er oft selbständig aus dessen Seele heraus

einschlagende Erweckungsreden hielt, und daß man nicht wußte, ob der großartige Erfolg mehr dem zuzuschreiben sei, was Taylor sprach, oder dem, was Pamla übersetzte.

Seit der Zeit ist mancher von den also gewaltsam Aufgeregten wieder ernüchtert. Aber mancher ist auch fortgeschritten, und einzelne Kaffern haben bereits zu wirklich ordinirten Verkündigern des Worts ausgesendet werden können.

Ein merkwürdig Ding ist es um diese Methodistenbekehrungen. Viel Strohfeuer mag dabei sein und schnell vergehen, aber manches wird doch auch gehört und geredet für die ewige Erndte. Ich selbst habe manchen Methodistenmissionar in Africa kennen gelernt, der das Gepräge eines rechten Gotteskindes trug, und von ihren äußerlichen Gemeindeeinrichtungen können andere Missionare noch mancherlei lernen.

Den derzeitigen Bestand der Wesleyanischen Stationen geben für das Jahr 1870 folgende Namen an:

a) In der Capcolonie: Capstadt 394 Seelen, Robertson 138, Simonstown 75, Somerset West 222, Stellenbosch 192, Wynberg 67. (Die Wesleyaner pflegen ihre Gemeinden nach members d. h. Abendmahlsgenossen zu zählen, dann aber Weiße und Schwarze zusammenzuwerfen.)

b) Im Lande der Betschuanen und Koranna: Bensonvale 219, Blumfontein 36, Bürgersdorp 61, Colesberg 120, Fauresmith 11, Moshaneng 72, Smithfield 8, Thaba Nschu 256, Wittebergen 248.

c) Unter den Kaffern: Annshaw 961, Bathurst 249, Buntingvale 49, Butterworth 357, Clarkbury 569, Cradok 338, Fingumission 300, Fort Beaufort 301, Grahamstown 698, Healdton 509, Kamaston 355, King-Williamstown 421, Lesseyton 371, Mount Coke 144, Osborn 195, Peddie 513, Port Elizabeth 188, Queenstown 158, Salem 292, Shawsbury 120, Somerset East 275, Stormbergen 29, Uitenhagen 87.

d) Natal: Palmerton 106, D'Urban (Kuli) 5, Edendale 304, Emfundisweni 88, Inanda 13, Indaleni 118, Ladysmith 12, Pietr-Maritzburg 327, Verulam 282. —

---

22. Die beiden Schottischen Missionsgesellschaften.

Das reiche christliche Leben der gesegneten Kirche Schottlands suchte ebenfalls schon frühe ein Missionsgebiet, auf welchem es dem Herrn Jesu Früchte zeitigen könne. Die damals so günstigen Nachrichten aus Africa lenkten Auge und Herz auf das Kafferland, woselbst im Jahr 1820 die erste schottische Station Chumie (spr. Tschúmi) angelegt wurde. Als der erste schottische

Missionar wird John Brownlee genannt. Wir finden denselben indeß bereits nach wenigen Jahren in King-Williamstown (Tsatsoe's Kraal) im Dienst der Londoner Gesellschaft. Neben Brownlee arbeiteten für die schottische Gesellschaft Thompson und Bennie, und seit 1823 der ältere Roß. Die Station Chumie erlangte bald eine ziemliche Blüthe und Ausdehnung, da der oben (§. 13.) genannte Tsikana mit seiner bereits gesammelten Kaffergemeinde dorthin zog. Wichtiger indeß als Chumie wurde das 1826 gestiftete und später in die unmittelbare Nähe von Alice verlegte Lovedale, welches durch seine Nationalbildungsschule, seine ausgedehnte Industrieschule, und die Früchte seiner Druckerpresse durch ganz Kafferland hin seine Wirksamkeit erstreckt, auch eine in mehrere Hunderte gehende Zahl von Getauften (namentlich auch Fingu's) unter seiner Bevölkerung zählt. Eine dritte Station Balfur wurde 1828 nordwestlich von Chumie, und noch später die Stationen Glenthorn, Burnshill und Pirie, Glen-Linden, Kwezana, Henderson, Amatola, Gaga, Macfie, Ely, Knox, Iggibigha, Rankin, Umbonkolo, Sommerville, Tarkapost gestiftet, von denen jedoch einige in den Kafferkriegen zerstört worden sind.

Der Riß, welcher seit dem Jahr 1840 die schottische Kirche der Heimath, um der Frage des Königlichen Besetzungsrechts willen, in zwei Heerlager zerspaltete, erstreckte sich auch nach Africa, indem von diesem Jahre ab zwei schottische Missionsgesellschaften neben einander arbeiteten. Die „freie Glasgower Gesellschaft" behielt Chumie, Lovedale, Burnshill und Pirie, während die Gesellschaft der unirten Presbyterialkirche (United Presbyterian Church) in Iggibigha (später Uniondale genannt), Glenthorn (dessen Missionar 1842 aber sich absonderte) in Umbonkolo, in Emgwalie (der Station des zu Edinburgh durch zehnjähriges Besuchen von Gymnasien und Universität theologisch ausgebildeten Kaffern Tiyo Soga) und unter den Tambukki in Kirkwood (Tarkapost) weiter arbeitete. Da Emgwalie auf einzelnen Karten auch unter dem Namen Chumie aufgeführt wird, so ist zu bemerken, daß dieses von dem alten Chumie etwa 14 Meilen nach Ostnordost liegt. Von einer in allerneuester Zeit durch Tiyo Soga bei dem Könige Chrili angelegten Station ist der Name noch nicht bekannt geworden.

Die beiden schottischen Missionen arbeiten in Einem Geiste, dem Geist der christlichen Nüchternheit und Besonnenheit mit aller Treue. Ihre Sendboten verkehren in herzlicher Eintracht mit einander, und es wird der Tag kaum noch fern sein, wo beide wieder unter Einer Fahne mit einander kämpfen werden.

23. Die Rheinländische Missionsgesellschaft.

Dasselbe Schiff, welches Dr. Philipp im Jahr 1829 von seiner London-Reise nach Africa zurückbrachte, setzte am 7. Oct. jenes Jahres auch die ersten Sendboten zweier neuer Gesellschaften, der Rheinländischen und der Pariser an das Land. Die Boten der Rheinländer waren Zahn, Lückhoff, Leipold und von Wurmb.

Dieselben durften nicht lange nach einer Beschäftigung suchen. In Stellenbosch, fünf Meilen von der Capstadt, bestand schon seit 1800 eine kleine Missionsgesellschaft, welche für die etwa 2000 Sclaven in Stellenbosch und Umgegend ein Kirchlein gebaut hatte und einen eigenen Missionar unterhielt, während zugleich zwei fromme Frauen unentgeltlich die Kinder unterwiesen. Hieher wurde Lückhoff berufen und trat am 6. Januar 1830 sein Amt an. Im Jahr 1846 überließ der Orts-Missionsverein die Station gänzlich den Rheinländern, welche vom Herrn in ihrer Arbeit reich gesegnet, auch eine schöne ausgedehnte Schule und ein Töchter-Erziehungsinstitut gründen konnten. Zahn ging nach Tulbagh, woselbst durch die Wirksamkeit von Christian Voß (s. o. p. 176.) schon seit 1794 das Missionsinteresse erwacht und ein kleiner Missionsverein gestiftet war. Zahn wurde dem sechszigjährigen Londoner Missionar Arie Vos, der nach langer schwerer Arbeit nur sieben Erwachsene und sieben Kinder hatte taufen können, als Hülfsarbeiter beigegeben. Er kaufte später ein Landgut Steinthal, ½ Meile von Tulbagh, auf eigne Rechnung hinzu, so daß die Station nunmehr Tulbagh-Steinthal genannt wird. Er wurde Superintendent der rheinischen Missionare und wirkt — so wie Lückhoff — noch heute im Segen auf seiner ersten Stelle. Nach Worcester (nordöstlich von Stellenbosch), woselbst auch ein Orts-Missionsverein schon bestand, ging 1832 Br. Terlinden, der später nach Stellenbosch übergesiedelt, ebenfalls noch heute in segensreicher Thätigkeit steht. An seiner Stelle arbeitet Br. Esselen in Worcester mit soviel Umsicht und Erfolg, daß die Gemeinde nicht blos schöne große Kirchen-, Schul- und Pfarrgebäude auf eigene Kosten erbaut hat, sondern auch alle Gehälter aus eigenen Mitteln aufbringt.

Leipold war mit von Wurmb mehr nördlich gegangen und hatte 1830 Wupperthal gegründet. Sein Begleiter trennte sich 1832 von ihm und gründete Eben-Ezer, mußte aber nach zwei Jahren aus dem Dienst der Gesellschaft entlassen werden.

Späterhin legte die rheinische Gesellschaft Sarepta (zwischen Capstadt und Stellenbosch), und 1846 Saron an. Hiezu hatte sie ein schönes Landgut gekauft, welches durch die Pachtzinsen der

sich auf Parzellen anbauenden Hottentotten bald nicht nur den Kaufschilling, sondern auch die übrigen Unterhaltungskosten der Station aufbrachte. Wupperthal, durch Ankauf zweier benachbarter Plätze erweitert, brachte außer den Unterhaltungskosten, noch einen jährlichen Zuschuß von 1500 Thalern zur Missionskasse.

Nachdem südlich von den Karreebergen noch die unten näher zu beschreibenden Stationen Amandelboom und Schietfontein gestiftet waren, dehnte sich die rheinische Gesellschaft nicht weiter in das Innere der Capcolonie aus, sondern verfolgte stetig den Zug nach Norden in dem westlichen Küstenstriche des Landes zu den Namaqua und durch dieselben hindurch zu den Ovaherero (einem Betschuanenstamm). Die Londoner Gesellschaft trat durch ausdrücklich von Dr. Philipp mit den Rheinländern getroffene Verabredung ihr Missionsgebiet in diesen Gegenden an die rheinische Gesellschaft ab, so daß außer dieser nur noch die Wesleyaner eine Zeit lang in mehreren Stationen, zuletzt nur noch in der einen Station Lilyfontein (Khamiesberg) neben den Rheinländern arbeiteten. Indem die letzteren auf diese Weise theilweise in die alten Londoner Stationen einrückten, theilweise auch neue erbauten, entstand nach und nach eine schöne Kette von Stationen, Komaggas, Concordia, Steinkopf, Pella, Kalkfontein, Modderfontein, Richtersveld, Keetmannshoop, Bethanien, Bersaba, Gibeon, Hoachanas, Gobabis, Rehoboth, Elberfeld, Salem, Otjimbingue, Neu-Barmen, (Otjikango), Schmelens Verwachting, Schepmansdorp, von welcher indeß eine Zahl (z. B. Schepmansdorp, Rehoboth, Elberfeld, Gobabis) später wieder aufgegeben worden sind. Von der Entwickelung einzelner dieser Stationen wird uns der nächste Abschnitt einige Nachricht geben.

Nach dem Jahresbericht von 1870 haben die Rheinländer in der Capcolonie zur Zeit die Stationen Stellenbosch mit 1400 Gemeindegliedern, einer Schule von 550 Kindern und einem Mädchenpensionat, Sarepta mit 150 Getauften, Worcester, welches sich aus eigenen Mitteln erhält, Tulbagh-Steinthal mit 500 Getauften, Saron, Wupperthal (550 Get.), Eben-Ezer (550 Get.). In Klein-Namaqualand die Stationen Komaggas, Steinkopf, Concordia mit Pella, Richterveld (von einem eingeborenen Katecheten verwaltet, Sandfeld desgl.). An den Karreebergen die Stationen Amandelboom, Schietfontein und weiter nördlich de Tuin. Amandelboom, welches früher 180,000 Morgen Land besessen hatte und damals blühend gewesen war, hatte an die Bauern 150,000 Morgen abgegeben, und ist nun nicht mehr im Stande, sich auf den 30,000 Morgen zu erhalten; die Station war fast ganz aufgelöst; ebenso ist auch das einst so blühende Schietfontein ganz verarmt, und auch de Tuin in seiner Existenz gefährdet. Die Stationen in

Gr.-Namaqualand sind zur Zeit: Warmbad mit seinen Nebenstationen Blydeverwacht, Nabis, Wortel (1867 von den Wesleyanern übernommen), Bethanien, Bersaba mit 156 Communikanten, Keetmannshoop, Gibeon mit 80 Communikanten; Rehoboth, das seit Kleinschmidts Tode verlassen war, schien sich wieder bevölkern zu wollen, Ameib, Otjimbingue, Neu-Barmen. Zwei Stationen wurden im Jahr 1870 neu angelegt, Okahandja oder Schmeelenshoop und Okozondje am Omarurn.

Die Namaquamission hat mit entsetzlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, theils durch die Dürre, welche manche Gemeinden oft dem Hungertode nahe bringt, theils durch die Kriege der verschiedenen Stämme, theils durch den oben von uns gezeichneten wankelmüthigen Charakter der Hottentotten.

Die rheinländischen Brüder haben diese Schwierigkeiten aber mit deutscher Treue und Ausdauer, Nüchternheit und Besonnenheit, christlichem Ernst und hingebender Liebe als rechte Kämpfer Christi in Angriff genommen, und manchen Sieg errungen und manche Frucht eingeheimst, so daß wir die Thätigkeit der Rheinländer zu den besten Gaben des Herrn an Südafrica rechnen müssen.

---

24. Die Pariser Missionsgesellschaft.

Zugleich mit den ersten Boten der rheinischen Gesellschaft betraten 1829 die drei ersten Missionare der französisch-reformirten Missionsgesellschaft von Paris den Boden Südafrica's. Der erste von ihnen, Bisseux, suchte seine Landsleute (s. o. p. 5.) in der Paarl und in Wagenmakersdaal auf, und wurde von ihnen mit offenen Armen aufgenommen. Er hat dann in Wellington unter den Sclaven und Hottentotten eine gesegnete Arbeit gethan.

Seine beiden Begleiter Rolland und Lemue gingen sofort zu den Betschuanen, wo sie am Kuruman Posto faßten, und von dort aus in das Volk einzudringen versuchten. Im folgenden Jahre schien sich in Mosika unter den Baharutsi eine Thätigkeit für sie zu eröffnen; die Hoffnungen zerschlugen sich aber wegen der Kriegsunruhen, mit denen der Eroberer Moselekazzi das ganze Land in Schrecken setzte. Eben derselbe Moselekazzi gestattete im folgenden Jahre, durch Geschenke geneigt gemacht, den französischen Brüdern die Anlegung einer Station. Pelissier gründete daher 1832 Mosika, zog sich aber auf das Gerücht von Drohungen, die Moselekazzi ausgestoßen habe, als wolle er die Brüder ermorden, von dort nach dem Kuruman zurück und ging, während die übrigen Brüder Motito gründeten, im folgenden Jahre nach dem Süden, wo er die von den Londoner Brüdern gegründete Busch-

mannsstation am Caledonfluß übernahm. Die Buschleute verzogen sich allmählich, und der Platz, von Koranna, Griqua und Bassuto's bewohnt, erhielt später den Namen Bethulia.

Diese Station wurde für die gesammte Missionsarbeit der französischen Brüder entscheidend; denn sie liegt an der Pforte des später so berühmt gewordenen Bassutoreichs des Königes Moshesh, zu welchem durch Vermittelung von Bethulia, die französischen Brüder, die in den folgenden Jahren herauskamen (Casalis, Arbousset, Jousse, Daumas), als Missionare gingen. In dem Reich des Moshesh und der angrenzend wohnenden Koranna und Bassuto entstanden eine Reihe von Stationen Moria (1833), Berseba (1835), Thaba Bossigo und Mekuatling (1837), Berea, Bethesda, Hebron, Carmel, Siloa, Hermon, Mabulele, Leribe (Ebenezer), Kana. — Der König Moshesh begünstigte die Missionare so sehr, daß dieselben der Hoffnung sich hingaben, bald das ganze Volk getauft zu sehen, und daß die ergreifendsten Schilderungen der erzielten Erfolge die Herzen der heimischen Christen erfreuten.

Aber die Sachlage wendete sich in nicht allzulanger Zeit. König Moshesh erwies sich als ein schlauer Politiker, der dem Christenthum nur so weit Vorschub leistete, als es den Interessen seiner Politik entsprach. An vielen Getauften bewährte sich auch nicht jedes abgelegte Bekenntniß als lauteres Gold; Rückfälle, Ermattung, Lauigkeit erfolgten. Die Mission begann zu erlahmen. Dazu kam, daß der Geldmangel der heimischen Missionsgemeinde seit 1845 alle neuen Unternehmungen hemmte, daß 1848 sogar das Missionsseminar in Paris geschlossen, die Zöglinge entlassen und mehrere der oben bezeichneten Stationen im Bassutolande aufgegeben werden mußten. Casalis eilte nach Hause. Schon in der Capstadt konnte er 900 Pfund Sterling sammeln; daheim weckte er die Schläfer so gewaltig auf, daß die Missionsarbeit mit frischen Kräften aufgenommen wurde. Nachdem er von 1850—1856 abermals draußen gearbeitet hatte, kehrte er nach Paris zurück, um die Direktion der dortigen Missionsschule zu übernehmen.

Seitdem hat die Mission bei Moshesh viel unter den beständigen, seitens der holländischen Bauern des Oranjefreistaats gegen diesen König geführten Kriegen gelitten. Oft sind die Stationen abgebrannt und verwüstet, 1867—69 sogar gänzlich von den Bauern aufgehoben, andere Plätze waren bereits an Bauern verkauft, so daß das Ende der dortigen Arbeit für unsere französischen Brüder gekommen zu sein schien. Jahre lang saßen sie abwartend in den Grenzstädten des Caplandes und in Natal. Die Einverleibung von Moshesh's Land in die Capcolonie (1869) hat diesem Zustande ein Ende gemacht. Die Brü-

der sind auf ihre Stationen zurückgekehrt und der Andrang zur Taufe ist seither doppelt stark. Im Jahresbericht von 1870 werden als zur Zeit von den französischen Brüdern besetzte Stationen angegeben: Thaba Bossigo, Beroea, Morijah, Hermon, Thaba Morena, Leribe (Elben-Ezer), Mabolele, Bethesda und Masititi.

Die Betschuanenmission der französischen Brüder in Motito hat keine hervorragenden Erfolge gehabt. Es wurden von dem Hauptort aus einige Außenstationen versehen in Mamusa, Tikoë, Morokoa, Nyessa. Aber diese Arbeit war von kurzer Dauer. Im Jahre 1869 haben die Pariser beschlossen, dieses ganze Missionsgebiet der Londoner Gesellschaft abzutreten, und im Süd-Bassuto-Lande ihre gesammte Thätigkeit zu concentriren.

Die französischen Brüder haben unter Gottes Segen treu gearbeitet, und manchen Segen empfangen. Ihre Schilderungen über Zustände und Erfolge der dortigen Mission wollen mit Vorsicht gelesen sein, indem die französische Lebendigkeit und Phantasie in der Darstellung sowohl die Lichtseiten als auch die Schattenseiten etwas grell hervortreten läßt, und die sanguinischen Hoffnungen dieser so leicht erregbaren Nation nicht selten mit eben so sanguinischer Hoffnungslosigkeit wechseln. Wolle der Herr den in Folge des letzten Kriegs sich anbahnenden neuen Aufschwung dieser Mission segnen zur Ehre seines Namens und zur Freude der in Einfalt und Treue arbeitenden Brüder.

---

25. Die Berliner Missinsgesellschaft

(älteren Datums).

Am 21. Juli 1827 Nachmittags 3 Uhr, starb in Berlin ein Mann, von dem man nach wenigen Tagen in einem englischen Blatt las, Berlin habe nie erkannt, was es an demselben gehabt habe.

Nur bei seinem Leichenbegängniß sah es freilich nicht so aus, als ob Berlin nicht gewußt hätte, wen man begrub. Denn am Dienstag den 24. Juli konnte man die Menschenmenge nicht übersehen, die sich vor dem Böhmischen Pfarrhause in der Wilhelmsstraße gesammelt hatte. Vor dem Sarge her gingen Mägdlein zu drei und drei, und streuten Blumen, ein Chor von Knaben folgte, ein Musikchor spielte Choräle. Vor der Leiche her ging ein Missionar, die Bibel tragend; abwechselnd zwölf Missionszöglinge, zwölf Studenten und zwölf Böhmen trugen den Sarg, dem eine Anzahl Geistlicher, — unter ihnen auch der von dem Verstorbenen so oft öffentlich als Irrlehrer angegriffene Schleiermacher — im Ornate, und an diese sich anschließend ein langer

Trauerzug und zum Schluß 30—40 Kutschen folgten. Der Anfang der Leidtragenden war bereits auf dem fernen Gottesacker angekommen, als die letzten derselben noch vor dem Trauerhause standen. — So ehrte Berlin den Mann im Tode, den es in seinem Leben so verspottet und verachtet hatte. Er war eben einer der „Propheten," die man bei ihren Lebzeiten steinigt, um ihnen nach Jahrhunderten Grabdenkmäler zu setzen. Dieser Mann hat auch um die südafricanische Mission so viel Verdienste, als kaum ein zweiter außer ihm; deshalb müssen wir von seinem Leben und von seinem Schaffen für die Mission hier ausführlicher reden.

Unter den evangelischen Böhmen, welche um ihres Glaubens willen aus dem Vaterlande geflüchtet, in Berlin eine Zufluchtstätte fanden, gehörte auch der alte fromme Weber Paul Jenjk, gewöhnlich Jänicke genannt. Ihm gebar sein liebes Weib am 6. Juli 1748 einen Sohn, den er Johann nannte; der lernte auch das Weberhandwerk, und kam auf seiner Wanderschaft nach Münsterberg in Schlesien, woselbst der böhmische Prediger Pokorny das Brot des Lebens recht theilte. Aus dessen Munde hörte der junge Webergeselle eines Sonntags die Worte: „Ist hier Einer unter meinen Zuhörern, der da meint, daß er kein Sünder sei, so bedenke er, daß das schon Sünde genug sei, wenn er seinen Heiland von Jugend an nicht über alles geliebt hat!" Diese Worte trafen den Jüngling ins Herz; es treibt ihn in den nahen Wald, und dort schüttet er zum ersten Mal in voller Zerknirschung seine ganze sündenbeladene Seele im Gebet um Vergebung vor Gott aus. Als er aufsteht, fühlt er sich überaus wohl, und kanns nun nicht lassen, er muß hin zu dem theuren Pokorny, um ihm zu sagen, welche Gnade er erfahren habe.

Dem Pokorny war das schon recht. Ueber solche Bekehrung freut sich ein frommer Gottesknecht mehr, als ein Weltkind über das große Loos. Aber Pokorny freute sich noch ganz speziell; denn er hätte schon lange gern für seine böhmische Gemeinde einen frommen Schulmeister gehabt. Der Webergeselle, dachte er, soll mir's werden. Er unterwies ihn also so lange, bis er nach Breslau vor das Consistorium gehen konnte, um sein Schulmeisterexamen abzulegen. Als wohlbestandener Schullehrer kehrte er nach Münsterberg zurück, mußte aber bald wieder wandern, denn die dortige Gemeinde wollte die geringen Kosten für einen eigenen Schulmeister nicht aufbringen.

Nun saß Johann wieder auf dem Weberstuhl in Berlin. Aber nachdem er von den Wissenschaften etwas geschmeckt hatte, verlangte er mehr von dieser Speise, und die beiden böhmischen Prediger Servus und Ambrosius unterrichteten ihn weiter im Lateinischen und Griechischen.

Nach etlicher Zeit war der Geselle wieder auf der Wanderschaft, aber diesmal direkt nach der Universitätsstadt Halle. Der alte liebe Knapp jedoch konnte ihn nicht dabehalten; denn für die Waisenhausschule war der 20jährige Jüngling zu alt, und für die Universität zu wenig vorgebildet. So ging Jänicke als böhmischer Schulmeister nach Dresden, und konnte sich hier durch Privatstudien so weit ausbilden, daß er 26 Jahre alt im Jahr 1774 die Universität Leipzig bezog, und schon 1779 einem Rufe als Prediger der Böhmischen Gemeinde Berlin—Rixdorf Folge leistete.

Die Zeit, in welcher Jänicke sein Amt antrat, war die Frühlingsblüthezeit der Freigeisterei und des Unglaubens. Berlin stand an der Spitze, und unter den vielen Pastoren der Hauptstadt gab es kaum einen oder den anderen, der noch den Glauben der Väter furchtlos und frisch zu verkündigen wagte. Jänicke aber sprach: „Wenn es mein Vater, meine Mutter, mein liebster Lehrer sagte, und der Herr Jesus sagt es nicht, oder widerspricht ihm gar, dann weg damit! Wir verwerfen es als seelengefährlich, als grund-, ja in die Hölle stürzend, und es ist große Sünde, wenn man klüger sein will, als der treue wahrhaftige Zeuge, in deß Mund kein Falsch ist!"

Und darnach lehrte und lebte er einfältig im Bekenntniß der lutherischen Kirche, in der er aufgewachsen war. Und das that er mit aller Entschiedenheit und heiligem christlichen Ernst, auch wohl, weil sein alter Adam zur Heftigkeit neigte, hier und da in zu scharfem Eifer, und in einer Form, die den Spöttern Gelegenheit bot, sich über ihn herzumachen. Er war sich dessen sehr wohl bewußt, daß diese häßliche Heftigkeit vor Gott nicht recht war. Er sprach: „Ich fürchte mich vor mir selbst; denn der Wurzel nach ist der alte Adam noch immer da, ob er auch täglich ersäuft wird; und erst droben werden wir ganz damit fertig sein!" Einmal hielt er Confirmanden-Unterricht. Ein Mädchen reizte ihn so sehr, daß er sie heftig ausschalt, ja ihr das Buch an den Kopf warf. — Kaum aber ist dies geschehen, so hob er das Buch auf und sprach in tiefer Bewegung: „Du hast Deine Faulheit und ich meinen sündlichen Eifer vor Gott zu verantworten. Kinder, vergeßt nicht, der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Der Herr wolle mir meine Sünden aus Gnaden vergeben!" —

Wie demüthig konnte überhaupt der theure Mann sich selbst erniedrigen um seiner Fehler willen, auch vor der ganzen Gemeinde. „Kinderchen," so pflegte er öfters zu seinen Beichtkindern zu sagen, „mir hat der liebe Herr auch einen gewaltigen Pfahl ins Fleisch gegeben, ich bin gar hitzig und leicht zum Zorn gereizt! — Helft mir doch fleißig beten, daß mir der Herr diesen argen

Fehler abnehmen möge. Er plagt mich so sehr, und ich werde meinem Gott dadurch sehr oft zur Unehre und schade seiner Kirche unter den Menschen!" Ein andermal eifert er gewaltig gegen diejenigen, welche nicht Christum als den Eckstein des Glaubens erkennen wollen. Plötzlich hält er inne, nimmt sein Käppchen ab und spricht: „Da seht ihr, meine Lieben, wohin der Eifer führt, er wird oft fleischlich. Doch vergebt es mir, es galt doch eigentlich der Ehre meines Herrn Jesu!"

Nun, wo solch lautere Einfalt regiert, da hilft der Herr. Und nicht nur, daß viele harte Herzen durch die Demuth und Selbststrafe des lieben Mannes selbst beschämt und gebrochen wurden, sondern ihm selbst, weil er aufrichtig war, half der Herr je länger je mehr von seinem alten Erbfehler, so daß der schäumende Most zum lauteren, kräftigen Wein wurde, und es ihm erging nach dem Verslein seiner Loosung: „Immer kleiner, immer reiner muß ich werden hier auf Erden, bis ich droben sündlos kann den Heiland loben!"

In seinen Predigten kam er bisweilen ganz unvermerkt ab vom Text und Thema. Dann lenkte er wohl wieder ein mit den Worten: „Brüder, ich bin vom Text weit abgekommen, aber es ging nicht anders. Haltet es mir zu gut!" Seine eingemischten lateinischen, griechischen und hebräischen Citate, seine Gleichnisse und Geberden hatten oft etwas, was die Zuhörer zum Lachen reizte. Dem aber, der eine Weile zuhörte, verging bald das Lachen. Der Greis stand da, wie ein verklärter Engel und wie ein selig Kind, so daß alle heilsbegierigen Seelen auf das innigste angezogen waren. „Der Pastor Jänicke hat Licht!" sagte ein alter frommer ukermärkischer Bauer, der in anderen Kirchen vergebens das Wort gesucht hatte, das Sünder trösten kann, und der dann in die Bethlehemskirche gekommen war. Und der Justizminister von Kircheisen sprach: „Es giebt viele Wegweiser, die an den Ecken stehen; aber Jänicke ist ein Wegweiser, der bei der Hand faßt und selber mitgeht." Besonders eindringlich waren die Predigten seiner letzten Lebensjahre. Er konnte nicht mehr allein auf die Kanzel gehen, man mußte ihn führen, und oben saß er auf seinem Stuhle. Wenn er dann sein Käppchen vom Haupte nahm und sprach: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!" dann war alles auf das tiefste bewegt. Und hatte er erst begonnen, in das liebe Wort einzudringen und aus der reichen Fülle seiner Glaubenserfahrung heraus zu reden, dann erfüllte sich an ihm das Wort: „Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm!" Dann „floß das Wort von seinen Lippen wie ein Strom, und sein Alter war wie seine Jugend."

Daß solcher Mann durch eine vom Glauben abtrünnig gewordene Zeit nicht unangefochten seinen Weg gehen werde, kann jeder leicht denken. Oft kamen die Spötter in seine Kirche, um offen zu lachen, oder sie verfolgten ihn auf der Straße mit Spott und Hohn. Oder sie weckten ihn Nachts mit der Bitte, zu einem Sterbenden zu kommen, und ließen ihn nach halbstündigem Marsch hohnlachend im Schnee stehen. Er pflegte dann sanftmüthig und lieblich, bisweilen aber auch mit scharfem Wort zu strafen.

Einmal stand ein junger Mann seiner Kanzel gegenüber und lachte. Jänicke hielt an, und rief dann, den jungen Mann scharf ins Auge fassend, aus: „Jüngling, Du lachst!" Dieser ergriff vor Schrecken die Flucht, und Jänicke fuhr fort: „Seht, er kann meine Worte nicht ertragen, wie will er an jenem Tage die Worte des Herrn ertragen!" Ein andermal rief einer mitten in Jänicke's Predigt hinein: „Ho! ho! der Prediger Jänicke glaubt noch an den Teufel!" — „Nein, mein Lieber," antwortete dieser ruhig, „ich glaube, gottlob, nicht an den Teufel, sondern an den Herrn Jesum Christum; aber ich glaube, daß es einen Teufel giebt, so wahr als es einen Gott giebt; denn die Bibel lehrt beides, und die Versöhnungslehre steht mit der Lehre von Sünde, Tod, Teufel und Hölle in der allergenausten Verbindung."

Einmal begegnen ihm nicht weit von seiner Wohnung vier Officiere. Der eine spottet: „Zirp! Zirp!" — anspielend auf eine Himmelfahrtspredigt, in welcher Jänicke gesagt hatte, der Herr sei gen Himmel gefahren nicht so jäh und plötzlich, sondern so hübsch langsam, wie eine Lerche aufsteigt, und er hatte in seiner drastischen Weise die letzteren Worte mit einer entsprechenden Handbewegung und den Worten „Zirp! Zirp!" begleitet. Damit verspottete ihn der junge Offizier. — Jänicke blieb stehen und sprach zu ihm einige ernste Worte, von denen dem Offizier das Wort „Orden" besonders im Gedächtniß blieb. Er konnte dies Wort nicht los werden, — noch weniger den ernsten heiligen Blick, den der alte Zeuge in sein Auge und sein Herz geworfen hatte.

Endlich entschließt er sich zu ihm zu gehen. „Herr Prediger, Sie werden sich noch erinnern, daß vor einiger Zeit vier Offiziere Ihrer auf der Straße spotteten. Ich habe dazu die Veranlassung gegeben, und bitte Sie um Verzeihung. Von jener Stunde an habe ich keine Ruhe mehr gehabt. Was meinten Sie aber mit dem Orden, von dem Sie sprachen?" Freundlich antwortete Jänicke: „Mich haben Sie nicht beleidigt, wohl aber einen andern Herrn, welcher die Seinen mit dem Kreuz- und Schmachorden schmückt, und ich wünschte, daß er Ihnen diesen Orden auch ertheilen könnte. Ihn müssen Sie vor allen Dingen um Verzeihung bitten!" Dann legte er ihm in einfacher, herzlicher Weise den Weg zur Seligkeit aus, und fiel auf seine Kniee, um für ihn zu

beten. Den jungen Offizier zog es mit unwiderstehlicher Gewalt, zum ersten Mal in seinem Leben, mit auf die Kniee, und den nächsten Sonntag in Jänicke's Kirche. Dort fand man ihn von da ab jeden Sonntag hinter einem Pfeiler stehend. Dann aber, nachdem er Frieden gefunden hatte, ruhte er nicht, mit Bitten und Vermahnen auch in seine drei Cameraden zu dringen, bis diese auch für den Herrn Jesum gewonnen wurden, und wie gern vergaß der alte fromme Gottesknecht, wenn er später mit diesen vier Kriegsleuten sich um Gottes Wort vereinigte, das bischen Schmach, das sie ihm angethan hatten, und das Gott als Mittel zu ihrer Bekehrung angewandt hatte.

Freilich war nicht jedesmal die Frucht so deutlich erkennbar und so nahe zur Hand. Oft wurde in der Jänickeschen Kirche von den Spöttern so viel Unfug getrieben, daß sie zur Vorsorge mit 50 Mann Soldaten besetzt werden mußte. Die Wiederholungspredigt des Montags mußte auf Befehl des Königs einige Zeit lang geradezu eingestellt werden. Der alte fromme Gottesknecht aber versenkte sich, von der Welt verspottet, desto tiefer in die Beschauung der Liebe des Herrn, in das Wohlthun und das Gebet.

Einmal besuchte ihn ein Freund in der Morgenstunde. Seine Augen leuchteten und sein Angesicht glänzte. Siehe, sprach er zum Freunde, da denke ich eben darüber nach, was doch die Worte des Dichters: O Jesu, süßes Licht! bedeuten. Wie reimt sich denn zu „Licht" das Wörtlein „süß?" Und doch ist es wahr! Denn wer von diesem „Licht" erleuchtet ist, der empfindet erst, wie süß Jesus und wie süß sein Name ist!" Ein heiliger Friede und tiefer Ernst durchzog bei aller kindlichen Lieblichkeit das ganze Wesen des theuren Knechtes. Einer, der ihm sehr nahe stand, sprach: „Ich habe ihn nie scherzen gehört, in seiner Nähe wurde man ernst gestimmt!"

Für die Armen stiftete er nicht blos eine Suppenanstalt, die vielen eine Hülfe brachte, sondern gab selbst bisweilen das Letzte hin, um ihnen zu helfen. Einmal sah ein Freund etwas Weißes aus seiner Rocktasche hangen. Es war ein Hemdärmel, der verrieth, daß er so eben einem Kranken ein Hemd bringen wollte. Ein Arzt fand bei einer armen Kranken alles immer in schönster Ordnung und Reinlichkeit, und doch nie einen Menschen, der ihr aufwartete. Er forschte nach und auf sein Dringen gestand die Alte, der Pastor Jänicke komme alle Tage, kehre die Stube aus, mache ihr das Bette, und tröste dann sie mit Gottes Wort und bete mit ihr!" Das Mal ist es bekannt geworden. Ebenso auch in einem zweiten Fall. Wie oft mag es ungekannt geblieben sein! —

Traf ihn ein Bote, der ihn zu einem Sterbenden rief, beim

Tisch oder im Bette, so versäumte er auch nicht eine Minute, sondern folgte ihm sofort, um nichts zu versäumen. — Wie hingen aber nun auch alle Herzen seiner Beichtkinder an ihm! Wie fühlten sie sich glücklich, von dem lieben Vater einen Gruß oder Händedruck zu empfangen!

In seinen Gebeten war er ein Gewaltiger, der nach der Verheißung des Herrn die Kräfte von Himmel und Erde bewegte. Einmal hatte es sechs Wochen lang nicht geregnet. Da sagte der alte Vater am Schluß einer Bibelstunde: „Lieben Brüder und Schwestern, laßt uns den Herrn recht bitten, daß er sich unser erbarme und uns Regen schenke. Bruder Drewitz, bete Du!" Da fielen die Versammelten auf die Kniee, und schrien zum Herrn. Und sie hatten noch nicht ausgebetet, da verfinsterte sich der Himmel, es rauschte an den Fenstern, und eine Stimme aus der Versammlung rief: „Es regnet schon!"

Ein andermal hatte er auch lange Zeit um Regen gebetet. Endlich, als er gerade das heilige Abendmahl ausspendete, begann es zu regnen. Da unterbrach Jänicke die Handlung und rief: „Brüder, es regnet, lasset uns dem Herrn erst danken!" Dann that er ein herzlich Dankgebet, und fuhr dann in der Spendung des heiligen Sacraments fort. — Das war schön — obgleich nicht zum Nachmachen!

Nach der Schlacht bei Groß-Beeren saßen eine Anzahl Offiziere beim Siegesmahl. Das Gespräch fiel auch auf Jänicke und endete im schallenden Gelächter. Plötzlich ergriff ein General das Wort und sprach: „Wer hat die Schlacht bei Groß-Beeren gewonnen?" Da wurde manches geredet, dies und jenes Regiment wurde vorgeführt, das sich ausgezeichnet habe, diese und jene That wurde gerühmt. Der General aber sprach: „Meine Herren, ich will Ihnen die Antwort geben. Wir haben nichts gewonnen, wir haben nur gespielt. Der Mann, von dem Sie vorhin so viel Lächerliches erzählten, der hat die Schlacht gewonnen. Der hat mit seiner Gemeinde Tag und Nacht auf den Knieen gelegen und den Herrn unsern Gott, den Lenker der Schlachten, um den Sieg angerufen. Und nun frage ich Sie, meine Herren, ob dieser Mann es verdient hat, daß man seiner spotte? Ist er nicht vielmehr um seiner Frömmigkeit und Treue willen gegen den König und das Vaterland aller Ehren werth? Ja, Gott erhalte uns noch lange diesen Seinen treuen Knecht, damit wir als die Frucht seines Gebets den völligen Sieg davon tragen mögen."

Mit solchem Gebet hat Jänicke, der ein warm patriotisches Herz hatte, den ganzen Feldzug begleitet. Der König hat auch gewußt, was er an diesem alten treuen Beter für einen Alliirten hatte. Er hat ihn oft in der böhmischen Bethlehemskirche besucht, hat ihm einen Orden gesandt und ihm auf seinem Hofe seinen Bet-

saal ausgebaut. Den König hat er gestärkt und erquickt, den Orden hat er mit demüthiger Bitte abgelehnt, aber den Betsaal hat er fleißigst benutzt, und derselbe ist eine Stätte des Gebets und der Kraft geblieben bis auf diesen Tag! —

Die Betgemeinde, die sich in diesem Betsaal vereinigte, und ihr gottgesegneter Führer wurden der Quellpunkt reichen Segens für weite Kreise, und auch die Geburtsstätte des Bibelvereins, des Traktatvereins und der Missionsarbeit, so weit dieselbe von Berlin ausging.

Den Anstoß zur Bibelgesellschaft empfing Jänicke aus der Heimath seiner Väter. In Folge des von Joseph II. erlassenen Toleranz-Edicts erklärten gleich am ersten Tage 80,000 Evangelische, die man zur katholischen Kirche gezwungen hatte, ihren Rücktritt zum Glauben ihrer Väter. Da es denen an Bibeln und Erbauungsschriften mangelte, stiftete Jänicke 1805 die Biblische Gesellschaft, welche Friedrich Wilhelm III. laut Cabinetsordre vom 11. Jan. 1806 belobend bestätigte, und zugleich mit einem Geschenk von 20 Friedrichsd'or bedachte.

Ein hochgestellter Offizier hatte kaum erfahren, daß in Halle noch 3000 Exemplare böhmischer neuer Testamente lagerten, als er seine Börse mit 100 Friedrichsd'or zu deren Ankauf auf den Tisch legte, und die noch fehlenden 100 Thlr. am andern Tage nachzahlte. Aber das reichte nicht weit. So druckte denn Jänicke selbst das böhmische neue Testament in 3000 Exemplaren, und nachdem diese schnell vergriffen waren, die ganze Bibel in 8000 und das neue Testament mit Psalmen abermals in 2000 Exemplaren. Diese Jänickesche „biblische Gesellschaft" bildete den Grund und Anstoß zu der 1814 gestifteten und seitdem zu einem so weitverzweigten Baum herangewachsenen „Preußischen Haupt-Bibelgesellschaft."

Die Traktatverbreitung hat zuerst ein Freund von Jänicke, der fromme Oberforstmeister von Schirnding in die Hand genommen. Derselbe ließ in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf seine eigenen Kosten große Massen kleiner Erbauungsschriften drucken, und durch ganz Deutschland, Böhmen, Ungarn und Polen colportiren, damit diese kleinen Weckstimmen möchten „Verirrte zurückrufen, Wankende aufrecht erhalten, Bekümmerte trösten, Muthlose erquicken." Jänicke half nicht nur seinem Freunde bei diesem Werke, sondern stiftete auch 1811 im Verein mit seinem alten Freunde Samuel Elsner selbst einen „Verein für christliche Erbauungsschriften," welchem Herr von Schirnding, als er 1812 starb, sein ganzes reiches Lager mit 130,000 Traktaten als willkommene Gabe und Erbtheil vermachte. Nach wenigen Jahren wurde der Verein bestätigt und

erhielt den Namen, den er noch heute trägt, als „Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den Preußischen Staaten."

Derselbe Herr von Schirnding vereinigte sich mit seinem Freunde Jänicke auch zu dem Unternehmen der ersten Missionsarbeiten. Diese sind, obgleich vom Herrn mit so überschwänglichem Segen und so reichen Früchten gekrönt, als kaum irgend eine andere Missionsgesellschaft aufzuweisen hat, doch so in der Demuth und Stille vollbracht worden, daß man davon in großen Kreisen, auch gläubiger Christen, zuerst kaum Kenntniß genommen hat. Vater Jänicke wollte eben nicht die Sache an die große Glocke hängen, weil er dachte, es könne damit der heimliche verborgene Segen gefährdet sein. Jänicke war deshalb auch fast nicht zu bewegen, einen Bericht herauszugeben, und erst nach zwanzigjähriger Arbeit hat er einem Freunde in Basel auf dessen dringende Bitte eine ausführliche Schilderung von seiner Missionsschule, ihrer Entstehung und Entwicklung gegeben. Hören wir diesen Bericht mit des lieben Vaters eigenen Worten:

„In der Stille zu leben und ohne Gepränge zu wirken, ist ja so sehr, theuerster Freund, zu allen Zeiten der wahren Anbeter unsers Herrn Jesu Charakter gewesen, daß ich kaum glaube, mich bei Ihnen entschuldigen zu müssen, wenn ich, jenem Vorbilde folgend, bis jetzt nichts von unserm Missionswesen zur öffentlichen Kunde gebracht habe. Da Sie aber wiederholt einige Nachrichten von diesem unseren gering wuchernden Pfunde zur Beförderung des allein seligmachenden Glaubens unter den Heiden zu haben wünschten, und ich fest von Ihrer innigen Theilnahme für das Reich, das nicht von dieser Welt ist, überzeugt bin, so gehorche ich in Folgendem Ihrem Wunsche und beruhige mich mit dem Ausspruch des heiligen Apostels: „Alles was Ihr thut mit Worten, oder mit Werken, das thut Alles im Namen des Herrn Jesu." Col. 3, 17. Nehmen Sie also diese flüchtigen Zeilen mit Ihrer gewohnten Nachsicht hin, und benutzen Sie dieselben zur Beförderung des heiligsten Zweckes; denn es muß ja noch die Fülle der Heiden eingehen, und ganz Israel selig werden!

Nachdem der selige Herr von Schirnding, Oberforstmeister zu Dobrilugk, seine Himmlischgesinntheit durch Verbreitung von wahrhaft erwecklichen Erbauungsschriften in deutscher, französischer, polnischer, wendischer und andern Sprachen mehr, mit allem Kosten-Aufwande zu Tage gelegt hatte, so beruhigte er sich noch nicht damit, sondern richtete nun auch sein Augenmerk auf seine Miterlösten jenseits des Weltmeers. Seinem Heilande, von dem er im lebendigen Glauben wußte, daß außer ihm kein Heil sei, glaubte er seine Gegenliebe nicht besser beweisen zu können, als wenn er, so viel ihm möglich sei, dazu beitrüge, daß jenes Reich des Heiden-

thums durch die Verkündigung des Evangeliums von unserm Herrn Jesu verringert und zerstört werde.

Dieser Entschluß wurde, nachdem wir über die Art und Weise des Beginnens Briefe gewechselt hatten, zu Anfang des Jahres 1800 zur Thatsache. Im Vertrauen darauf, daß unser Alles regierender Herr Christus ferner Lauf und Bahn machen würde, wurde also unter Gebet und Flehen mit sieben gottesfürchtigen Jünglingen, in obengedachtem Jahre, zu jenem großen Zwecke, hier unter meiner Leitung der Anfang gemacht.

Man fand es nöthig, diese Jünglinge, die keine Gelehrten waren, erst wissenschaftlich vorzubereiten, damit sie in den Stand gesetzt würden, ihre in sie reichlich ausgegossene Christusliebe zweckmäßig anzuwenden und fruchtbarer zu machen. Zu diesem Ende erhielten sie zuerst, nebst dem leiblichen Unterhalt, Unterricht in den Realien und in der englischen Sprache; dann folgten die lateinische und die Grundsprachen der heiligen Schrift; späterhin erhielten sie Anleitung in der biblischen Dogmatik und im Predigtausarbeiten, in der Musik und im Zeichnen.

Aber schon nach zehn Monaten schien unser Unternehmen scheitern zu wollen; denn Umstände nöthigten unsern Wohlthäter, die fernere Unterstützung beim besten Willen aufzugeben. Jedoch, wenn ein Werk von Gott ist, wenn es des dreieinigen Gottes Ehre, nämlich das Heil der armen Seelen gilt, da hat ja unser Erbarmer noch nie in seinem Regimente etwas versehen! Es nahmen sich nun fromme Seelen in Ostfriesland unseres begonnenen Werkes an. Möge unser reicher Heiland jenen uns ehrwürdigen Mitstreitern, die bis heute noch nicht ihre wohlthuende Hand von uns gewendet haben, durch innern Frieden reichlicher Vergelter sein! Auch die sich um eben diese Zeit in England bildenden Gesellschaften zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden entschlossen sich, weil es ihnen an Subjekten zu jener Zeit mangelte, unser kleines Institut zu unterstützen. Sie thaten dies bis vor einigen Jahren, und wir haben die Versicherung, daß sie auch künftighin unsere geliebten Zöglinge in die entlegenen Gegenden fördern werden. Ferner sind uns aus mehreren Städten Deutschlands späterhin von frommen Gemüthern Unterstützungen zu Theil geworden. Weil sich aber seit dem Jahre 1818 in Basel ebenfalls, und zwar in vergrößertem Maßstabe, eine Missionsanstalt bildet, und die unsrige noch nie öffentlich bekannt gemacht worden ist, so hören die Gaben von manchen Orten her auf. Aber wenn uns unser Herr in gegenwärtiger Stunde fragen sollte: Habt ihr je Mangel gehabt? So müßten wir mit Scham und Beugung antworten: Herr nie keinen!

So, theuerster Freund, ist es möglich gewesen, daß unter der segnenden Leitung unseres treuen Erzhirten bis jetzt schon

zwanzig Jahre eine kleine im Stillen betriebene Anstalt zur Beförderung des Christenthums unter den Heiden hier in Berlin besteht."

Man hat oft, mit Recht und mit Unrecht, den Berlinern vorgeworfen, daß sie den Mund etwas weit aufthäten über das, was sie thun. Von Vater Jänicke's Missions-Seminar darf man das aber auch nicht mit dem Schein des Rechten sagen. Denn während die Baseler 1817 gestiftete Missionsgesellschaft gemeinhin als die älteste und erste dieses Jahrhunderts in Deutschland bezeichnet wird, so hat der alte Jänicke ihr diesen Namen nie streitig gemacht und gemißgönnt, obschon er seit dem Jahre 1800, schon 17 Jahre lang bereits reiche Erndte eingeheimst hatte, bevor man noch in Basel an's Aussäen dachte. Ihm war es eben genug, unter der Gnade des Herrn arbeiten zu dürfen; Anerkennung fürchtete er mehr, als er sie suchte. Darum hat ihm der Herr aber auch über Bitten und Verstehen reichliche Frucht in seinen Schoß geschüttet.

Paul Jänicke, der Bruder unsers Vater Johann, war schon früher 1788 als Missionar nach Ostindien gegangen, wo er als treuer Helfer des Missionar Schwarz arbeitete, bis er am 10. Mai 1800 starb und neben Vater Schwarz sein Ruhebettlein fand.

Die ersten Jünglinge, mit denen Jänicke sein Missionsseminar eröffnete, waren Daniel Schreyvogel von Lindau am Bodensee, und Abraham Albrecht der jüngere, Palm, Ulbrecht I., Frey, Peter Hartwig und Gottlieb Langner.

Für diese sorgte Herr von Schirnding in der Weise, daß sie freien Unterricht und Kost und wöchentlich jeder zwei Thaler zur Befriedigung der nöthigen Bedürfnisse erhielten. Aber schon nach 10 Monaten wurde Herr von Schirnding durch den Verlust von 40,000 Thalern außer Stand gesetzt, in bisheriger Weise allein die Kosten zu tragen. Das ganze Unternehmen stand in Gefahr. Doch Jänicke hatte im Gebet unerschöpfliche Hülfsquellen. Mit 47 Thalern Kassenbestand übernahm er vom 1 November 1800 ab das Seminar selbständig, und der Herr hat seinen treuen Knecht nicht im Stich gelassen. Es fehlte weder an dem Brod, noch an den Brocken, die übrig blieben. In Berlin ging der fromme Kleidermacher Böttcher mit großem Aufwand von Zeit und Kräften umher und sammelte. War die Büchse voll, so schüttete er sie bei Vater Jänicke aus. Bruder Beißer und dann Bruder Baurath traten später in seine Lücke ein. Im Jahr 1821 gewährte der fromme König Friedrich Wilhelm III. dem Missionsseminar eine jährliche Beisteuer von 500 Thalern mit der Bedingung, daß von der Summe jährlich zwei Jünglinge mit dem, was zur Nahrung und Kleidung nöthig sei, versorgt würden. Diese Summe ist später durch Königliche Cabinetsordre an die

heutige Berliner Missionsgesellschaft übergegangen, und am Ende des Jahres 1869 vom Abgeordnetenhause gestrichen worden.

Im Jahr 1823 bildete sich das bisherige Missionsseminar zu einer eigenen „Berliner Missionsgesellschaft" aus. In der von dem Könige in demselben Jahre genehmigten Grundverfassung wird als Ziel angegeben: „Der einzige Zweck der Missionsgesellschaft ist: die Erkenntniß Christi unter heidnischen und anderen unerleuchteten Völkern zu verbreiten. Zu dem Ende bildet sie hierzu geeignete Boten in ihrem Seminar." Noch in seiner letztwilligen Urkunde erklärte Jänicke: „daß Jesus Christus allein der Präsident bei unserer Missionsgesellschaft sein und bleiben soll!"

Welche Früchte aus diesem Missionsseminar hervorgingen, das wird der auf dem Gebiet der Heidenbekehrung bewanderte Missionsfreund zu schätzen wissen, wenn ich an etliche Namen erinnere.

Der Erstling, Bruder Schreyvogel, wurde in Erinnerung an den selig heimgegangenen Bruder Paul Jänicke nach Ostindien gesandt an die deutsche Mission in Trankebar. Palm und Ehrhardt gingen dann im Dienst der Londoner Missionsgesellschaft nach Ceylon; Carl Rhenius aus Ostpreußen ging nach Madras und dann nach Palamkottah, wo seine Wirksamkeit zu den gesegnetsten aller Missionsthätigkeiten zu rechnen ist. Mit ihm arbeiteten Schnarre und Schmidt. Leopold Butscher aus Ueberlingen wurde ein gesegnetes Werkzeug in Sierra Leone; mit ihm später Prasser und Nyländer, Klein, Wilhelm, Sperrhaken; Christian und Abraham Albrecht und Ebner haben wir bereits oben (pag. 131.) unter den Hottentotten und Buschmännern arbeiten sehen; und im weiteren Verlaufe werden wir unter den auserlesenen Rüstzeugen in Südafrica noch Schmelen, Ulbricht, Wimmer, Pacalt, Messer, Saß und andere kennen lernen. Und wer hat nicht von den Arbeiten Gützlaff's in China gehört? — Diese alle und noch manche andere waren aus dem stillen gesegneten Missionsseminar in der Wilhelmsstraße hervorgegangen, im Ganzen an 80 an der Zahl, um Juden und Heiden das Evangelium zu bringen.

Das Saamenkörnlein aber hat seine Zeit, wo es verborgen bleiben muß, und hat auch seine Zeit, wo es an's Licht kommen muß. Deshalb werde ich, den Fußstapfen meines theuren Amtsvorgängers Wallmann folgend, auch in dieser kurzen Missionsgeschichte das Licht der älteren Berliner Brüder auf ihren Leuchter stellen, daß es auch in weitere Lande hinaus leuchte. Ich gedenke daher hier und da bei der Zeichnung der mancherlei Missionsunternehmungen unter den Stämmen Südafrica's den „Berliner Antheil" auch besonders eingehend zu behandeln. Denn wenn die Londoner Missionsgesellschaft die Ausrüstungs- und Unterhaltung kosten, und das Jänickesche Missionsseminar die Arbeiter und ihre

Ausbildung beitrug, sollte nicht das letztere auch Anspruch auf seinen bescheidenen „Antheil" miterheben können?

Freilich Jänicke's einiger und Haupt-Antheil war die Gnade des Herrn Jesu, die er im Glauben ergriffen hatte, und die er nun in der Ewigkeit schmeckt.

Es war am 21. Juli 1827, als der Herr seinen treuen Knecht zu diesem Schauen abrufen wollte. Er tröstete die Seinen und stimmte mit ihnen das Lied an, das er auch mit seiner lieben Gattin an ihrem Sterbelager gesungen hatte: „O Haupt voll Blut und Wunden." — Fast hatte er es zu Ende gesungen. Noch sang er mit: „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod, und laß mich sehn Dein Bilde in Deiner Kreuzesnoth!" Dann versagte ihm die Stimme. Als die Seinen weiter sangen: „Da will ich nach Dir blicken," da brachen seine gen Himmel gerichteten Augen. Als sie weiter sangen: „Da will ich glaubensvoll Dich fest an mein Herz drücken" — da nahm der Herr seinen lieben Knecht in seine treuen Arme und in sein ewig Königreich. Ja „Wer so stirbt, der stirbt wohl!"

Sein Segen blieb ruhen auf seiner Gemeinde, und auf seinen lieben Arbeitern in der Mission. Wie er sie segnete, das wollen wir mit seinen eigenen Worten hören aus einem Brief, den er unter dem 19. October 1816 an seinen lieben Bärenbruck nach Ostindien schrieb:

„Zu Abraham sagte der Jehovah: Wer dich segnet, der wird gesegnet!" Nicht bin ich Abraham, indessen kann und darf ich als ein armes Kind zu dem Jehovah sagen und sage es ihm hier mit der Feder: „Segne, o Herr, unser Heiland, meinen Bruder Bärenbruck in Emberton; segne auch den Bruder Decker mit Deinem göttlichen Jesus-Segen, um Deiner gnädigen Verheißung willen!" . . . Mein Bruder, wenn Du durch die Gnade unsers Erbarmers immer klein von Dir denken wirst, wie Du es auch thust, und nicht bei den empfangenen Gaben stehen bleiben wirst, sondern kindlich Dich zu dem hohen Geber derselben halten; dann wird Dich der heilige Geist vor der gefährlichen Frage bewahren: Bin ich wohl der Größeste im Ost-Indischen Königreich? Und wirst Du Dich an den letzten Ort der Arbeiter in seinem Weinberge, Königreiche, setzen, und diesen letzten Ort für große Gnade Gottes von ihm anerkennen; o dann wird er Dir, wo nicht hier, doch dort vor seinem Thron, als einem kindlich und demüthig Gesinnten unter seinen Begnadigten zurufen: Freund, rücke herauf! — Ach, entschuldige meine Einfalt!"

Diesen Segen eignest Du Dir, lieber Leser, wohl auch zu? Sonderlich wenn Du auch ein Missionar bist! —

---

26. Die Berliner Missionsgesellschaft
(jüngeren Datums).

Nachdem Gott der Herr durch die Heimsuchungen französischer Fremdherrschaft im Anfange dieses Jahrhunderts unser Volk gedemüthigt und zur Buße gerufen hatte, erwuchs aus dieser Buße heraus ein neues Glaubensleben. Denn viele hatten erkannt, daß die Befreiung des Volkes ein Gnadengeschenk Gottes sei, und hatten ihm dafür danken, und ihn suchen gelernt in seinem Worte, und hatten dabei gelernt, daß Niemand zum Vater kommen kann, ohne durch den Sohn, und hatten geglaubt und erkannt, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei unser einiges Heil und unser Herr.

Es waren aber auch noch eine gute Zahl alter frommer Christen in dem Volke vorhanden, die durch alte Erbauungsbücher, Arndts wahres Christenthum, Franke's, Bogatzky's, Skrivers und anderer alter frommer Zeugen Schriften in einer Zeit christliches Leben erhalten hatten, in welcher die meisten Geistlichen im Unglauben und falscher Philosophie das wahre Licht verloren hatten, und deshalb ihre Gemeinden nicht zu den wahren Lebensbächen führen konnten. Diese alten lieben Christen versammelten sich untereinander in Conventikeln, wurden selbst da verfolgt, und kamen dadurch wohl auch auf manchen Abweg, erhielten aber durch Gottes Gnade unter sich ein ernstes Streben in der Heiligung und hielten fest an Gottes Wort und an dem Glauben an Christum den Gekreuzigten.

Als einen Hauptvertreter des alten Glaubenslebens haben wir den alten lieben Vater Jänicke kennen gelernt, der in Berlin als Zeuge der Wahrheit Hunderten zum Segen geworden ist, und der auch für die Heidenwelt durch die von ihm ausgebildeten Missionare größeres gewirkt hat, als ganze Missionsgesellschaften. Als einen Hauptvertreter des neuerwachten Glaubenslebens bezeichnen wir den Professor August Neander, die lautere Johannesseele, der mit seinem warmen Wort und Zeugniß Hunderten von Geistlichen der Wegweiser zum Leben geworden ist.

Der alte Vater Jänicke, als er dieses neuerwachende Leben in der Kirche schaute, war voller Freude, und als ein Vertreter des neuerwachten Glaubenslebens Pastor in Berlin wurde, und er von dessen frischen Zeugnissen hörte, rief er aus: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!“ und rüstete sich zum seligen Heimgange, den ihm der Herr, welchem er treu gedient hatte, 1827 bescheerte.

August Neander aber empfing vier Jahre vor Jänicke's Tode (1823) theils durch die reichlich einlaufenden Nachrichten von dem Erfolge der Londoner Missionsthätigkeit, theils aus Gesprächen mit dem frommen Assessor Lecoq eine so lebendige Anregung für die Mission, daß er beschloß, auch seinerseits in die Reihe der Mitarbeiter einzutreten.

Er erließ deshalb im Jahre 1823 einen „Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionare unter den Heiden", der solchen Anklang unter Geistlichen und Laien fand, daß sofort eine Anzahl von Professoren und Geistlichen der Residenz und deren Umgegend sich bereit erklärte, solche Beiträge zu sammeln und entgegenzunehmen. Als der Segen des Herrn in Geldbeiträgen reichlicher floß, dachte man daran, einen eigenen Missionsverein zu stiften.

Am 29. Februar 1824, einem Sonntage, saßen zu diesem Ende eine Anzahl frommer Bekenner in der Wohnung des Professor Hollweg bei einander. Nur ein einziger Geistlicher war unter ihnen, der Professor und Hofprediger Strauß. Von theologischen Professoren waren doch zwei gekommen, Neander und Tholuck. Ebenso viele hatte die Armee gestellt, Major v. Röder und Major v. Gerlach; das größte Contingent stellte, im Widerspruch zu dem bekannten Sprichwort, der Juristenstand. Aus diesem waren die Professoren Hollweg und v. Lancizolle, Justizrath Focke, Assessor Lecoq und Geh. O.-Bergrath v. Laroche erschienen, also die richtige Hälfte der Zehn. Merkwürdig, daß es seitdem im Comité, was die wirklich mitwirkende Theilnahme betrifft, noch heute fast ebenso steht. Prediger Strauß eröffnete die Versammlung mit Gebet und übergab die Sache den treuen Händen des Erbherrn aller Heiden. Die Statuten wurden entworfen und deren Genehmigung vom Ministerio erbeten.

Der neue Verein mußte von Hause aus durch viel Trübsal und Anfechtung gehen, und empfing damit ebenfalls die Signatur, die er tragen muß bis auf diesen Tag. Die Genehmigung blieb Monate lang aus, und auch in der älteren Berliner Missionsgesellschaft konnte man sich in den neuen Verein nicht recht finden. Der alte liebe Vater Jänicke war eben alt geworden, und hatte den größten Theil seiner ausgedehnten Missionsarbeit seinem Schwiegersohn, dem Pastor Rückert, übergeben, welcher wohl sehr wenig mit dem Zeugengeiste des alten Vaters gemein hatte. Als nun der neue Missionsverein seine Absicht, auch mit anderen Missionsunternehmungen in Verbindungen zu treten, und also eine größere Anregung des Missionsinteresses zu erwecken, bekundete, da war das dem alten Jänicke zuerst gar nicht recht, und der Geschäftsführende des Jäneckischen Instituts erließ eine öffentliche Erklärung, die manche treue Seele betrübt hat.

Am Palmsonntage waren die Zehn wieder beim Professor Hollweg zusammen, und beriethen, was zu thun sei. Der Geh.-Rath Laroche übernahm den Auftrag, mit noch einem der Zehn zum alten Jänicke zu gehen und ihn aufzufordern, ob er nicht auch in den Verein eintreten wolle. In Laroche's Tagebuch steht an jenem Palmsonntag der Gebetsseufzer: „Herr, leite Du Deine heilige Sache, und laß uns gläubig darinnen arbeiten zu Deiner Ehre!" — Der Versuch gelang nur zum Theil. Der alte Vater Jänicke ließ seine Bedenken fallen, aber die Hartnäckigkeit Rückert's war der Grund, daß eine Vereinigung nicht zu Stande kam. Dagegen erfolgte die königliche Bestätigung des neuen Vereins unter dem 4. Mai des genannten Jahres 1824, und die Statuten wurden im Juli desselben Jahres veröffentlicht, genau in derselben Gestalt und Fassung, wie sie noch jetzt jeder Jahresbericht der Gesellschaft bringt. Die genannten Männer, zu denen sich noch fünf andere Namen, Past. Couard, Kaufm. Elsner, Prediger Lisco, Lieutenant von Sommerfeld und O.-C.-Rath Theremin gesellt hatten, bildeten von da ab zunächst die Gesellschaft, und zugleich auch ihr Comité, welches sich durch Cooptation ergänzte. Den Vorsitz übernahm G.-R. Laroche, welchem 1833 Major v. Gerlach, 1838 G.-R. Göschel, 1844 Geh.-Leg.-Rath v. Bülow, 1848 Conf.-Präsident Göschel und 1856 Ob.-Trib.-Präsident Dr. Goetze folgte. Die in Folge des Neanderschen Aufrufs gesammelten Beiträge von 1102 Thlrn. wurden so vertheilt, daß die Brüdergemeinde 452, das Jänickesche Institut 250 Thlr., das Hallische 100 und das Baseler 300 Thlr. erhielt.

Der Aufforderung zur Bildung von Hülfsgesellschaften entsprach zuerst die Stadt Stettin, in welcher damals ein reges Missionsleben war. Der Stettiner Hülfsverein datirt von demselben Jahre, wie die Muttergesellschaft, nämlich vom Jahre 1823, er hatte schon auch 1825 die für die damalige Zeit so bedeutende Summe von 162 Thlrn. aufgebracht. Daraus, daß in den ersten Jahren die Gesellschaft nur den Zweck verfolgte, Geld zu sammeln, welches an schon bestehende Missionsseminare vertheilt wurde, stammt der Name „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden."

In dem Maße aber als mit den Geldbeiträgen auch das innere Interesse für die Heidenbekehrung unter den Betheiligten wuchs, in demselben Maße entstand und wuchs auch der Wunsch, diejenigen Jünglinge, die aus dem Bereich des Vereins und seiner an Zahl jährlich wachsenden Hülfsvereine für den unmittelbaren Dienst unter den Heiden sich erboten, auch selbst auszubilden und auszusenden.

Der erste Zögling Sprömberg (aus Schmarfendorf bei Königsberg N.-M.), der zu diesem Ende angenommen wurde,

konnte, weil das Jänickesche Institut damals von Rückert geleitet wurde, diesem nicht übergeben werden, sondern wurde (Ostern 1826) der Baseler Anstalt anvertraut. Eben dahin ging nach Jänicke's Tode auch Pensel, ein früherer Schüler der Jänickeschen Anstalt, den das Comité übernahm (1828). Der erstere wurde nach Schuschi in Georgien, der zweite nach Glücksthal bei Odessa dirigirt; beide fanden einen gesegneten Wirkungskreis. Sprömberg hatte eine Bildungsanstalt für armenische Schulmeister zu leiten, Pensel wurde Pastor bei einer deutschen Colonie. Als aber bald mit den eingehenden Beiträgen auch die Meldungen zum Missionsdienst sich mehrten, faßte man den Plan ins Auge, eine eigene Missionsschule zu gründen.

Dieselbe wurde (damals in der Rosenthaler Straße Nr. 41) am 5. Jan. 1829 von dem Pastor Kober mit Gebet eröffnet. Da der zum Leiter der Anstalt ins Auge gefaßte Gymnasiallehrer Heller aus Nürnberg noch nicht im Stande gewesen war, seinen Anzug zu bewerkstelligen, so war der Candidat Maresch (jetzt Pastor in Liepen bei Anclam) der erste, der den Unterricht mit drei vorläufig auf Probe aufgenommenen Jünglingen begann. Ihn löste am 1. April des Jahres der Candidat von der Trenk ab, bis Ende Oktober des Jahres Direktor Heller eintraf.

Die Erziehungsgrundsätze, nach welchen die Jünglinge gebildet werden sollten, sind ganz ähnlich denen, welche auch Vater Jänicke schon seiner Bildungsanstalt zu Grunde gelegt hatte. Der Jahresbericht von 1829 giebt sie mit kurzen Worten an: „Wir beabsichtigen in unserer Anstalt den Zöglingen, vermöge der reichen Hülfsmittel, welche unsere Hauptstadt darbietet, eine wissenschaftliche Ausbildung zu geben, im Ganzen derjenigen ähnlich, wie die zum Predigtamte bestimmten jungen Leute bei uns erhalten; nur mit Weglassung oder geringerer Berücksichtigung solcher Disciplinen, deren Nutzen bei Predigern unter den Heiden zurücktritt. Das Ziel ihrer Ausbildung ist eine gründliche Kenntniß der heiligen Schrift in den Grundsprachen; theils um nun in diesen beiden Sprachen ihnen die größtmögliche Gewandtheit zu geben, theils um für das Erlernen der schwierigen Sprachen fremder Welttheile sie vorzubereiten, ist daher das Sprachstudium der Mittelpunkt der Ausbildung, wobei die lateinische Sprache nur beiläufig, die griechische, besonders zu Anfang, vorzugsweise, erst später die hebräische mit den Dialekten getrieben werden soll." Diese drei Stücke: so viel als möglich eingehende theologisch-wissenschaftliche Ausbildung, möglichst tiefe Einführung in die Kenntniß der heiligen Schrift und möglichst gründliche Erlernung der biblischen Grundsprachen, sind dieselben Grundgedanken, welche auch heute noch bei der Ausbildung der Zöglinge die leitenden

sind (vergleiche auch Jahresbericht pro 1831 p. III.). Sie haben von manchen Seiten Anfechtung erfahren. Den einen schien das zu erreichende wissenschaftliche Ziel zu hoch, den anderen zu niedrig, den dritten unerreichbar mit den vorhandenen Kräften zu sein. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß die in allen Stücken durchaus praktische erste Einrichtung des Lehrplans die beste ist, die man wählen konnte, wie dies auch 1866 auf der Bremer Conferenz der Vertreter sämmtlicher Missionsseminare fast einstimmig bestätigt worden ist.

Bevor wir indeß die weitere Entwickelung des Missionsseminarii verfolgen, müssen wir zunächst berichten, daß schließlich dennoch eine Vereinigung mit dem alten Jänickeschen Institut factisch vollzogen worden ist.

Es hatte sich nämlich im unmittelbaren Anschluß an das Abscheiden des alten Vater Jänicke, zur Fortführung des von ihm begonnenen Werkes, ein Comité gebildet aus dem Pastor Rückert und den sechs ältesten Freunden Jänicke's, den Herren Ebner (Blattmacher), Hoffmann (Schulvorsteher), Krüger (Kaufmann), Reinicke (Kaufmann), Schmidt (Rentier), Vetter (Kaufmann), welches als „Comité der Berlinischen Missionsgesellschaft" von dem Minister bestätigt wurde. Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm III. aber, der die Entwickelung der Mission mit wärmster Theilnahme verfolgte, traten die sämmtlichen sechs zuletzt Genannten, denen sich noch der Schulvorsteher Dreger anschloß, in das Comité der größeren Gesellschaft, so daß Rückert mit seinem Seminar allein blieb, und bald sich genöthigt sah, dasselbe aufzugeben. Da nun der König auch die von ihm früher an Jänicke gezahlte Beisteuer von 500 Thlrn. der größeren Muttergesellschaft überwies, und da diese auch in ihrem Seminar dieselben Erziehungsgrundsätze befolgt, wie der selige Jänicke, so darf sich unsere Missionsgesellschaft wohl als die legitime und geistige Erbin der Arbeit und des Segens von Vater Jänicke ansehen.

Vom Anfang an war das Bestreben der Berliner Muttergesellschaft darauf gerichtet gewesen, mit einer möglichst großen Zahl von Hülfsvereinen in organische Verbindung zu treten, und dadurch dem Schwanken der zufällig zusammenfließenden Gaben gegenüber eine festere Basis zu gewinnen. Das Musterstatut für diese Hülfsgesellschaften wurde im Jahresbericht von 1827 mitgetheilt, und ist seitdem unverändert in jedem Jahresbericht wieder abgedruckt worden. Auf Grund desselben haben sich bis heute 282 Hülfsvereine der Muttergesellschaft als helfende Mitarbeiter angeschlossen, theils einzelne Kreise von Missionsfreunden, theils ganze Synoden. Die aus diesen Hülfsvereinen eingehenden Jahresberichte geben oft von der wärmsten Theilnahme Kunde, die das

heilige Werk in immer weiteren Kreisen fand, aber auch ebenso von dem reichen Segen, den die Betheiligung an demselben denen brachte, die daran arbeiteten. Ströme des heiligen Geistes sind auf den Missionsfesten geflossen, und Tausende von Christen in unserer alternden Kirche verdanken ihre Erweckung aus dem geistigen Tode eben dem Werke der Mission.

Durch welche Schwierigkeiten sich das Werk hindurcharbeiten mußte, ist daran zu ersehen, daß in den ersten Jahren die Erlaubniß zum Gebrauch der Kirche für Missionsfeste und Missionsstunden theils gänzlich versagt, theils nur mit größter Anstrengung erreicht wurde. Die Erlaubniß zur Abhaltung des ersten Missionsfestes in Berlin in der Dreifaltigkeitskirche (19. Oct. 1831) wurde durch Königliche Kabinetsordre erlangt. Allmählich aber errang sich die Missionssache eine solche Theilnahme, daß die Missionsvereine die Sammelpunkte für die Gläubigen und die Missionsfeste recht eigentlich die christlichen Volksfeste wurden; so daß eine Abtrennung des Missionsinteresses von dem des christlichen Lebens überhaupt zur Unmöglichkeit geworden ist. Die Festberichte aus den Hülfsvereinen beweisen, daß die Missionsfeste zu den lieblichsten Blüthen des in unserem Jahrhundert neuerwachten Glaubenslebens gehören. Die mit Laubgewinden geschmückten Kirchen, die mit Blumenflor geschmückten Altäre und Kanzeln im Walde oder unter den einen großen Platz beschattenden Bäumen, die Festzüge mit ihren Fahnen, die sich begrüßten, die Posaunenchöre und neu gebildeten Gesangvereine, welche das Fest verherrlichten, dem sie ihre Entstehung verdankten, waren nicht blos äußerlicher Festschmuck, sondern Zeugniß, daß das christliche Volk in seinem innersten Herzen durch die Mission zu neuem Leben erweckt wurde. Die glühenden, einschneidenden Predigten sind vielen einzelnen und ganzen Gemeinden das Mittel zur Erweckung aus dem Todesschlafe geworden. Die auf solchen Festen Gesegneten riefen andere herbei, daß sie des gleichen Segens theilhaft werden möchten; manche Feste, wie zu Zarben, Wusterwitz, Zühlsdorf, Elbenau und an vielen andern Orten, wurden von Tausenden von Gästen besucht, die christliche Gastfreundschaft wurde von ganzen Gemeinden geübt. Und der Segen hat seinen steten Fortgang bis auf unsere Tage.

Unter diesen Umständen wuchsen die Geldbeiträge einerseits und die Meldungen zum Missionsdienste andererseits in dem Maße und die Unzulänglichkeit der Beaufsichtigung der in der Stadt zerstreut zur Miethe wohnenden, und in einer Miethswohnung unterrichteten Jünglinge trat in so handgreiflicher Weise an den Tag, daß der Wunsch nach Gewinnung eines eigenen Missionsgebäudes immer lebendiger sich geltend machte. Aber womit die Kosten bestreiten? — Der Herr wußte Rath. — Zwei

ungenannte Missionsfreunde (der eine, Unteroffizier Häusler, der andere, Lederhändler Seiffert) begannen, legitimirt durch ein Zeugniß des Pastor Goßner, im Jahre 1834 auf eigne Hand zu dem gedachten Zwecke Gaben zu sammeln. Sie konnten am 31. Dezember 1835 bereits 2210 Thlr. ausschütten. Nun wurde eine Baukommission (bestehend aus Dr. Dielitz, Hofrath Gebauer, Unteroffizier Häusler, Lederhändler Seiffert, Kaufmann Traun und unter Vorsitz des Pastor Kuntze) erwählt, die die Sache betreiben sollte.

Der Aufruf von 1834 war ein Weckruf. In demselben heißt es unter anderm: „David spricht: Siehe ich wohne in einem Cedernhause und die Lade Gottes wohnt unter den Teppichen. Wie Israel die Stiftshütte baute, so bauet doch ihr ein Missionshaus! Helfet, theure Brüder und Schwestern in Christo, daß der Grund gelegt, Steine und Kalk herbeigebracht werden, daß ein Haus dem Herrn geweiht, sich bald erhebe, worin Heidenboten zu ihrem wichtigen und heiligen Berufe vorbereitet werden können! Helft uns beten, daß es ein Bethel werde!"

Und die christliche Liebe antwortete. Ein Brief von einem Ungenannten aus Dresden brachte 500 Thlr., die Aermeren steuerten nach Kräften, eine Halle'sche Predigerwittwe einen silbernen Gemüselöffel, eine Frau ihren Trauring, eine andere einen Diamantring, ein Armer 5 Sgr., eine arme Wittwe 2 Sgr., ein armes Dienstmädchen 1½ Sgr., ein armes Kind 1¼ Sgr. von erspartem Frühstück. — Die Ueberschrift über dem Hause: „Erbaut aus freiwilligen Beiträgen" hat ihre Geschichte und ihre gute Währung!

Als nach zwei Jahren 5627 Thaler beisammen waren, wurde, nachdem die Gesellschaft durch Cabinets-Ordre vom 11. Februar 1837 die Rechte einer moralischen Person erlangt hatte, ein Grundstück gekauft und ein neuer Aufruf erlassen. Darin hieß es abermals: „Wir trauen auf die christliche Liebe und Unterstützung der Brüder und Schwestern, daß der letzte Thaler bezahlt sein wird, sobald der letzte Arbeiter sein Werk vollendet hat. Wir sehen dabei auf David, der, nachdem er selber Gold und Silber zum Tempelbau gegeben, zum Volke sprach: „Wer ist nun freiwillig, seine Hand heute dem Herrn zu füllen? Da brachten sie Gold, Silber, Erz und Eisen und Steine, denn das Volk ward fröhlich, daß sie freiwillig waren, denn sie gaben es von ganzem Herzen freiwillig."

Und abermals strömten die Gaben herbei. Der König schenkte 300 Thlr., Herr v. Bethmann-Hollweg 100 Thlr., die Kaiserin von Rußland 10 Dukaten, und also weiter, jeder nach seinem Vermögen, und die Bauleute bauten mit Freuden!

Die Straße, in der sie bauten, heißt die Sebastiansstraße, eine schöne Mahnung an das Märtyrerthum, dessen die Mission gewärtig sein muß. Der heilige Sebastian nämlich war einst Liebling des römischen Kaisers Maximianus und Hauptmann in seiner Leibwache. Als er Christ wurde, ergrimmte der Kaiser und übergab ihn den Bogenschützen, die ihn mit Pfeilen so zerschossen, daß er für todt auf dem Platz blieb. Er war aber nicht todt, sondern christliche Liebespflege trug ihn heim, und er genas. Anstatt aber zu fliehen, wie seine christlichen Brüder ihm riethen, stellte sich Sebastian auf die Treppe eines heidnischen Tempels und rief von da aus den vorbeiziehenden Kaiser an, und ermahnte ihn, von seinem Christenhaß abzulassen. Der Kaiser ergrimmte vor Wuth und ließ den treuen Bekenner in der Rennbahn vor seinen Augen zu Tode geißeln. Der zerfleischte Leichnam wurde in einen häßlichen Ort geworfen, aber von einer christlichen Matrone Lucina herausgezogen und an der Grabstelle Petri und Pauli feierlich bestattet (20. Jan. 303).

Theils nach diesem heiligen Sebastian, theils nach dem seinen Namen tragenden Sebastian Nethe, der sich um den Bau der neuen Kirche sehr verdient machte, wurde dieselbe Sebastianskirche, die an ihr vorüberführende Gasse die Sebastianskirchgasse, später die Sebastiansstraße genannt; die Kirche aber selbst hat hernach die Erinnerung an den Märtyrer aufgegeben und heißt jetzt Louisenstädtische Kirche.

In der Sebastiansstraße (damals Nr. 16, später Nr. 48, jetzt Nr. 25) nun versammelten sich am 28. Juli 1837 morgens ½6 Uhr die Missionsleute mit den Bauleuten. Die Posaunen wurden geblasen. Pastor Kuntze hielt das Gebet, und erzählte von der Geschichte der Sammlungen zu dem Bau, man sang, man betete und legte den Grundstein zu dem Missionshause mit den üblichen Hammerschlägen und Glückwünschen. Am 30. September wurde das Haus gerichtet, eine stattliche Krone wurde auf dem Giebel durch zwei Missionszöglinge befestigt, während man sang: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! Der Zimmerparlier sprach seinen Reimspruch, und mit: Nun danket alle Gott! wurde der Schluß gemacht.

Am 13. September 1838, Nachmittags 5 Uhr, konnte der Vorsteher der Baukommission dem Vorstande des Hauses die Schlüssel übergeben zu dem vollendeten Hause, welches er mit den Worten einweihte: „Möge dies Haus, zu so heiligem Zwecke geöffnet, nicht eher wieder geschlossen werden, als bis der letzte Heide zur Gnade Christi gekommen ist!“ — Dazu spreche der Herr sein Ja und Amen; denn wahr war das, was derselbe Pastor Kuntze in seiner Weihrede aussprach, daß unter den tausend Häusern der Residenz keins diesem ähnlich sei, welches ein

Denkmal sei zur Ehre Gottes, ein Zeugniß der Gnade unseres Heilandes und ein Segen für die ferne Heidenwelt.

Mit dieser Feier war aber die Sache noch nicht abgethan. Am 18. Dezember 1838 sprach Pastor Kuntze abermals ein weihendes Wort, nämlich über den dem Hause hinzugefügten neuen Betsaal. Seine Worte lauteten: „Diese Stätte, bestimmt zum Dienst des gnadenreichen Gottes, zur Verkündigung seiner Barmherzigkeit in Christo Jesu, zum Segen für unsterbliche Seelen und zur Verherrlichung seines Namens unter den Heiden, diese Stätte von jetzt an, bis sie in Trümmer zerfällt, zum Missionsbetsaal ausgesondert, weihe ich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gelobt sei der Herr, gelobt sei sein heiliger Name, jetzt und in Ewigkeit! Amen!"



Das Berliner Missionshaus.

Das neue Haus, dessen Betsaal ein Jahr nach seiner Einweihung (18. Dezember 1839) durch eine schöne neue Orgel geschmückt ward, erwies sich bald als zu klein. Es mußte ein Anbau gemacht werden, zu dem am 22. September 1855 der Grundstein gelegt wurde. Im Jahre 1863 ist denn auch der alte Betsal in der Weise umgebaut worden, daß unterhalb desselben eine Wohnung für einen Inspector noch hinzugefügt wurde. Am 6. November des genannten Jahres konnte der neue Bau durch den General-Superintendent Büchsel eingeweiht werden.

Dies ist die Segensstätte, in welcher so mancher liebe Jüngling gesegnet worden ist, um den Segen in ferne Lande hinauszutragen.

Kehren wir nun zum Jahre 1829 zurück, um zu sehen, welche Entwickelung das Missionsseminar selbst genommen hat.

Der erste Direktor Heller, unter dem die Zahl der Zöglinge auf sieben stieg, blieb auf seiner Stelle nur einige Jahre; er kehrte, weil er sich in Betreff des Grades der den Zöglingen zu ertheilenden wissenschaftlichen Bildung mit dem Comité nicht einigen konnte, in seine Heimath zurück. Ihm folgte am 2. August 1833 der Prediger Zeller aus Zürich, der aber ebenfalls schon nach Jahresfrist, Familienverhältnisse halber, die Stellung wieder aufgab. In dieselbe trat 1834 der Candidat (dann Prediger) Schüttge aus Wellersdorf bei Sorau, dem, weil das Werk wuchs, ein Hülfsarbeiter zur Seite gegeben wurde, der Candidat Prüfer. In Schüttge's Stelle rückte (14. Mai 1844) der Candidat (dann Prediger) Blech als Inspektor des Seminarii, und dann folgten (nach interimistischer Thätigkeit des Pastor Stoll) nach einander Mühlmann (im Jahr 1850), Wallmann (19. Mai 1857), und nachdem dessen Stelle in zweijähriger Vakanz durch die Inspektoren Kratzenstein und Plath versehen war, der Schreiber dieses Werkes Wangemann (2. Oktober 1865).

Die Hülfsarbeiter, welche dem Inspektor treulich in dem Unterricht geholfen haben, waren im Laufe der Jahre, die Candidaten Prüfer (s. o.), Wichmann, darnach Pehmöller (1835), Balke, Robert, Prediger Kirsch als Gehülfe des Inspektor Blech (1844), Candidat Salin aus Görlitz, Brömel aus Rudolstadt, Pr. Röber (1846), Stoll (1847), Cand. Stäglich, Wiesike und Mette, Cand. Müller, Licent. Traugott Tauscher und später die Candidaten Leonhard, Schulz und Böhmer. Weil auch für zwei Lehrkräfte die Arbeit inzwischen zu groß wurde, fanden sich noch freiwillig helfende Missionsfreunde herzu, die in einzelnen Stunden und Gegenständen den Unterricht ertheilten, wie die Pastoren Lisco der ältere, und von Gerlach und der Schulvorsteher Dreger (1837), Cantor Schmidt (1842), Lieutenant Bertram, P. Kuntze (1843). Da indeß durch solche freiwillige Hülfe nicht diejenige Stätigkeit in dem Unterrichtsplan gewonnen werden konnte, welche bei der geringen für die Ausbildung der Zöglinge zu Gebote stehenden Zeit unentbehrlich war, so mußte auf die Anstellung eines ständigen zweiten Lehrers und Mitinspektors Bedacht genommen werden, welche Stellung bereits die Prediger Kirsch, Röber und Stoll mehr oder weniger eingenommen hatten, welche aber im August 1855 mit dem ausdrücklichen Ruf als „zweiter Inspektor" dem Prediger Haag aus Baden neben Mühlmann übertragen wurde.

Die mancherlei traurigen Erfahrungen, welche mit P. Haag um der von ihm verfolgten confessionellen und persönlichen Interessen willen gemacht wurden, hatten dessen baldiges Ausscheiden zur Folge. Dem Inspektor Wallmann, nachdem er wenige Monate 1857 noch mit Mühlmann zusammen gearbeitet hatte, wurde 1858 der Diaconus Kratzenstein und 1863 der

Prediger Plath als Mitarbeiter beigegeben. Mit dem Eintritt von Wallmanns Nachfolger wurde die Ordnung getroffen, daß dieser als Direktor die Leitung des Seminarii in der Mission versieht, also daß ihm die beiden Brüder Kratzenstein und Plath (in dessen Stelle Mich. 1871 P. Petri getreten ist) als ständige Inspektoren zur Seite gegeben sind.

Eine wesentliche Hülfe für die Ausbildung der Zöglinge gewährten die Pastoren Tauscher in Wellersdorf und Neumann in Gültz, welche in einer Vorschule sie über die ersten Elemente hinaus brachten, bevor sie in das Missionshaus eintraten.

Da die nach den oben (p. 204) angegebenen Grundzügen vollzogene Ausbildung der Zöglinge, (nach welcher in 4—5 Jahren das Pensum durchgemacht werden sollte, zu welchem auf Gymnasium und Universität 12 Jahre erforderlich sind) immerhin eine lückenhafte bleiben muß, wurde im Jahre 1850 der Versuch gemacht, eine gründliche und völlige Umgestaltung der ganzen Anstalt in Angriff zu nehmen. Es sollten nicht mehr Zöglinge im Hause wohnen, sondern eine Anzahl von Expektanten sollten, durch das ganze Land zerstreut, erst nach mehrjähriger Vorprüfung Aufnahme finden. Man warf besonders sein Auge auf Candidaten und Studiosen der Theologie und auf Lehrer, von denen diejenigen, welche noch keine genügende wissenschaftliche Ausbildung besaßen, zunächst auf ihre Privatstudien verwiesen wurden, über welche das Comité durch seine Mitglieder oder Vertrauensmänner die Aufsicht führte. Die Aufnahme in das Seminar selbst sollte erst dann erfolgen, wenn Beruf und Tüchtigkeit zum Missionsdienst vollständig bewährt erfunden wären. Durch den, der Regel nach einjährigen, Aufenthalt im Seminar sollten die jungen Leute dann in die nähere geschichtliche, geographische und statistische Bekanntschaft mit dem Missionswesen überhaupt und in ein tieferes Verständniß der evangelisch-lutherisch kirchlichen Lehre eingeführt, und daneben durch Repetitionen und praktische Uebungen in Predigt, Katechisation und technischen Fertigkeiten zu ihrem künftigen Beruf vorbereitet werden. Diejenigen, welche nicht im Stande waren, sich die nöthige wissenschaftliche Bildung zu verschaffen, sollten, wenn in ihnen dennoch ein vom heiligen Geist gewirkter Missionsberuf sichtlich hervorträte, als Katecheten oder Colonisten ausgesandt werden. Ein Candidaten-Convikt (für drei Stellen berechnet) wurde im Missionshause eröffnet, in der Weise, daß die Candidaten mit ihrem Eintritt nicht die Verpflichtung übernahmen, wirklich als Missionare auszugehen, sondern nur in die tägliche Beschäftigung mit der Mission hineingezogen wurden, und daß man es dem heiligen Geist überließ, ob sie nicht wirklich Missionare werden würden.

Die neue Einrichtung erwies sich nicht als praktisch und

lebensfähig. Von den Convikt-Candidaten wurde keiner Missionar, und auch die sonst aus den Handwerkern gewonnenen Missionare blieben aus, so daß man schon 1852 sich entschließen mußte, etliche der letzteren unter dem Namen „Präparanden“ wieder in das Missionshaus aufzunehmen, und daß man von hier aus allmählich zu der alten Praxis zurückkehrte, die sich auch bei allen ihren Mängeln als die allein zweckmäßige seither durch die Erfahrung bewährt hat.

Die 12 bis 18 jungen Leute, meistens aus dem Handwerkerstande kommend, bedürfen zu ihrer Aufnahme in das Haus keinerlei Vorkenntnisse als die einer guten Elementar-Schulbildung. Sie werden dann im Hause unterwiesen in allem für ihre Amtsführung Nöthigen; in dem Verständniß der heiligen Schrift (12 Stunden wöchentlich), dann aber auch in der lateinischen, griechischen, hebräischen, englischen und holländischen Sprache, in der Welt-, Kirchen- und Missionsgeschichte und Geographie, in der Dogmatik, Katechismus, Ethik, Homiletik, Liturgik, mit den betreffenden praktischen Uebungen, im Gesang und allerlei technischen Fertigkeiten. Nach 4—5jähriger Unterweisung legen sie vor einer Commission, bestehend aus einem Commissarius des K. Consistorii, dem Missionsdirektor und einem geistlichen Comitéglied, eine Prüfung ab, und werden dann, nachdem sie auf die Erlangung ärztlicher Kenntnisse und auf Schulübungen noch einige Zeit verwandt haben, nach Süd-Africa ausgesandt.

Die Oberleitung des gesammten Missionswerkes liegt in den Händen eines Comité von unbestimmter Mitgliederzahl, in welchem Comité seit der Stiftung der Gesellschaft eine große Anzahl von christlich ernsten Männern aller Stände und Lebensberufe ihre freiwillige Mitarbeit zu dem Werke des Herrn geopfert haben.*)

*) Es wird manchem Leser dieser Blätter manche dankbare Erinnerung auftauchen, wenn wir die lieben Namen alle hier aufführen.

1) Geh. O.-Bergrath Laroche, 2) Past. Couard, 3) Kaufmann Elsner, 4) Justizrath Focke, 5) Major v. Gerlach, 6) Prof. Hollweg, 7) Prof. v. Lanzizolle, 8) Hofprediger Strauß, 9) O.-Cons.-Rath Theremin, 10) Prof. Tholuck, 11) K. G.-Assessor Le Coq, 12) Past. Lisco, 13) Cons.-R. Prof. Neander, 14) Major v. Roeder, 15) Lieutenant v. Sommerfeld, 16) Oberst Gr. Gröben, 17) Past. Kober, 18) Blattmacher Ebner, 19) Schulvorst. Hofmann, 20) Kfm. Krüger, 21) Kfm. Reinicke, 22) Rentier Schmidt, 23) Kfm. Vetter, 24) Schulvorst. Dreger, 25) Prof. Hengstenberg, 26) O.-Landsgerichtsrath v. Gerlach, 27) Licent. Pred. v. Gerlach, 28) Geh. Leg.-Rath v. Bülow, 29) Past. Ziehe, 30) Past. Goßner, 31) P. Kuntze, 32) Kfm. Tesmer, 33) Past. Arndt, 34) Hptm. Senfft v. Pilsach, 35) Gen.-Lieutenant v. Thile I., 36) Geh. O. Just.-Rath Göschel, 37) Geh. J.-Rath Götze, 38) Past. Hetzel, 39) Past. Bachmann, 40) Insp. Schüttge, 41) Geh. O.-Finanzrath Eichmann, 42) Past. Souchon, 43) Major v. Carisien, 44) Past. Bräunig, 45) Cons.-Rath Snethlage, 46)

Daß in einer Zeit wie die unsrige nicht auch im Schoß des Comité Gegensätze hätten hervortreten sollen, ist von vornherein undenkbar. Denn wie scharf stehen sich heute auf politischem, wie kirchlichem Gebiet Männer gegenüber, die doch von beiden Seiten nichts als die Ehre des Herrn fördern wollen? In der Missionsleitung aber war ein Auseinandergehen der Meinungen um so schwerer zu vermeiden, als man hier ein ganz neues Gebiet betrat, auf welchem die Erfahrungen erst durch Opfer gewonnen werden konnten. Wenn schon in den ersten Anfängen es schwer wurde, sich über das Maß und Ziel der den Zöglingen zu gebenden wissenschaftlichen Ausbildung zu verständigen, und wenn es hierüber zu ernsten Differenzen kam, so wurde aus der Differenz eine wirkliche Scheidung, als es dem theuren Vater Goßner dünken wollte, es werde im Missionshause zu viel studirt und zu viel regiert, und würde da mit Menschengedanken eingegriffen, wo der heilige Geist ganz allein unmittelbar alles ausrichten müsse. Da eine Einigung nicht erzielt wurde, schied der alte theure Goßner 1836 — und mit ihm, vornämlich wegen Meinungsverschiedenheit in Betreff des Hausbaus — der alte Vater Elsner aus dem Comité. Diese Meinungsverschiedenheit unter den Mitgliedern des Comité blieb den Zöglingen nicht verborgen, und spiegelte sich in dem Kreise der zuerst ausgesandten in solcher Stärke ab, daß man in Berlin genöthigt war, einige von denselben nicht ange, nachdem sie ihre Arbeit in Africa in Angriff genommen hatten, wegen Widersetzlichkeit zu entlassen.

Tiefer drohten die Kämpfe in das innere Leben der heimischen Missionsgemeinde einzuschneiden, die sich um die Bedeu-

---

Seidenfabrikant Menthe, 47) Reg.-Rath Schede, 48) Reg.-Rath Cappell, 49) Past. Kirsch, 50) Reg.-Rath v. Röder, 51) Geh. Just.-Rath v. Rohr, 52) Prof. Stahl, 53) Insp. Blech, 54) Horndrechsler Grabner, 55) Superint. Büchsel, 56) Past. Röber, 57) O.-Lieutenant v. Höpfner, 58) Past. Stoll, 59) Legationsrath Jordan, 60) Major Westphal, 61) P. Schultz—Bethanien, 62) Pastor Knak, 63) Past. v. Tippelskirch, 64) Insp. Mühlmann, 65) Prof. Dr. Nitzsch, 66) Insp. Haag, 67) Hptm. v. Michaëlis, 68) Pastor Steffann, 69) Maler Westphal, 70) Insp. Wallmann, 71) Diaconus Kratzenstein, 72) Assessor Jacobi, 73) Kaufmann Jacoby, 74) P. Ziethe, 75) Pastor Orth, 76) Präsident v. Schliekmann, 77) P. Schultze—Charité, 78) Oberst v. Bonin, 79) Prediger Plath, 80) Director Wangemann, 81) Lederfabrikant Kampfmeier, 82) Geh. Rath v. Sydow, 83) Kammer-Ger.-Rath Rathmann, 84) Prof. Pfannschmidt, 85) P. Kuhlo, 86) P. Fischer, 87) Insp. Petri. — Von den Genannten sind im Laufe des Jahres 1869 zwei Männer in die obere Gemeinde abgerufen, die um die Entwicklung der Missionssache große Verdienste erworben haben; der Präsident v. Schliekmann, welcher die Stellung eines Vicepräsidenten im Comité bekleidete, und der Professor Hengstenberg, welcher besonders zu den hervorragend wichtigen Unternehmungen und zur Entscheidung von Principienfragen seinen gelehrten und erfahrenen Rath darbot. Möge der Herr Beiden in der Ewigkeit die Treue lohnen, welche sie ihm auch in unserm Werke bewiesen haben.

tung der Bekenntnißgrundlage für die Ausbildung der Missionare und für die Lebensgestaltung der Missionsgemeinden in Africa bewegten.

Die Berliner Missionsgesellschaft hat gleich in ihrem ersten grundlegenden Statut die Ueberzeugung ausgesprochen, „daß das brüderliche Zusammenwirken evangelischer Christen aller Confessionen, welche das Wort der Wahrheit schriftgemäß, ohne menschlichen Beisatz, und ohne Zwist über unwesentliche Meinungsverschiedenheiten verkündigt haben, dem Christenthum vielen fruchtbaren Boden unter den heidnischen Völkern abgewonnen hat.“ Sie hat auf Grund dieser Ueberzeugung von vorn herein bis heute die Praxis festgehalten, daß sowohl im Comité, als in den Hülfsvereinen ernst gläubige Lutheraner und Reformirte und Unirte brüderlich miteinander arbeiten, und hat erfahren, daß auf solchem brüderlich einträchtigem Zusammenstehen der Segen Gottes ruht.

Mit dieser statutarischen seit dem Gründungsjahr alljährlich in den Jahresberichten wiederholten Erklärung aber hat die Gesellschaft der Anerkennung des allen gläubigen Christen gemeinsamen Grundes für die Hoffnung des ewigen Lebens nicht auch die Folge gegeben, daß sie ihre Unterweisung der Zöglinge nur auf diejenigen Lehren beschränkte, in Bezug auf welche zwischen den genannten Kirchenabtheilungen kein Streit besteht. Sie hat vielmehr, in Uebereinstimmung damit, daß die weit überwiegende Mehrzahl der in ihr verbundenen Missionsarbeiter lutherischen Bekenntnisses ist, von vorn herein den Lehrbegriff der evangelisch-lutherischen Kirche zur Grundlage des Religionsunterrichts und zur Norm für das amtliche Wirken der Missionare unter den Heiden hingestellt. Schon den ersten im Jahre 1833 ausgesandten Missionaren wurde eine lutherische Kirchenordnung als Norm für ihre Amtsverwaltung mitgegeben; und im Jahresbericht von 1834 meldet das Comité, daß im Missionsseminar „die christliche Glaubenslehre gelehrt wird mit Zugrundlegung der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche;“ im Jahresberichte 1835 sagt dasselbe: „Ueber den Religionsunterricht im Seminar wiederholen wir unsere frühere Mittheilung, daß demselben nächst der heiligen Schrift die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche zu Grunde gelegt werden.“ Am 23. August 1839 wurde Missionar Posselt bei seiner Abordnung durch den Pastor Kuntze verpflichtet, sich streng zu halten an die Grundlehren des Evangelii und an den Weg des Heils, „wie sie die evangelische Kirche in der augsburgischen Confession bekannt hat,“ und der Ministerial-Erlaß vom 19. Januar 1842, welcher die Prüfung und Ordination der Zöglinge durch das K. Consistorium regelt, ordnet an, daß in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre „auf Grund der augsburgischen Confession“ geprüft werden soll. Demzufolge ist auch in der für das amtliche Wirken der Missionare

in Südafrica normgebenden „Anweisung“ aus dem Jahr 1859 die Weisung ausgesprochen: „Alle eure Verkündigung hat sich zu gründen auf die heilige Schrift, und wir verpflichten euch auf die Lehre alten und neuen Testaments nach dem Bekenntniß der lutherischen Kirche, namentlich der unveränderten augsburgischen Confession und dem Katechismus Luthers, daß ihr nach derselben das Evangelium lauter, rein und vollständig lehret und alles einrichtet als nach der einzigen Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens.“ Als Agende für die Amtshandlungen wird ihnen die vom Consistorial-Rath Bachmann herausgegebene eingehändigt.

Die Stellung der Berliner Missionsgesellschaft zum Bekenntniß ist nach dem Vorgehenden klar.

Der Unterricht der Zöglinge, dessen Hauptziel eine möglichst feste Gründung auf der heiligen Schrift und ein möglichst tiefes Einführen in ihr Verständniß ist, wird ertheilt an der Hand der augsburgischen Confession und des kleinen lutherischen Katechismus, (wie dies im Wesentlichen ganz eben so in Leipzig, Hermannsburg, Barmen und der goßnerschen Missionsanstalt geschieht). — Ebenso liegen dem amtlichen Wirken der Missionare unter den Heiden die lutherischen kirchlichen Ordnungen zu Grunde; wobei es jedoch als selbstverständlich gilt, daß bei der Verkündigung des Worts Gottes unter den Heiden vornämlich das Evangelium gepredigt wird, also daß nicht das Hervorkehren der confessionellen Differenzlehren, sondern die Verkündigung des Wortes von dem Kreuz Christi, von Buße und Gnade als die Hauptaufgabe des Missionars angesehen wird. — Im Verkehr mit Christen anderen Bekenntnisses werden unsere Missionare angewiesen, dieselben nicht um ihrer abweichenden Lehren willen zu verachten oder zu befehden, sondern in allem Frieden still zu bauen, und dabei mit den Mitgliedern anderer Confessionen, so weit dies thunlich ist, Hand in Hand zu arbeiten, auf daß das Reich Gottes nicht durch Zank und Streit aufgehalten und geschädigt, sondern durch Eintracht gefördert werde.

Aber während also das Missionsseminar in Berlin und die Missionsarbeit in Africa einfältig und klar auf dem lutherischen Bekenntniß steht, so ist mit dem Comité und den Hülfsvereinen nicht das Gleiche der Fall.

Das Comité sowohl als die Hülfsvereine sind durch Gottes Gnade geschichtlich also erwachsen, daß von Anfang an mehr oder weniger entschiedene Lutheraner mit mehr oder weniger entschiedenen Unirten und mit ausgesprochenen Reformirten brüderlich Hand in Hand gearbeitet haben. Auf solcher Arbeit hat sichtlich der Segen des Herrn geruht, und der Herr hat sich zu derselben bekannt, und darum hält das Comité an diesem Grundsatz fest bis auf diesen Tag. Zugleich aber haben auch die mehr der Union

und der reformirten Confession zugethanen Mitglieder des Comité und der Hülfsvereine sich mit den Lutherischen darin geeinigt, daß sie die Nothwendigkeit einer bestimmten Lehrgrundlage für das Missionsseminar und einer bestimmten kirchlichen Ordnung in dem Missionswerk in Africa erkennend, in der oben gezeichneten bestimmteren Ausgestaltung des Unterrichts und der Kirchenordnung keinen Grund erblicken, warum sie nicht mit Fürbitte und Gaben, und mit Rath und That zur Oberleitung, in Frieden und unter dem Beistand des heiligen Geistes brüderlich miteinander arbeiten sollten.

Diese den geschichtlichen Verhältnissen der preußischen Landeskirche eben so wohl, als dem unabweisbaren Bedürfniß der Mission entsprechende Stellung der Missionsgesellschaft zum Bekenntniß, ist nicht von vornherein klar erkannt und gehandhabt, sondern durch mancherlei Kämpfe und, sowohl in Deuschland als in Africa gemachte betrübende Erfahrungen in geschichtlicher Entwicklung errungen worden.

In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts sahen sich einestheils die hamburger Missionsfreunde veranlaßt, den in dem Statut der „norddeutschen Missionsgesellschaft" bis dahin bestandenen § 80 „zur Vermeidung aller Willkühr in der Lehre, und alles unevangelischen Wesens wird die augsburgische Confession als Richtschnur angenommen," ausdrücklich aufzuheben und durch einen entsprechenden Unionsparagraphen zu ersetzen (s. Missions-Bericht 1837 p. 28). Um dieselbe Zeit fanden andrerseits mehrere schlesische Hülfsvereine (z. B. in Ratibor und Breslau) sich dadurch, daß die Union in der Berliner Mission zu sehr betont sei, veranlaßt sich abzulösen. So konnte denn auch das Comité einer immer dringender begehrten ernsteren Erwägung der confessionellen Frage sich nicht entziehen, also, daß namentlich in den Jahren 1850 und 1851 die Gemüther ernstlich entzündet wurden. Während die Mehrzahl der Comitéglieder an der alten von der Gründung der Gesellschaft an behaupteten Ordnung festhielt, konnten sich andere, deren Beachtung diese alte Ordnung wohl entgangen war, oder die jetzt erst über die Bedeutung derselben klarere Einsicht gewannen, nicht in dieselbe finden, und begehrten eine auf ein Aufgeben der klaren Bekenntnißgrundlage hinzielende Umänderung. Zu gleicher Zeit aber kamen von Africa her Berichte über Berichte, welche auf Grund der vielfach hervortretenden schädlichen Willkühr einzelner Missionare in ihrer amtlichen Praxis, und auf Grund von hierdurch entstandenen Mishelligkeiten zwischen unseren eigenen Missionaren darauf drangen, die bei uns zu Recht bestehende kirchliche Ordnung auch für Africa wirklich zu handhaben. So schrieb z. B. der keineswegs starr confessionelle, vielmehr von den entschiedener confessionell ausgeprägten Missio-

naren angefeindete Superintendent Schultheiß aus Africa (Miss.-Ber. 1851 p. 174 und 175):

„Daß unsere Mission sich ihres confessionellen Charakters immer mehr bewußt ist, und daß sie überhaupt immer mehr kirchlich sich gestaltet, ist mir eine um so größere Freude, da ich bei meinem Eintritt in die hiesige Wirksamkeit andere kirchlich ausgeprägte und sich darstellende Gemeinden fand, denen gegenüber ich mich damals unserer unkirchlichen Haltung wegen schämte. Die Wesleyaner hatten und haben hier alle ihre kirchlichen Ordnungen und Gebräuche, wie in der Heimath, und es fällt ihnen nicht ein, bei Gründung neuer Gemeinden aus den Heiden davon abzusehen. Wir Berliner Missionare erschienen diesen Leuten gegenüber wie Freizügler. Wir waren zwar auf das Bekenntniß unserer lutherischen Kirche verpflichtet; aber so wenig wie unter den Gläubigen in unserem Vaterlande damals auf Lehre und Ordnung der Kirche etwas besonderes gehalten wurde, ebensowenig war auch unter uns Missionaren und in unserer Missionsthätigkeit eine recht einheitliche kirchliche Zucht und Ordnung. Wie in der Heimath, so ist das Gottlob nun auch hier um Vieles besser geworden. Es ist nicht mehr so, daß der Eine unter uns Missionaren nichts von der Ordination, der Andere nichts von einer bestimmten Agende, der Dritte überhaupt nichts von einer sichtbaren Kirche hält. Wenn einzelne Freunde in der Heimath gemeint haben, unsere Mission sei jetzt erst „lutherisch" geworden, so irren sie sich, was den äußeren Namen anlangt, zwar durchaus, denn unser Seminar ist dem Statut und Namen nach jetzt nicht lutherischer, als es immer gewesen — aber Geist und Leben unserer Mission ist durch Gottes Gnade wohl lutherischer geworden. Möge nur der Herr, der unserer Kirche und Mission jetzt mehr und mehr Klarheit und Festigkeit in Lehre und Verfassung giebt, auch die Liebe wieder in uns erneuern, die in den Jahren 1830—1836 durch unser ganzes Vaterland hin, namentlich in Berlin sich regte, und die jetzt in so vielen erkaltet zu sein scheint."

Diese in Africa geschriebenen und aus Africa herüberschallenden Worte stimmen im Wesentlichen überein mit denjenigen Gedanken, die die Mehrzahl der Comitéglieder über diesen Punkt hatten, und um der hierin geltend gemachten Ideen willen wäre wohl nie ein erheblicher Kampf entbrannt, wenn nicht der aus Baden hereingekommene, neben Mühlmann zum zweiten Inspector berufene Pastor Haag durch Verfolgung persönlicher Wünsche und Geltendmachung separatistisch-lutherischer Ideen eine Zeit lang in das Missionsseminar eine bittere Wurzel gebracht hätte. In Folge der durch ihn hervorgerufenen Wirren schieden nicht blos einzelne Missionszöglinge, sondern auch einige Comitéglieder aus

unserem Verbande, bis er selbst in die Gemeinschaft der separirten Lutheraner austrat, und mit seinem Ausscheiden Friede und Ordnung wiederkehrte. So hat diese traurige Krisis nur dazu gedient, die altbewährten Ordnungen und Principien der Gesellschaft mit Ausscheidung unberechtigt-separatistischer Elemente neu zu kräftigen. Wenn nun Gerüchte verbreitet wurden, als habe die Berliner Missionsgesellschaft in Erstrebung eines starren Confessionalismus statt der Augustana die Concordienformel dem Unterricht der Zöglinge zu Grunde legend, diese angewiesen, den Streit der Confession anstatt der einfältigen Predigt des Evangelii nach Africa zu tragen, so können wir solche Gerüchte nur als völlig alles Grundes entbehrend abweisen. Dieselben haben auch nicht weit gegriffen; denn im Ganzen und Großen sind es nur sehr wenige Personen und Vereine, welche in Folge obiger Kämpfe ihre Verbindung mit dem Comité gelöst haben. Die Gesellschaft hat im Gegentheil unter dem Segen des Herrn im Frieden weiter arbeiten und des von Jahr zu Jahr mehr sich entfaltenden Wachsthums desselben in Africa und im Vaterlande sich erfreuen dürfen.

Ein Missionsfreund aus Frankfurt a. M., Fresenius, stiftete im Jahre 1846 ein Legat zu dem Zweck, daß die Vertretung der Missionsinteressen auf einer deutschen Universität ermöglicht werde — welcher Zweck 1869 in den von dem Missionsinspector Licentiat Plath eröffneten Missionsvorlesungen seine erste Realisirung gefunden hat. Die kirchliche Oberbehörde bekundete ihre Theilnahme an dem Gedeihen des Missionswerks durch die Hinzufügung einer sonntäglichen Fürbitte für die Mission im allgemeinen Kirchengebet. Eine Anzahl von Pastoren ließen sich bereitfinden, in jährlich wiederkehrenden Missionspredigtreisen, welche jedesmal sämmtliche Kirchspiele ganzer Synoden in Angriff nahmen, die Theilnahme für die Heidenbekehrung auch in weiteren Kreisen zu wecken und zu befördern. Zahllos sind die Beweise aufopfernder Liebe, die sich in Gaben und Arbeiten und Hülfsleistungen aller Art aus dem Kreise der Missionsfreunde kund gaben, und unkündbar der Segen, den diese frommen Mitarbeiter und Mitbeter theils auf Missionsfesten, theils durch die Missionsberichte für ihr eigenes Herz und für ihre Gemeinden zurückerhielten; und der Fischzug, den die Berliner Sendboten unter den Heiden machen durften, hat manche Seele mit Freude und Dank gegen den Herrn erfüllt.

Auf die Darlegung des von unseren Missionaren in Africa ausgerichteten Werkes hier näher einzugehen, enthalten wir uns, weil die beiden nachfolgenden Bände dieses Werkes über diesen Gegenstand genauen und vollständigen Bericht zu liefern bestimmt sind.

Wohl aber müssen wir hier noch unseren Dank aussprechen gegen den Herrn und gegen die mit uns verbundenen Hülfsvereine, deren wachsende Zahl in wachsenden Beitragssummen uns die Mittel in die Hand gegeben hat, das heilige Werk in Africa, nachdem ein vorübergehender Versuch in Ostindien wegen seiner Fruchtlosigkeit aufgegeben worden ist, von Jahr zu Jahr auszudehnen.

Die jährlichen Ausgaben in dem Zeitraum von 1823—1830 schwankten zwischen 501 und 2291 Thlr.; in dem Zeitraum von 1831—1840 zwischen 3076 und 19879 Thlr., in dem Zeitraum von 1841—1850 zwischen 15801 und 37858 Thlr., in dem Zeitraum von 1851—1860 zwischen 19829 und 51779 Thlr., in dem Zeitraum von 1861—1869 zwischen 43568 und 76374 Thlr. Die höchste Jahres*einnahme* (im Jahre 1869) übersteigt die höchste frühere Jahreseinnahme um mehr als 10,000 Thlr., und ist nach der Barmherzigkeit des Herrn wohl vornämlich den Anfeindungen und Verdächtigungen zu verdanken, mit welchen Feinde des Reiches Gottes unser Werk öffentlich überhäuften, durch welche die Treuen jederzeit zu frischerer Liebe und größeren Opfern gereizt werden.

Alle diese großen Summen hat die Liebe unserer Missionsgemeinde und die Kraft ihrer Fürbitte zu Wege gebracht, und wir sind dadurch in den Stand gesetzt worden, 31 Stationen in Africa zu gründen, auf denen ungefähr 50 von hier ausgesandte Missionare das Werk des Herrn ausrichten.

Die Berliner südafricanische Mission arbeitet in fünf Conferenzkreisen, von denen zwei bereits zu Synoden gestaltet sind, welche durch einen Superintendenten geleitet werden. Die Namen der Stationen sind zur Zeit:

1. Conferenzkreis Capcolonie: *Amalienstein* mit Ylandfontein und den Außenstationen Koufeld, Rietvley und Kalitzdorp; *Zoar*; *Ladysmith* mit der Außenstation Büffelsdrift; Riversdale mit mehreren kleinen Außenstationen; Anhalt Schmidt mit den Außenstationen Avontuur und Vlucht.

2. Synode *Britisch-Kafferland*: Bethel mit den Außenstationen an der Kobusi und Cengu; Wartburg, Etembeni, Emdizeni, Petersberg; alle mit vielen Predigtstationen.

3. Conferenzkreis *Oranjefreistaat*: Bethanien mit dem Vorwerk Portjesfontein; Pniel; Portjesdamm.

4. Conferenzkreis *Natal*: Christianenburg mit einem abgezweigten Kafferngemeindlein, Emmaus, Stendal, Emangweni, Hoffenthal, Königsberg mit der Außenstation New-Castle.

5. Synode Transvaal:
   a. Conferenzkreis Pretoria-Lydenburg: Tshuaneng, Pretoria, Wallmannsthal, Botshabelo, Lydenburg.
   b. Conferenzkreis Soutpansberg: Waterberg (Modimulle), Ga-Lekalekale mit Makapanspoort, Malokung, Tutloane, Ga-Matlale, Makchabeng, Blauberg.

---

27. Die americanische Missionsgesellschaft.

Die Bostoner americanische Missionsgesellschaft (american board) sandte ihre sechs ersten Boten im Jahr 1834 nach Südafrica, wo sie am 5. Febr. 1835 landeten. Zwei von ihnen gingen, nach längerer Vorbereitung in Griquatown unter die Betschuanen, woselbst sie mit Erlaubniß des Moselekazzi die früher von den Franzosen in's Auge gefaßte Station Mosika besetzten. Ihre Wirksamkeit war von sehr kurzer Dauer. Denn schon im Jahr 1837 gaben sie dieselbe in Folge der Besiegung Moselekazzi's durch die Bauern wieder auf und zogen zu ihren Brüdern, die inzwischen unter dem Volke der Zulu in Natal eine hoffnungversprechende Mission begonnen hatten.

Die vier übrigen Americaner hatten sich nämlich 1836 zu Dingan begeben, dem mächtigen Zulufürsten, der sie freundlich aufnahm und ihnen gestattete, sich in der Nähe von Port Natal niederzulassen am Umlazi. Der gute Erfolg, den Dr. Adams besonders mit den Schulkindern erreichte, machte Muth, und die americanischen Brüder erbaten und erhielten die Erlaubniß, in Ginani eine zweite Station zu errichten, zu welcher Dingan selbst etliche Kinder sandte, um sie unterrichten zu lassen.

Im Jahr 1837 versuchte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, in unmittelbarer Nähe der Königsstadt Umkunkinglove eine Missionsthätigkeit zu eröffnen. Nicht weit von ihm ließen sich die beiden aus dem Betschuanenlande herübergekommenen Americaner in Temba nieder, und es schien, als ob die Brüder trotz der Feindschaft des Königs festen Fuß im Volke zu fassen begönnen, als die verrätherische Ermordung der Bauern unter Retief durch Dingan beide, Owen und die Americaner zu Ginani und Temba veranlaßten, sich aus dieser gefährlichen Nähe zurückzuziehen. Owen ging in das Capland, um nicht wiederzukehren.

Die Americaner aber nahmen, nachdem die Bauern in Folge des Krieges von 1839 in den Besitz des Natal-Landes gekommen waren, ihre Missionsarbeit unter den Zulu wieder auf. Der neue König Panda stellte sich freundlich, und Br. Grout konnte daher schon 1841 eine neue Station im freien Zululande anlegen.

Inkanyezi (der Stern). Seine Hoffnungen wurden indeß nach kurzer Dauer dadurch gänzlich geknickt, daß Panda die Station überfallen und alle Freunde des Missionars niedermetzeln ließ, so daß dieser sich nach Natal zurückzog. Dort haben die Americaner nach und nach 15 Stationen errichtet, Umlazi, Umvoti, Inanda, Umsunduzi, Esidumbini, Mapumulo, Itufamusi, Table Mount, Amanzintote, Ifumi, Amahlongwa, Ifafa und Umtwalumi, Umsumbe — alle nicht allzuweit von der Meeresküste entfernt. Durch Errichtung von Erziehungs-Instituten, in denen sie besonders auch für Mädchenerziehung sorgen und dazu ausgebildete Lehrerinnen anstellen, durch Schulen und durch Unterweisung in verschiedenen Industriezweigen haben sie bereits viel zur Christianisirung des Volkes beigetragen, auch etliche Hunderte von Zulu's getauft. In letzter Zeit haben sie das neue Testament in der Zulu-Uebersetzung herausgegeben.

Nicht alle americanische Stationen werden von ausgebildeten weißen Missionaren verwaltet; auf ihrer etlichen haben sie nur Nationalgehülfen, die sie in Pastoren, Prediger und Lehrer classificiren. Nach dem Jahresbericht für 1870 hatten sie folgende 13 Stationen: Umsumbe (2 Missionare, 2 Lehrerinnen, 1 National-Pastor, 1 National-Lehrer); Umtwalumi (3 Nat.-Prediger und 1 Nat.-Lehrer); Ifafa (1 Miss., 1 Lehrerin, 1 Nat.-Prediger, 1 Nat.-Lehrer); Amahlongwa (1 Nat.-Lehrer); Ifumi (1 Nat.-Pastor, 1 Lehrer); Amanzintote (3 Miss., 3 Lehrerinnen, 2 Nat.-Prediger und 2 Nat.-Lehrer); Inanda (1 Missionar, 2 Lehrerinnen, 3 Nat.-Prediger, 1 Nat.-Lehrer); Umsunduzi (1 Miss., 1 Lehrerin, 1 Nat.-Lehrer); Esidumbini (1 Miss., 1 Lehrerin, 1 Nat.-Lehrer); Umvoti (5 Nat.-Lehrer); Mapumulo (1 Miss., 1 Lehrerin); eine ungenannte Station (1 Miss., 1 Lehrerin); eine andere ungenannte Station (1 Miss., 3 Lehrerinnen). Summa 14 Missionare, 12 Lehrerinnen, 12 National-Pastoren und Prediger, 14 National-Lehrer.

---

28. Die Norweger Missionsgesellschaft.

Im Jahr 1845 landete der erste norwegische Missionar Pastor Schröder nebst einem Gehülfen Thomassen (einem gewesenen Schmied und Thierarzt, der sein ganzes Besitzthum verkauft und der Mission geschenkt hatte) in Port-Natal. Schröder hatte die Absicht, ebenfalls bei König Panda sein Missionswerk zu beginnen, wurde aber von demselben so entschieden abgewiesen, daß er, nachdem er eine Zeit auf die Erlernung der Zulusprache verwandt hatte, im Jahr 1847 nach der Capstadt und von dort

nach China ging, um dort den Heiden den Herrn Jesum bringen zu helfen. Gützlaff aber erklärte sofort, er sei wegen seines blonden Haares in China persönlich unmöglich. So kehrte derselbe denn nach Port Natal zurück, kaufte einige Stunden nördlich von Pietr=Maritzburg einen Bauerhof Uitkomst an, und suchte von hier aus seinen ersten Plan, in das Land der freien Zulu einzudringen, zu verwirklichen. Der Herr öffnete ihm Herz und Land des Königs Panda durch den glücklichen Erfolg einer Medizin, die er demselben in todesgefährlicher Krankheit verabfolgen konnte, und so begannen die Norweger im freien Zululande eine ausgedehntere Missionsthätigkeit durch Anlegung einer Reihe von Stationen, unter denen wir hervorheben Unodwengu (Panda's Wohnort), Inchlasatjhe, Entumeni, Imfule, Empangweni. In das Herz des Volkes haben sie erst in geringem Maße Eingang gefunden; auf sämmtlichen Stationen waren 1864 erst 62 Getaufte. Seit diesem Jahr besitzt die norwegische Missionsgesellschaft ein eigenes Schiff, den Eliezer. Im Jahr 1866 wurde Schröder zum Bischof der norwegischen Misssion installirt. Er hat seitdem, durch die geringen Hoffnungen, die die Zulumission bisher erweckt hat, sich bewogen gefühlt, die Thätigkeit der norwegischen Mission für die Zukunft mehr auf Madagascar hinzulenken. Der im Jahr 1870 herausgegebene Jahresbericht giebt folgende Stationen an: Entumeni, Umpumulo, Empangweni, Ikjowe, Emathlabatani, Inthlasakje, Imfule, Ekutembeni, Iumbonambilandet.

---

29. Die Hermannsburger.

Am Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts trug ein Pastor in der Lüneburger Haide, der schon früher thätiges Mitglied der norddeutschen Missionsgesellschaft gewesen war, die Sache der Heidenbekehrung besonders warm auf betendem Herzen. Fest im Bekenntniß der lutherischen Kirche gegründet, wußte er, daß die augsburgische Confession nicht blos eine Anleitung zum rechten Glauben, sondern auch eine Anweisung zum christlichen Leben und Wandel giebt, und er wußte, daß zu den ersten und vornehmsten Christenpflichten auch die der Sorge um das Seelenheil der armen blinden Heiden gehört. Ludwig Harms brachte das, was ihn im innersten Herzen beschäftigte, auch vor seine Gemeinde, und der Herr segnete seine Arbeiten also, daß bald die hermannsburger Gemeinde eine Missionsgemeinde wurde, wie kaum je eine zweite bestanden hat seit der Apostel Zeit.

In Hermannsburg wurde ein Missionshaus gebaut, ein Bauer schenkte seinen Bauerhof für die Mission, die übrigen Ein=

gepfarrten brachten, was sie hatten, an Geld und Naturalien. Bald konnte der Unterricht mit einer Jünglingsschaar begonnen werden, die bereit war, unter die Heiden zu gehen, wohin sie gesandt würde. Der Bruder des Pastor Harms, der Candidat Theodor Harms, übernahm das Inspectorat, und das Missionshaus wurde der Oberaufsicht des Königl. Consistorii unterstellt. Die Nachrichten von dem Eifer der hermannsburger Gemeinde um die Mission, und von dem durch Pastor Harms' geheiligte Persönlichkeit erweckten christlichen Leben in der Gemeinde zogen die Aufmerksamkeit der Christen von ganz Deutschland auf die bis dahin so ungekannte Lüneburger Haide, so daß von weit und breit Besucher kamen, um dies neu aufgegangene Licht zu schauen, und daß die Gaben für das neu begonnene Missionswerk reichlich flossen. Noch mehr wurde die Theilnahme erweckt, als die Kunde aus der Lüneburger Haide erscholl, daß die Bauern ihre alten lieben Eichen vor den Höfen fällten, um ein Missionsschiff zu erbauen; dasselbe lief am 27. Sept. 1853 in Harburg vom Stapel und führte den Namen Candaze.

Harms, ein ebenso begabter als energischer Charakter, war davon fest überzeugt, daß die bisherige Weise, die Heidenmission zu betreiben, nicht die richtige gewesen sein könne, und daß man ganz neue Bahnen eröffnen müsse, die der Weise, wie einst das Evangelium zu den deutschen Völkern gebracht worden war, ähnlicher wären. Er spricht im Jahr 1851 seine Gedanken in folgenden Worten aus:

„Die ersten Zwölf sollen zusammen an einem und demselben Orte bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengung stark genug zu sein, an den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, da sie im Landbau und allen nöthigen Handwerken geübt sind, und dazu mannsstark genug, etwa wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Geistlichen und Leiblichen die Lehrer unserer Väter waren. Bildet sich dann um sie eine Heiden-Gemeinde, so sollen etwa zwei oder drei bei der zurückbleiben, und die übrigen nicht hunderte, oder zehn, sondern 1, 2 oder 3 Meilen weiter ziehen, und da ebenso wieder anfangen, und die von hier nachrückenden haben dann gleich, wenn sie hinkommen, Beschäftigung, und können um ihren Unterhalt arbeiten, bis sie die Sprache gelernt haben, und besetzen dann ihrerseits geeignete, nahe gelegene Stellen, so daß binnen kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missions-Stationen umzogen wird, und Völker bekehrt und mit christlicher Sitte und Bildung gewappnet werden, so daß sie sich mit Erfolg des verderblichen europäischen Andrangs erwehren können, und nicht das Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist."

Im October 1853 ging die Candaze mit acht Missionaren (unter denen sechs die Ordination empfangen hatten) und acht Colonistenbrüdern auf See. Ihre Bestimmung war Mombas, von wo aus die Brüder in das Volk der Gallas einzudringen versuchen sollten. Durch den Imam von Mascate zurückgewiesen, landeten sie in Port Natal, woselbst der Berliner Missionar Posselt sie auf das Entgegenkommendste aufnahm, sie in der Zulu-Sprache unterrichtete, und ihnen bei der Erwerbung eines geeigneten Platzes zur Anlegung einer Colonie in der beabsichtigten Weise behülflich wurde. Die Colonie empfing den Namen Neu-Hermannsburg.

Hier gestaltete sich bald alles ganz anders, als der Plan, den Harms in der Lüneburger Haide ersonnen hatte. Kafferland ist eben nicht Deutschland. Die Brüder konnten auch bei dem ausdauerndsten Fleiße nicht so viel erwerben, als sie zu ihrem Unterhalt bedurften; sie darbten, und mußten dann von Deutschland aus unterstützt werden. Die Kaffern kamen nur sehr spärlich, die Handwerke zu erlernen, und hielten dann die Lernzeit nicht aus; und die Brüder mußten den Schwarzen allen möglichen Vorschub geben, um nur überhaupt erst etliche auf die Station zu bekommen. Da auch die Brüder der nächsten Aussendung nicht zu den Gallas vordringen konnten, so gingen dieselben ebenfalls nach Natal, woselbst allmählich acht Stationen entstanden: Hermannsburg, Neu-Hannover (mit einer deutschen Colonistengemeinde), Müden, Emhlangana, Etembeni, Ehlanzeni, Emakubaleni, Empangweni. Die Brüder arbeiteten mit aller Treue und allem Fleiß, aber der Geist des Herrn läßt sich eben seine Zeit nicht vorschreiben. Die Erfolge waren anfangs gering. Im Jahr 1867 waren auf sämmtlichen Stationen in Natal etwa 10—12 Getaufte aus den eigentlichen rohen Kaffern und etwa 100—150 Getaufte aus denjenigen Farbigen, welche in den Häusern der Bauern und deren Umgebung aufgewachsen waren. Auf den Stationen, die seit 1858 im freien Zulu-Lande, nördlich von Natal angelegt waren (Inyezane, Emfutyini, Emtalazi, Enhlangube, Itaka, Enhlongana, Emnyati, Ehlomchlomo, Ekombela und Entombe) befanden sich damals circa 20 Getaufte. Seit 1868 hat sich die Zahl der Getauften erheblich gemehrt.

Im Jahr 1857 erging an die Brüder ein Ruf, unter die Betschuanen zu dem besonders für das Evangelium empfänglichen König Setschele zu gehen. Sie folgten dem Ruf, und unter diesem für das Evangelium empfänglicheren Volke, wo auch schon durch andere Missionare eine lange Reihe von Jahren der Boden vorbereitet war, schenkte ihnen der Herr größere Erfolge, so daß etliche Hundert getauft werden konnten.

Jede Mission muß in ihrer Jugendzeit durch schwere Er-

fahrungen gehen. Diese wurden auch den Hermannsburger Brüdern nicht erspart. Es kamen Zwistigkeiten unter sie, die Autorität des Pastor Harms wurde nicht mehr völlig geachtet, und es erfolgte das Ausscheiden eines Theils der Brüder, ja es drohte eine Zeit lang eine gänzliche Lösung der Ordnung in den Stationen. Es ist das große Verdienst des rheinischen Missionars Hardeland, den Harms 1858 als Superintendent der gesammten Hermannsburger Mission aussandte, daß er diese Zerwürfnisse beilegte, und überhaupt das ganze Hermannsburger Missionswerk in Africa in feste ständige Ordnungen brachte.

Trotz der nicht eben hervorragenden Erfolge auf dem Missionsgebiet mehrte sich die Theilnahme für die Hermannsburger Mission in Deutschland von Jahr zu Jahr. Sie fand ihre Nahrung und Kräftigung an der wohlverdienten Hochschätzung, die der Pastor Harms durch seine selten treue Hingabe an sein Amt, und durch die so augenfällig vorliegenden Früchte seiner Thätigkeit in seiner Gemeinde erlangte, so wie in der anregenden Weise, in welcher Harms seine Missionsblätter schrieb, und Missionspredigten hielt. Der König und die Königin von Hannover wohnten seinen Missionsabordnungen bei, und Tausende von ernsten Christen pilgerten nach Hermannsburg. Die Geldbeiträge aber, vermehrt durch die Erträge einer Druckerpresse, wuchsen in dem Maaße, daß man 1860 an die Erbauung eines zweiten Missionshauses in Hermannsburg denken konnte, so daß jetzt alle zwei Jahre 24 Missionare von dort ausgehen können.

Von den schönen Ideen des ersten Harmsschen Planes ist keine einzige verwirklicht. Aussicht für die Bekehrung des ganzen Volks der Zulu ist keine vorhanden, die Hoffnung auf eine Colonisation nach angelsächsischem Muster ist längst zu Grabe getragen, die Civilisation der Kaffern durch Handwerke hat sich als unausführbar erwiesen. Geblieben ist von den ursprünglichen Harmsschen Ideen nur die eine, daß alles von Gottes Segen abhängig ist, und daß dieser Segen der treuen Arbeit und dem gläubigen Gebet nie ausbleibt. Und weil dieser Segen treuer Arbeit der Brüder und ernster Fürbitte, mit der der selige Harms das ganze Werk der Mission vor den Thron des Herrn trug, nicht fehlte, so sind wir deß auch gewiß, daß auf die jetzige Saat auch noch einst eine reiche Erndte folgen wird; ähnlich wie auch der selige Goßner das, was er durch Bekämpfung des „Studirens und Regierens" in der Mission verdorben hat, durch seine Gebete reichlich wieder ersetzt hat, wie dies der Segen der Kolsmission bezeugt. — Hermannsburg aber wird, nachdem es in neuerer Zeit mit Aufgebung der unerfüllbaren Ideale immer mehr in diejenigen Fußstapfen zurücklenkt, die andere Missionen mit Opfern als die rich-

tigen erkannt hat, auch fruchtbarer wirken in Africa. Namentlich im Betschuanenlande hat die Hermannsburger Mission in letzterer Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen.

Die Station Neuhermannsburg in Natal ist besonders durch ihr Erziehungs-Institut bedeutend geworden, in welchem Kinder der Weißen aus Natal erzogen werden. Dies Institut hat sich in letzter Zeit so gehoben, daß es bereits bedeutende Ueberschüsse einbringt.

Im Jahre 1870 giebt Superintendent Hohls über sämmtliche Hermannsburger Missionsstationen in Südafrica folgende Uebersicht:

1. Distrikt Magalisberg im Betschuanenlande zehn Stationen: Bethanien, Matlare, Tschuan, Likhalan, Kana, Para, Saron, Rüstenburg, Emmaus und eine noch ungenannte Station.
2. Distrikt Morico fünf Stationen: Pata le cope, Linocana, Limao, Kolobeng, Notoan.
3. Nordzululand fünf Stationen: Emgati, Ekuhlengeni, Itaka, Esihlengeni, Ehlomohlomo.
4. Südzululand fünf Stationen: Emanjini, Emlalazi, Injezane, Endhlovini, Endhlangubo.
5. Umpangolo drei Stationen: Lüneburg (neu zu errichten), Ekombela, Entombe.
6. Natal elf Stationen: Hermannsburg (Wohnort des Superintendenten Hohls), Emakabaleni, Ehlanzeni, Etembeni, Emhlangane, Müden, Neu-Hannover, Empangweni, Marburg, Emtandazweni und Isafa.

Summa: 39 Stationen mit 56 Missionaren.

---

30. Die bischöflich-anglicanische Mission.

Die Erwerbung Südafrica's durch die englische Regierung ließ in der hochkirchlichen Parthei der anglicanischen Kirche den Gedanken erstehen, das Land mit anglicanischen Bischöfen zu besetzen. Die Königin Victoria war dazu bereit, und ernannte nach einander vier Bischöfe, in der Capstadt, Grahamstown, Pietr-Maritzburg und Blumfontein; unter denen die von der Capstadt eine Art Metropolitanstellung eingenommen hat. Da die Einrichtung dieser Bischofssitze nicht alle diejenigen Bedingungen erfüllte, die vor dem englischen Gesetz erforderlich sind, so nehmen sie innerhalb der anglicanischen Kirche eine Art Separat- und Privat-Stellung ein, welche ihnen, wie dies der Colenso-Fall gezeigt hat,

den völligen Schutz der englischen Gesetze entzieht. Trotzdem ist es der Wunsch des Metropoliten, in Gemäßheit des Grundsatzes „cujus regio, illius est religio“ (wem das Land gehört, der bestimmt auch über den Glauben seiner Bewohner), daß mit der Zeit alle Christen des ganzen Landes ihn als Oberhaupt anerkennen, und daß alle Missionsunternehmungen wo möglich in organischen Zusammenhang mit der anglicanisch-bischöflichen Kirche gebracht werden. Durch bedeutende Geldunterstützungen von Seiten der reichen englischen Lords dazu in den Stand gesetzt, sucht er demzufolge die Hauptorte des Landes auch da, wo nur eine ganz geringe Zahl von Gliedern der anglicanischen Kirche wohnt, mit Geistlichen seiner Kirche zu besetzen, und verpflichtet dieselben zugleich, sich der Mission anzunehmen, so daß wir in diesen Anordnungen das einzige Beispiel in Südafrica von einer wirklich in den Organismus einer Gesammtkirche gliedlich eingefügten Missionsarbeit vor uns haben.

So hat die anglicanische Kirche theils im Caplande, theils im Kafferlande, theils unter den Bassuto (in Thaba Nschu), theils in Natal (von Colenso aus) eine Anzahl von Missionsstationen angelegt, denen der Segen des Herrn nicht ganz gemangelt hat.

Aber die von dem Bischof angeregte Idee trägt einestheils den faktischen Zuständen nicht Rechnung, und tritt anderntheils mit Ansprüchen auf, die dem Geist des Evangeliums nicht entsprechen. Es gehört doch ein mehr als gewöhnliches Maß von Selbstbewußtsein dazu, wenn die anglicanische Kirche erwartet, daß die Londoner Independenten, oder die Schotten, Wesleyaner, Berliner und Hermannsburger jemals den Schweiß, die Arbeit, das Märtyrerblut von mehr als einem halben Jahrhundert willig als Huldigung zu den Füßen eines anglicanischen Bischofs legen werden; zumal nun derselbe mit dem völlig unbiblischen und für die übrigen verletzenden Anspruch auftritt, nur diejenigen Geistlichen seien wirklich als ordinirte anzusehen, welche die bischöfliche Weihe empfangen hätten. Wenn nun auf der andern Seite die Behauptung hinzukommt, die von einem anglicanisch ordinirten Geistlichen rite gelesenen Predigten, Gebete und Bibelabschnitte seien, weil sie im Bereich der von der Kirche mit Verheißung begabten Gemeinde, von einem rite Ordinirten gesprochen würden, wirksamer als die unter ernstestem Gebet und Selbstaufopferung und selbstverleugnender Hingabe verrichtete Arbeit der Missionare anderer Gesellschaften, so ist es leicht erklärlich, daß dadurch ein Widerwille erweckt wird, welcher für ein gesegnetes Zusammenarbeiten mit andern Missionaren nicht ersprießlich ist.

Trotzdem finden wir auch im Gebiet der auf propaganda bedachten anglicanischen Kirche in Südafrica hier und da Früchte, die auf einem gesunderen Unterboden erwachsen sind, nämlich auf

dem wirklich thatkräftigen Glauben in der Verkündigung des Worts und auf thatkräftiger liebender Hingabe an die Schwarzen. Namentlich in Kafferland in Grahamstown und Keiskammahoek (St. Mathews) hat der Herausgeber solche Früchte gefunden, und von der Missionsthätigkeit des leider seither auf verderbliche Irrwege gerathenen Bischof Colenso ist ihm mancher anerkennenswerthe Zug berichtet worden. Derselbe hat dicht bei Pietrmaritzburg eine Station Ekukayeni angelegt, in der er sammt seiner Frau mit vieler Hingabe thätig gewesen ist. Leider setzt er sich mehr das flache Ziel, die Kaffern zu humanisiren.

Den Umfang der von der anglicanischen Kirche in Südafrica wirklich in's Leben gesetzten Missionsthätigkeit auch nur einigermaßen annähernd genau anzugeben, sieht sich der Herausgeber völlig außer Stande. Da nämlich diese Kirche darauf Bedacht nimmt, wo möglich alle Städte und Dörfer Südafrica's mit ihren Geistlichen zu besetzen, auch da wo sie nur sehr wenige Mitglieder zählt (in Ladysmith, (Capland) z. B. sah der Herausgeber die Ruinen einer unvollendet gebliebenen Kirche, welche für eine Gemeinde von 11 Mitgliedern gebaut werden sollte), und weil sie allen ihren Pastoren zugleich die Verpflichtung auferlegt, für die schwarze Bevölkerung ihres Distrikts zu sorgen, so findet man auf den Karten und in den Berichten alle diejenigen Ortschaften, in denen ein anglicanischer Pastor, oder wäre es auch nur ein Diacon, angestellt ist, zugleich als Missionsstationen der anglicanischen Kirche aufgezeichnet, während der Herausgeber auf seiner Reise sich mehrfach davon überzeugt hat, daß in mehreren solchen Orten kein wirkliches Missionswerk getrieben wird. An anderen Orten beschränkt sich die Missionsarbeit auf Unterhaltung einer Schule für die Kinder der Schwarzen. Dagegen sind andere Orte dem Herausgeber bekannt geworden, an denen energisch für die Mission gearbeitet wird, auch wirkliche Missionsstationen. Wir nennen daher hier das Erziehungsinstitut für schwarze Lehrer in Sonneblum bei Capstadt, in welchem die Kafferjünglinge sogar in lateinischer und griechischer Sprache unterwiesen werden, und daneben in Handwerken, ein ähnliches Institut in Grahamstown; ein anderes in Schoonberg ist wieder aufgegeben worden. Von wirklichen Missionsstationen nennen wir in der Cap-Colonie Georgetown (woselbst das von der reformirten Kirche begonnene Missionswerk durch Gewinnung des von den Reformirten angestellten Lehrers in die Hände der Anglicaner gebracht worden ist), ferner im Kafferland die Stationen St. Mathews, St. Johns, St. Marks, St. Lukes, All Saints, St. Augustin; im Bassutolande Taba Nschu, in Natal und im freien Zululande: Ekukajeni, Springvale, Umgababa, Umsinto, Umlasi, Enwali, Ladysmith (wo die von dem früheren Berliner Missionar Illing

selbständig in's Leben gerufene ziemlich ausgedehnte Mission von den Anglicanern aufgenommen worden ist) Byrne, St. Pauls, Kwamakwatsa, Unkunginglove (Residenz des früheren König Dingan, die Station ist aber bald aufgegeben), und sicherlich treibt die anglicanische Kirche die Heidenmission auch noch an anderen Orten.

Da auch sie von dem Geiste Christi regiert wird, so wird sie auch in dem von ihr betriebenen Missionswerk immer mehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß Christi Diener nicht in dem Maaße, als sie regieren, sondern in dem Maaße, als sie mit Selbstverleugnung dienen, von Gott gesegnet werden, und daß weder prayerbook noch kirchliche Formen, sondern die einfache Predigt von Christo dem Gekreuzigten das Hauptmittel sind und allzeit bleiben wird, um Heiden zu Christo zu bekehren. Alsdann wird die in sich löbliche und anerkennenswerthe kirchliche Haltung und die Ausprägung derselben in Liturgie und kirchlicher Ordnung und Regiment auch ihrerseits ein werthes Salz und ein Segen für die gesammte Missionsarbeit in Südafrica werden können.

---

31. Die finnländische Mission.

Die jüngste aller evangelischen Missionsgesellschaften, welche in Africa das Netz ziehen helfen, ist die finnländische, welche im Anschluß an die Rheinländer im Jahre 1870 unter den Ovambo den nordöstlichen Nachbaren der Ovaherero, eine Mission eröffnet hat. Ihre beiden Stationen heißen Ondonga und Oukuambi.

---

32. Die römisch-katholische Mission.

Auch die römische Kirche hat, obgleich ziemlich spät, ihre Missionsarbeit auf Südafrica ausgedehnt und in Pietr-Maritzburg einen Bischofssitz errichtet. Eine Anzahl Mönche und Nonnen sind unter die Bassuto von Moschesch gegangen. Sie finden wenig Eingang unter den Heiden, weil diese ihnen entgegnen, sie könnten unmöglich richtige Christen sein, weil sie das Buch (die Bibel) nicht hätten. Sie greifen in das Werk der französischen evangelischen Missionare hemmend ein; letztere haben indeß die Freude gehabt, etliche Convertiten, unter ihnen die Brudertochter des Moschesch, zur evangelischen Kirche zurückkehren zu

sehen. So viel hat die Predigt des Evangelii in Südafrica bereits ausgerichtet, daß selbst die Heiden überzeugt sind, die Bibel sei das heilige Buch der Christen, und ohne Bibel kein Christenthum denkbar. Eine Heidenmissionsstation hat die römisch-katholische Kirche in Süd-Natal eröffnet, St. Michael. Auch in Grahamstown hat sie ein Missionswerk zu eröffnen versucht.

Africanischer Ochsenwagen.

Ersten Bandes

Vierte Abtheilung.

Kämpfe und Siege der Reichsarmee in Südafrica.

Es würde weit über das für unser Werk ins Auge gefaßte Ziel hinausführen, wenn wir es unternehmen wollten, auch nur in annähernder Vollständigkeit die Arbeiten sämmtlicher in der vorigen Abtheilung aufgeführten Missionsgesellschaften unter den einzelnen Völkern Südafrica's gesammtbildlich hinzuzeichnen. Dazu reicht weder der uns hier zu Gebot stehende Raum, noch das Maaß der zu diesem Werke gemachten Vorstudien hin. Es genügt auch vollständig für unsern Zweck, daß wir, nunmehr durch die einzelnen Völkerstämme Südafrica's eine Wanderung unternehmend, hier und da Halt machen, wo der Herr einen besonderen Denkstein seiner Macht und Gnade gesetzt hat. Wir werden dabei anknüpfen an die Zeugnisse der Bahnbrecher (Abth. II.), und es uns besonders angelegen sein lassen — weil eben unser Werk doch seinem Haupt-Inhalt nach eine Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft in Africa sein soll — desjenigen Antheils an Kampf und Sieg, Arbeit und Lohn zu gedenken, den der Herr den theuren Brüdern aus der älteren (Jänicke'schen) Berliner Missionsgesellschaft geschenkt hat. Wir haben schon unter den Bahnbrechern (§ 15) drei dieser Berliner Brüder gefunden; wir haben zu ihrer Zahl aber noch eine ganze Reihe hinzuzufügen. Möge man es unserer Pietät für den alten Jänicke verzeihen, wenn wir die betreffenden Paragraphen mit dem Zusatz „Berliner" hervorheben, denn der alte Jänicke ist in dem, was er für die Mission zu thun gewürdigt worden ist, noch lange nicht genug erkannt und bekannt.

A. Aus der Mission im Caplande.

33. Gedeihen der Rheinischen Mission.

Die Arbeit der Rheinländischen Missionare im Caplande fand von vorn herein lebhafte Unterstützung von Seiten kleiner, von den Bewohnern des Landes selbst gegründeter Missionsvereine. Dadurch wurden sie nicht blos in der Geldausgabe erleichtert,

sondern es ruhte durch das Zusammenwirken der rheinländischen Brüder mit den Christen des Landes ein ganz besonderer Segen auf ihrer Arbeit, so daß ihre Gemeinden nicht nur schnell sich mehrten, sondern auch in einer ganzen Anzahl von Stationen in dem Maaße erstarkten, daß sie die Mittel zu ihrer Erhaltung selbst aufbrachten (wie in Worcester, Saron, Amandelboom, Schietfontein, Stellenbosch).

Gesegnet war die Arbeit in Stellenbosch, woselbst unter der Leitung von Lückhoff und Terlinden eine Gemeinde von über tausend Schwarzen entstand, deren Schule in vier Klassen über 400 farbige Kinder zählte, und lange Zeit als die Musterschule in der Cap-Colonie galt. Die schöne große Kirche faßt über 800 Erwachsene, und ist in den Sonntagsgottesdiensten meist gefüllt. Höhere Erziehungsanstalten für Kinder der Missionare sind hinzugekommen.

Auf halbem Wege zwischen Stellenbosch und der Capstadt, etwa vier Meilen von jedem der beiden Orte entfernt, wohnte Anfangs der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts eine fromme Wittwe, eine Hottentottin, die ihre sechs Fuß hohen Zimmer gern dazu hergab, um die in den Dünen zerstreut wohnenden Hottentotten zur Erbauung zu sammeln. Missionar Esselen kam von Zeit zu Zeit von Stellenbosch herüber, und hielt die Andacht. Das waren dann die Festtage für die fromme Wittwe. Sie war über die wachsende Zahl der bekehrten Schwarzen so glücklich, daß sie zu der Kühnheit des Gebets sich erhob, der Herr wolle es in Gnaden schenken, daß hier an dieser Stelle mitten in den Dünen noch ein ordentliches Gotteshaus für die Schwarzen erbaut werden möchte. Esselen lächelte zu dem Glauben der frommen Wittwe. Denn wer sollte wohl darauf kommen, hier in diesen dürren Sanddünen, an einem Orte, von welchem die meisten Schwarzen stundenweit entfernt wohnten, ein Gotteshaus zu bauen? — Aber das Mütterchen betete weiter und hat's erreicht. Heute steht unweit ihres Hauses — sie selbst ist längst heimgegangen — ein stattliches Kirchlein mit steilem Giebel, nicht weit davon ein Schulhaus, in welchem ein mit 75 Pfd. St. angestellter Hottentott an die achtzig Kinder unterrichtet, — und in den sechs Fuß hohen Zimmern der alten Wittwe wohnt ein eigener Missionar, der schon eine Gemeinde von 200 Seelen um sich gesammelt hat. Der Ort heißt nach dem Wohnort einer anderen gläubigen Wittwe Sarepta; ein denkwürdiges Zeugniß davon, daß des Gerechten Gebet viel vermag, wenn es ernstlich ist.

„Bete und arbeite;" notabene wenn das B vor dem A steht, dann hat es auch seinen besonderen Segen. Das hat der oben erwähnte Br. Esselen in Worcester erfahren, wo er bis auf diesen Tag in reichem Segen wirkt. Seine aus den Schwarzen

gesammelte Gemeinde hat eine schöne große Kirche mit einem schönen Glockenthurm und Glocken, dazu ein Schulhaus mit zwei Flügeln, ein Mustergebäude für ein Landschulhaus, eine Missionarswohnung mit einem Flügel für die „Engel“ (Gäste) gebaut, und bringt das Gehalt für ihren Seelsorger und ihre Lehrerinnen aus eigenen Mitteln auf. —

Auch in den Cedernbergen ist es den rheinländischen Brüdern geglückt. Dort haben sie für 4000 Thlr. ein schönes Grundstück erstanden, und dasselbe später durch Hinzukaufen zweier Bauerplätze erweitert. Dies Institut entwickelte sich unter der umsichtigen Leitung des Missionar Leipoldt so schnell und so schön, daß es weit über seine Unterhaltungskosten hinaus noch Erträge erzielte, die es den übrigen Missionsstationen zuwenden konnte. Die Station heißt Wupperthal, ist aber in letzterer Zeit, wo die ganze Cap-Colonie zu verarmen beginnt, mit verarmt.

Die am meisten nach dem Innern der Cap-Colonie vorgeschobenen rheinländischen Stationen sind Amandelboom und Schietfontein.

An den etwa 6000 Fuß hohen Karreebergen, welche, obgleich baumlos, doch gute Weideflächen darboten, hatten sich anfangs der vierziger Jahre an 7—800 Bastard-Hottentotten niedergelassen, welche sehnlichst einen eigenen Missionar zu haben wünschten.

Ende 1845 wurde ihr Gebet erhört. Die beiden rheinischen Brüder Lutz und Beinecke schlugen ihre Wohnung unter einem hohen Mandelbaum auf, nach welchem die Station den Namen Amandelboom erhielt. Ein Schulhaus wurde aus krummen Dornzweigen und weichgeklopftem Riet erbaut, und bald darnach ein Kirchlein in ähnlichem Styl. Ein Dörflein folgte, und die Gemeinde war reich an mancherlei Erfahrungen der Gnade des Herrn, und dankbar also, daß in manchen Jahren ihre Erhaltungskosten von den eingelieferten Beiträgen überstiegen wurden; die Seelenzahl wuchs auf nahezu 1000 Seelen an.

Unweit Amandelboom hatte sich ein fremdes Völklein angesiedelt, ein versprengter Theil Ghikakaffern aus dem Kafferlande. Die Engländer hatten ihnen 1839 das Land geschenkt, damit sie eine Schutzwehr bildeten gegen die damals noch häufigen Einfälle der räuberischen Buschleute. Sie hatten unter den letztern auch mit solchem Eifer und Erfolg aufgeräumt, daß kein Buschmann mehr wagte, von dieser Seite aus die Colonie zu belästigen.

Diese Xosakaffern, in deren Mitte ein Sohn des Königs Ghika selbst lebte, hatten ihre kaffersche Sitte und Weise und Sprache völlig beibehalten, trotzdem daß sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Bastard-Hottentotten allmählich zu ihnen gesellt

hatte. Als nun die Bastarte in Amandelboom ihre Kirche und Schulhaus hatten, erwachte in den Herzen der Kaffern ein gleiches Verlangen. Und als 1847 der Missionar Alheit, ein Mühlhäuser, Schwiegersohn jenes alten gesegneten Gottesknechts Christian Voß (§. 20), nach Amandelboom kam, da ließen sie nicht ab mit Bitten, bis sich der junge Bruder aufmachte und nahe bei der Quelle Harmsfontein, ½ Stunde von Schietfontein, seine Hütte aufschlug.

Die Kaffern waren, wie alle Schwarze, träge zur Arbeit, aber Alheit ließ es sich nicht verdrießen, mit ihnen in Gemeinschaft Hand ans Werk zu legen. Das half; und bald stand das kleine Kirchlein von Dornpfählen fertig da, in welchem sich sonntäglich an 150—200 Kaffern versammelten. Dieselben waren so willig, das Wort anzunehmen, daß sie, noch ehe einer von ihnen getauft worden war, in einem Jahre 1150 Thlr. zusammenbrachten, um eine festere Kirche und Schulhaus zu beschaffen. Am 14. Januar 1849 konnte die erste Kafferfrau getauft werden. Dies erweckte den Eifer der übrigen, die nicht wie im Kafferlande durch das zähe Band nationaler Sitten und Einrichtungen zurückgehalten wurden. Sie lernten mit Eifer lesen, pflanzten Fruchtbäume, bearbeiteten Gärten und Felder und bauten Häuser nach europäischer Weise. Die Scheidung blieb auch nicht aus. Ein ganzer Haufe, der nicht von seinem Heidenthum lassen wollte, sonderte sich ab und zog in die Ferne.

An einem Septembertage 1849 wurde das neue Schulhaus, das einstweilen auch als Kirche dienen sollte, geweiht. Ein Glöcklein hatte der Frauenverein der Capstadt geschenkt. In dem alten Riethause wurde der 103. Psalm verlesen, und: „Nun danket alle Gott" gesungen. Dann ging der Zug unter dem Geläute des Glöckleins dem neuen Hause zu. Der 84. Psalm wurde angestimmt, mußte aber, durch vielfaches Weinen unterbrochen, mehrmals von vorne angefangen werden. In der Nachmittagsfeier erhoben sich plötzlich ein Mann und eine Frau, und erklärten, sie könnten von Stund an nicht länger in der Polygamie leben. Ein anderer Mann, ein Dolmetscher, meldete sich zur Taufe, mit dem Bemerken, daß er habe warten wollen mit der Taufe, bis er recht stark geworden wäre; aber er sehe nun ein, es sei nicht besser mit ihm geworden, und so wolle er nur in aller seiner Schwachheit bekennen, und die Kraft sich vom Herrn schenken lassen.

Am 18. November desselben Jahres saßen 14 Taufcandidaten — eine Auswahl aus den 25 Catechumenen — in dem Schul-Kirchlein, um das heilige Sakrament zu empfangen. Jan Kaffer der Capitän mit seiner Frau waren die ersten, der Dolmetscher und seine Frau folgten. Am Nachmittag brachten die Neuge-

tauften ihre 21 Kindlein zur Taufe, so daß an dem einen Tage 35 Seelen in die Gemeinde der Heiligen aufgenommen werden konnten.

Nachdem das Gemeindlein gewachsen war, ließ Alheit schon im folgenden Jahr dieselben einen Kirchenältesten wählen. Sie wählten Daniel Kaffer, den Sohn des Häuptlings, der ernste Früchte der Buße gezeigt, längst freiwillig der Polygamie entsagt, und obgleich nicht eben reich, 100 Thlr. zum Kirchenbau beigesteuert hatte. Jetzt konnte er sich nicht entschließen, das verantwortungsschwere Amt anzunehmen. Er saß zuerst ernst und still, auf den Ellenbogen gestützt da, dann begann er zu weinen und sagte, er sei viel zu schwach. Es bedurfte des ganzen Ernstes der Hinweisung auf den, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist, um seine Weigerung zu besiegen.

Solche Leute kann der Herr gebrauchen. Das zeigte sich bald. Auf einer Reise besuchte er die Pramberge und predigte den dortigen Kaffern das Wort Gottes so eindringlich, daß gleich am folgenden Sonntag ein Wagen voll von diesen Kaffern zum Gottesdienst in Schietfontein sich einfand. Auch zu den ferner wohnenden Kaffern brachte er das Wort Gottes.

Goliath, der Dolmetscher, war zum Diacon gewählt. Dem hatten die Nachbaren das ihm zukommende Wasser zum öfteren von seinem Felde abgekehrt, so daß die Saat in der kommenden Dürre vertrocknete. Er hätte können sein Recht suchen, und damit sein Gut bewahren. Anstatt dessen sagte er: „Weil ich Gottes Wort zu bedienen hatte, so meinte ich, daß es sich für mich nicht gezieme, mich in Streitigkeiten über irdische Dinge einzulassen!“ O, wenn doch alle Diener des Worts diese Kaffern-Einfalt besäßen!

An einem Abend nach der Betstunde stand ein Gemeindeglied auf, um zu der Gemeinde zu sprechen. Er war vor Jahresfrist, obschon bereits getauft, doch in eine schwere Sünde gefallen, war ausgeschlossen, hatte aufrichtig Buße gethan und war wieder aufgenommen worden. Rechten Frieden hatte er aber nicht im Herzen gespürt, bis vor einigen Wochen, wo mit einem Tage eine merkliche Veränderung in seinem Wesen erkennbar vorgetreten war. Was war geschehen?

Willem Matroos lag auf seinem Lager, und gedachte des Worts, daß Gott der Vater seinen einigen Sohn für uns in den Tod gegeben habe. Da gehts ihm durch das Herz: Giebt es nicht noch einen Vater, der seinen Sohn freiwillig gegeben hat? Er sinnt und sinnt, bis die Mitternacht herbeikommt. Da hält er's nicht länger; er weckt seine Frau, ob sie's ihm nicht sagen könne. Als die es auch nicht wußte, weckte er seine Tochter. Aber die wußte es auch nicht. Nun, in der Bibel muß es ja

stehen. Es wird also Feuer angemacht, um in der Bibel nach dieser Geschichte zu suchen. Da fällt es plötzlich der Tochter ein; sie kannte ja aus der Schule die Geschichte von Isaac's Opferung, und sie erzählt dieselbe. Mutter und Tochter schlafen bald wieder ein, der Vater nicht. Dem hat der heilige Geist in stiller Nacht den Text ausgelegt, und am frühen Morgen hat er's verstanden. Der Herr wollte ihn selbst mit Leib und Seele zum Opfer haben. Und dazu ist er bereit. Und an jenem Abend in der Gemeindeversammlung hat er's aussprechen müssen. Er bekannte alle seine Sünden und gelobte vor Gott ein neues Leben, und pries mit den Anwesenden die Gnade des Herrn, der ihn vom Abgrunde zurückgerufen habe.

Eines Tages steht Alheit in seinem Garten, Daniel der Aelteste, neben ihm. Sie sehen zwei Kaffern, die von der Station fortziehen wollen, und Alheit sagt Daniel, wie leid ihm dies sei. Derselbe schweigt und folgt mit seinen Augen dem letzteren der beiden Fortgehenden. Plötzlich bleibt dieser mitten im Flußbett stehen und fängt an zu weinen. Daniel aber ruft mit lachendem Munde dem nach der Ursach fragenden Alheit zu: „Es ist der Herr! Ich habe es dem Manne heute morgen vorausgesagt, als er Abschied nahm! Behrendt, habe ich ihm gesagt, Du willst dem Herrn Jesu entlaufen, der an Deinem Herzen arbeitet. Aber warte, ich sage Dir, Du kommst heute nicht durch den Fluß, der Herr wirds verhindern! Ich habe es ihm gesagt, und nun seht, der Herr ist doch treu und gut." So jubelte Daniel. Behrendt aber kehrte um und meldete sich desselben Tags zur Taufe.

Im October 1852 gab es auf Schietfontein eine Gemeindeversammlung, die dauerte den ganzen Tag bis Abends eilf Uhr. Man wollte eine bürgerliche Gemeindeordnung feststellen. Man suchte Trunkenheit und andere Laster mit Strafen zu umschränken. Das bloße Kaufen des Branntweins wurde mit 5 Thlrn. Strafe belegt, Trunkenheit desgleichen, im Wiederholungsfalle mit Ausschließung; Hurerei unter Minderjährigen mit Körperstrafe, unter Volljährigen mit Ausschließung. Dann kam die Frage an die Reihe, wie es mit der Bewässerung der Gärten gehalten werden solle, ob bei dem geringen Wasservorrath auch der Sonntag zu dieser Arbeit benutzt werden könne. Alheit war dafür, weil wirklich das wenige Wasser zu Rathe gehalten werden mußte. Aber zwei getaufte Kaffern blieben ihm gegenüber fest bei dem Wort: „Da sollst Du kein Werk thun!" Alheit sprach von Werken der Liebe und der Noth, und von Buchstabendienst. Die Kaffern aber wußten auch von der Noth, auch von der christlichen Freiheit; aber, sagten sie, man muß den Unbekehrten und Ungetauften nicht ein Aergerniß bereiten, wovon sie Schaden an ihrer Seele nehmen könnten; die Thatsache der Sonntagsarbeit würde stärker

predigen, als die kräftigsten Predigten. „Wir müssen nicht vergessen," sprach der eine, „daß wir nicht uns selber leben, wir sollen ein Licht für die anderen sein." Und so gewannen die Kaffern das Feld gegen den Missionar, wie derselbe hernach selbst mit Freuden erzählte.

In solcher Gemeinde regte sich denn auch bald die Lust zu geben und mitzuarbeiten. Hölzerne Bänke in der Kirche verdrängten die lehmernen, ein neues Schulhaus entstand, die Collekten wurden reichlich. An einem Stiftungsfest betrug die Sammlung 433 Thlr., darunter 20 Goldstücke. Bald wurde auch eine neue Kirche beschlossen, zu welcher 97 Gemeindeglieder sofort 1800 Thlr. zeichneten. Fünf Kaffern zeichneten jeder 100 Thlr., im Durchschnitt jeder fast 20 Thlr. Eine arme Frau, die sich kümmerlich mit ihren drei kleinen Kindern durchhelfen mußte, steuerte 2½ Thlr., den Erlös für Backsteine, die sie im kalten Winter gemacht hatte. Dies Wittwenscherflein war die kleinste, — und doch vielleicht die größte von allen dargebrachten Gaben. Am 22. August 1857 konnte die neue Kirche eingeweiht werden. Zu den auf 6500 Thlr. sich belaufenden Kosten hatte die Gemeinde die größere Hälfte, umwohnende Freunde den Rest, die Missionsgesellschaft nichts beigesteuert.

Und also hat der Segen des Herrn auf der Gemeinde geruht manch liebes Jahr.

Ein Uebelstand war es, daß die Bewohner nicht Land genug hatten zu Gärten und Feldern, und sich deshalb zerstreuten auf 12 Meilen hin. Die Mission ging den Zerstreuten nach und gründete 1863 die Station de Tuin (der Garten).

---

34. Heinrich Helm (ein Berliner) in Caledon.

Wo der Herr Großes thut, um das Reich des Satan zu stürzen, da setzt auch dieser alles daran, das Seinige zu bewahren. Dazu hetzt er Land und Leute auf, und weiß seine Werkzeuge meisterlich zu schulen. Am besten gelingt's ihm aber, wenn er ein Kind Gottes zum Abfall vom Glauben bringen und zu einem Sündenknecht umwandeln kann. Da sitzt der Starke gewappnet dann eine Zeit hohnlachend in seinem Pallast — bis ein Stärkerer über ihn kommt, ihm seinen Pallast zerbricht, und die Beute austheilt. Dies alles erfüllte sich in einer Londoner Station im Caplande, Zuurbraak genannt, nicht weit von Swellendam.

Hier hatte sich, während rings umher das Land bereits von den Bauern in Besitz genommen war, in einem fruchtbaren, von einem immer fließenden Bach bewässerten Thal eine Anzahl Hottentotten auf väterlich ererbtem Grund und Boden erhalten, und

lebte von ihrer Hände Arbeit. Darüber hatte der Statthalter Lord Caledon, welcher 1800 das Land durchreiste, eine solche Freude, daß er ihnen den erb- und eigenthümlichen Besitz des Thals rechtlich verbriefte. Aus Dankbarkeit sprachen sie, nun soll der Ort nicht mehr Zuurbraak heißen, sondern Caledon. Dies erfuhren die Londoner Missionsfreunde und sandten einen Missionar hin, um den Schwarzen auch geistlich zu helfen. Der Mann hieß S., wir wollen seinen Namen nicht ausschreiben, denn er war ein unlauterer Mann und eben jenes Werkzeug des Erzbösewichts, auf welches wir oben hindeuteten. Leider war auch er ein Deutscher.

Ihm blendete Satan das Auge beim Anblick aller der schönen Ländereien, so daß er die besten Theile davon für sich nahm und den Hottentotten die schlechteren zum Bebauen überließ. Sie waren aber bereits an tüchtige Arbeit gewöhnt, zogen um ihre Gärten einen mächtigen Erdwall, der das Vieh abhielt und wußten auch in diese Ländereien einen Wasserlauf zu leiten, daß sie begannen zu grünen und zu gedeihen wie die früheren. Da packte der Geizteufel den Missionar abermals. Er zwang die Hottentotten, das umfriedigte Land ihm zu einem Kornfeld zu überlassen und sich auf einer dürren Höhe anzubauen.

Die armen Leute klagten. Aber damals war der Lauf des Gerichtsverfahrens so eingerichtet, daß der Schwarze, der gegen einen Weißen eine Klage einreichte, sofort ins Gefängniß gesteckt wurde, damit er nicht entrinnen könne, falls er Unrecht bekäme. So gings hier auch. Aber wer hätte hier der Armen Advokat sein sollen. Den umherwohnenden Bauern war es schon lange recht, daß diese zwarte schepsels nicht in dem Besitz des schönen Thals blieben. Der Missionar wußte auch zu berichten — und die armen Schwarzen wurden zu den Kosten verurtheilt, d. h. sie bekamen unbarmherzige Prügel. Den armen Leuten blieb nichts übrig, als daß sie einer nach dem anderen fortzogen und Knechte bei den Bauern wurden. Das hatten die letzteren gewollt.

Im Jahr 1819 kam der bereits oben (§. 19.) erwähnte Superintendent der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. Philipp mit Campbell nach Caledon und sie hielten sich 11 Tage in Caledon auf. Denen wagten die übrig gebliebenen Hottentotten ihre Noth zu klagen. Sie durchschauten den Unwürdigen und hielten ihm sein Unrecht vor. Aber ebenso gut hätten sie zu einem Stein oder Holzblock sprechen können. Sie kündigten ihm seine Absetzung an. Das war ihm schon recht; hatte er doch Boden und Land an sich gerissen. Sie boten ihm für dies ungerecht erworbene Gut einen Ersatz, wenn er ruhig abziehen wollte. Aber da begehrte der Unverschämte hoch auf, reichte eine Klage bei der

Regierung ein, und beantragte, daß das ganze Stück Land ihm und seiner Familie erblich übertragen werde.

Die Untersuchung wurde den Bauern der Umgegend übertragen. Das Urtheil erfolgte: Dr. Philipp solle alle Kosten bezahlen, auch das, was die Hottentotten in den letzten zwei Monaten auf dem Platz verzehrt hätten.

Die Bauern waren aber an den rechten Mann gekommen. Dr. Philipp war auf seinem Posten, und setzte Alles in Bewegung, um den mit Unrecht Gedrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Es waren gerade Abgeordnete der englischen Regierung in der Capstadt. Diese führte Dr. Philipp selbst hin nach Caledon, um alles zu untersuchen und der unwürdige Missionar S. mußte im März 1825 mit Schimpf und Schande von dannen ziehen.

Nun galt es, die Station wieder in Ordnung zu bringen. Aber wie sah es auf derselben aus! 524 Seelen hatte Lord Caledon dort gesammelt; jetzt wohnten von den rechten Eigenthümern noch 15 in neun elenden Hütten. Ein Bauer aus der Nachbarschaft hatte sich auf dem Lande angesiedelt und pflügte und säete, als wäre es sein Eigenthum. Ein Regierungsbeamter weidete mit seinen Rindern die schöne Weide ab; ein Bauer hatte sich in ein von den Hottentotten gebautes Haus einfach einquartirt. So gab es für Dr. Philipp einen neuen Kampf. Die Eindringlinge mußten herausgewiesen werden. Es gelang auch dies mit Gottes Hülfe; den Hottentotten wurde der gesammte Landstrich zugesprochen. Nun fehlte nur noch eins, ein Mann, der es verstände, die in alle Welt als Dienstleute zerstreuten Hottentotten wieder zu einer Gemeinde zu sammeln. Und dieser Mann war auch schon da. Es war niemand anders, als unser Berliner Landsmann Heinrich Helm, der Schüler des alten Jänicke.

Im Jahr 1827 begann er sein Werk. Er fand schon 280 Hottentotten vor, die sich aus der Zerstreuung gesammelt hatten. Die erkannten bald den Unterschied zwischen Hirten und Miethling. Schon im folgenden Jahr war ihre Zahl auf 470 Seelen gewachsen, von denen acht getauft waren und 50 die Sonntagsschulen und 70 die Wochenschulen besuchten. Im nächsten Jahr wurden sieben getauft, und so ging es unter Gottes Gnade fort, so daß nach fünf Jahren unter 600 Platzbewohnern 31 Abendmahlsgenossen, und 1841 unter 1023 Bewohnern 123 Communicanten waren. Der 1838 gestiftete Enthaltsamkeitsverein zählte 224 Mitglieder und der in demselben Jahr gestiftete Missionsverein brachte 160 Thlr. auf.

Und auf dem Platz begann es zu grünen, wie im Garten Gottes. Gottesfurcht herrschte da, wo früher Raub und Gewalt=

that war, Ordnung, Fleiß und Betriebsamkeit lernten die Farbigen von unserem deutschen Landsmann. Die Schulen wurden gut besucht, und ein neues hoffnungserweckendes Geschlecht umstand das Lager des alten treuen Helm, als derselbe in Frieden aus dieser Zeitlichkeit schied.

Ein geistlich Kind des alten Vater Helm traf der Herausgeber dieses Buches im Jahr 1866 auf seiner Reise durch Südafrica im Dornrevier, bei dem Bauer Haasbroek, bei welchem er zur Nacht einkehrte. Wir lassen die betreffende Stelle aus dem Reisetagebuch hier wörtlich folgen:

„Die mächtige Schüssel mit Suppe und Fleisch stand bereits dampfend auf dem Tisch, als der Abendgottesdienst begann, den Bruder Schmidt hielt; um ihn her der Bauer mit seinem frommen Weibe und seinen Kindern und den farbigen Knechten und Mägden und außerdem der Nachbar-Bauer mit seiner Frau, der zu diesem Gottesdienst eigens herbeigerufen war. Bruder Schmidt hielt eine Bibelstunde, die zu einer ausgedehnten Predigt wurde. Nach dem Schluß der Andacht trat die fremde Bauerfrau, ein junges, hochgewachsenes, kräftiges Weib mit sehr feinen Gesichtszügen und ausdrucksvollem, glänzenden Auge hervor, stellte sich vor Bruder Schmidt und vor mich hin und begann in beredten, warmen Worten zu bezeugen, wie wahr das von Bruder Schmidt gesagte Wort sei. Sie habe es an ihrem eigenen Herzen erfahren, wie der Herr Jesus in den Verirrungen des Lebens dem armen verlorenen Schaf nachgehe; sie habe sich lange gesträubt, aber der Herr sei ihr zu mächtig geworden, und habe sie gezwungen, und so habe sie ihn auch gefunden und habe an ihrem Herzen erfahren, wie keine Freude sei anders, als bei dem Herrn Jesu. Es lag etwas Gewaltiges, Unmittelbares in diesem ungesuchten Zeugniß. Es war, als könnte die begnadigte Seele nicht Worte genug finden, um des Herrn Barmherzigkeit zu preisen. — Da stand mit einem Mal aus dem Winkel der Stube, wo sie bis dahin unbeachtet gehockt hatte, ein unansehnliches, kleines, schwarzes Weib auf und trat heran und begann in ähnlicher Weise zu zeugen von der Gnade des Herrn, die ihr widerfahren sei. Ihre Augen erglänzten dabei von tiefer Gluth und ihre Arme gingen auf und ab, das Gesagte bekräftigend. Als diese Schwarze zu sprechen begann, zog sich die Bauerfrau bescheiden zurück, als stände sie einer Respektsperson gegenüber. Letsy aber (Adelette, so hieß diese kleine Schwarze) pries die Gnade des Herrn, die ihr widerfahren sei, mit einer Kraft und einem Nachdruck, daß es mir tief im Herzen mitklang. Vor einiger Zeit, erzählte sie, sei auch ein Sendling hier gewesen, der habe von Nabal und Abigail gepredigt, und daß Abigail dem David Geschenke gebracht habe. Da habe sie zuerst nicht gewußt, was der Herr ihr damit habe sagen wollen.

Aber bald sei es ihr klar geworden. Ihr Sohn (ein junger, farbiger Bursch von etwa 18 Jahren, der den Arm in der Binde neben ihr stand), habe sich Tags darauf drei Finger abgehackt, und das sei ihrem Mutterherzen ein fast unüberwindlich schwerer Schmerz gewesen. Da habe sie in ihrem Herzen eine Stimme gefühlt, die habe sie an Abigail erinnert, und ihr gesagt: Wie Abigail dem David Geschenke gebracht hat, so mußt du dem Herrn Jesu auch dein Herz schenken, und was er dir zu tragen giebt, mit Dank hinnehmen. Sofort sei in ihr Herz Freudigkeit wiedergekehrt, und sie habe um die verlorenen Finger ihres Sohnes nicht mehr weinen können. Aber nun sei der Herr auch überschwänglich reich eingekehrt; dem Sohne sei Schmerz und Krankheit das Mittel geworden, gründlich den Herrn zu suchen und sich zu bekehren, und nun sei ihrer beider Herz voll Jubel und Dank, daß der Herr sie solche Gnade habe erfahren lassen.

Der junge Bursch, dem jenes vor etwa vier Wochen widerfahren war, stand mit verklärtem Angesichte dabei. Dann nahm der Bauer selbst das Wort und sagte, diese kleine Schwarze sei ihrer aller geistliche Mutter und Anführerin, und nicht bloß für sie, sondern für die ganze Umgegend, in welcher eine große Anzahl durch ihr Zeugniß erweckt worden sei.

Nach dem Essen nahm ich Letsy allein und ließ mir von ihr aus ihrem früheren Leben erzählen. Da erfuhr ich, daß sie bei dem Vater dieses Bauern, Haasbroek, früher Sclavin gewesen sei; aber in dieser Zeit habe sie in aller Thorheit und Gräuel des Heidenthums gewandelt, bis sie eines Tages nach Zuurbraak gekommen sei zum Missionar Helm (dem ältern); dessen Wort und Zeugniß sei ihr in ihr Herz gedrungen, und sie habe ihren Heiland gefunden. Nun aber habe sie in ihrem Herzen eine Stimme gehört, die habe ihr nicht Ruhe gelassen, sondern sie habe müssen in das Haus ihres alten Herrn zurückkehren, um dem auch von der Gnade des Herrn zu sagen. Und dies Zeugniß habe der Herr so gesegnet, daß der alte Bauer nicht nur selbst erweckt wurde, sondern auch dieser alten Schwarzen, die nun Freundin im Hause wurde, die geistliche Pflege ihrer Kinder anvertraut habe. Und auch diese Kinder, und neben ihnen viele andere Seelen haben den Herrn gefunden. Daß dies alles Wahrheit sei, konnte ich aus dem Munde des dankbaren jungen Bauern, der die alte Letsy wie ein Glied der Familie bei sich hat, selbst hören. Es war übrigens auch an der ganzen Haltung dieser Bauernfamilie die Kraft des Evangelii zu spüren. Sie gehörte nicht zu den reichsten; es waren auch nur zwei Messer auf dem Tisch, jeder Gast muß sich das seinige mitbringen. Aber der Ton der Unterhaltung war so herzlich, das Gespräch so eingehend,

daß mir die Abendstunden im Dornrevier zum bleibenden Segen sein werden."

Also bleibt das Andenken des Gerechten im Segen, und selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! —

35. Carl August Pacalt (ein Berliner) im Hoogekraal.

Als der Pastor Campbell im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft 1813 Südafrica besuchte, wohnte etwa eine Meile von Georgetown nach der See zu auf einem Hottentottenkraal Namens Hoogekraal ein Häuptling, der hieß Dikkop. Dem hatte der Missionar Read bei seiner Durchreise eine Predigt gehalten, die ihm so durch's Herz drang, daß er von diesem Worte mehr zu hören begehrte. Er ging also, als er von Campbell's Reise hörte, mit 60 Begleitern sofort nach Georgetown, und lagerte mit diesem seinem Gefolge um Campbell's Wagen her zur Nachtruhe. Das erregte des Missionars Aufmerksamkeit, und er wollte dem Häuptling seinen Gegenbesuch machen. Am andern Tage also wurde Dickop der Führer des Lehrers, und wie es diesem auf dem Hoogekraal ergangen sei, das hören wir lieber aus Campbell's eigenem Munde:

„Als wir in den Kraal ankamen," erzählt Campbell, „versammelten wir die Einwohner in und um des Häuptlings Hütte, die klein und aus Baumzweigen errichtet war; die Möbel bestanden aus zwei niedrigen Schemeln und drei Wasserkrügen. Ein Schemel wurde für mich in die Mitte der Hütte gestellt, auf den ich mich setzte; rund herum lagerten sich die Hottentotten dicht neben einander auf den Boden. Ich fragte sie darauf, ob sie alle wünschten, daß ein Missionar sich unter ihnen niederlassen möchte? Dies bejahten sie einstimmig; aber sie wußten dafür keinen andern Grund anzugeben, als, damit sie in denselben Dingen unterrichtet würden, welche die weißen Leute wüßten. Ein alter, kaum mit einigen Lumpen bedeckter, elend aussehender Mann zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Er setzte sich neben mich, küßte meine Hände und Füße, und gab durch die ausdrucksvollsten Geberden seine Freude darüber zu erkennen, daß ein Missionar zu ihnen kommen solle. Ich fragte ihn, ob er irgend etwas von Jesus Christus wisse? Seine Antwort schlug mich fast zu Boden; er sagte: „Ich weiß von nichts mehr, als ein Vieh." Hätte ich die Versammlung am Jahresfest der Missionsgesellschaft im Monat Mai hieher führen können, daß sie diesem Auftritte beigewohnt hätten, sie würden gewiß Hände voll Gold in die Mis-

sionskasse geworfen haben, bis die Directoren, darüber unruhig, ausgerufen hätten gleich Moses: „Das Volk bringet zu viel, mehr als zum Werk dieses Dienstes Noth ist; niemand thue mehr zur Habe des Heiligthums." Man denke sich sechs bis acht und zwanzig in der engen Hütte zusammengedrängt, einen großen Haufen vor der Thür; jedes Auge und Ohr auf meine Lippen gerichtet, um die Zusicherung zu vernehmen, daß ein Missionar zu ihnen kommen werde! Der Häuptling erbot sich, selbst nach Swellendam zu gehen und Bruder Pacalt herzuholen, welches eine Reise von 14 Tagen ist; sie boten das beste Haus, was sie hatten, zu seiner Wohnung an, und versprachen, sogleich ein besseres zu bauen. Nachdem ich noch eine Weile mit ihnen gesprochen hatte, sagte ich ihnen zu, daß er kommen werde, und schrieb in ihrer Gegenwart einen Brief an Herrn Pacalt, den ich ihrem Häuptling gab; und dieser versprach, sogleich aufzubrechen, sobald sein Wagen von der Mühle zurückgekehrt sein werde. Darauf versammelten wir alle jungen Leute unter 20 Jahren vor uns — es waren etwa 40, darunter einige anziehende Gesichter; — alle erklärten ihren Wunsch, lesen zu lernen, was jetzt in dem Kraal kein einziger kann. Wir erstiegen darauf einen Hügel hinter dem Kraal, um den Ort und die Umgegend zu überblicken; beinahe alle Einwohner begleiteten uns dorthin; die Kinder spielten um uns her, und waren ganz besonders fröhlich. Ich glaube, sie haben in ihrem Kraal noch nie einen so glücklichen Tag erlebt. Dies scheint mir ein von dem Herrn zubereitetes Volk zu sein, welches die Gabe des ewigen Lebens durch unsern Herrn Jesum Christum empfangen soll."

Ehe wir Pacalt in seiner gottgesegneten Arbeit auf dem Hoogekraal betrachten, müssen wir ein wenig zurückblicken in dieselben Gegenden von Böhmen und Mähren, die wir bereits als die Geburtsstätte der Brüdergemeinde, Georg Schmidt's, Jänicke's kennen gelernt haben.

Dort war am 13. October 1781 große Freude. Kaiser Joseph hatte durch sein Toleranzedikt endlich den blutigen Unterdrückungen der evangelischen Bekenner durch römisch-catholische Pfaffen ein Ziel gesetzt, und unter den vielen Tausenden, die in Folge dessen den bis dahin heimlich gehegten Glauben auch öffentlich bekannten, war auch Georg Pacalt, ein Bauer in Rusek, eine Stunde nördlich von Königgrätz. Mit ihm trat auch sein am 7. October 1773 geborener, nun achtjähriger Sohn Carl August zum lutherischen Bekenntniß über, und wanderte von da aus allsonntäglich nach Bukowina zur Kirche, bis sich die Gemeinde in Cernilow eine eigene Kirche erbaute. Als Jüngling erlernte Carl August die Zeugschmiedsprofession, und wanderte nach Wien, wo er inmitten eines verführerischen Geschlechts den

Glauben der Väter treu bewahrte, so daß er als die Freude seiner Eltern nach Rusek zurückkehrte.

Nun aber sollte er weiter auf die Wanderschaft gehen. Den Süden kannte er schon; also gen Norden — nach Berlin. Sein alter Vater gab ihm einen Geleitsbrief mit an den alten Vater Jänicke, der bald sein zweiter Vater wurde. Unter dessen Pflege gedieh der junge Zeugschmiedsgeselle nach Leib und Seele also, daß er 1805 für seine Gemeinde nach Cernilow einen silbernen stark vergoldeten Kelch nebst Patene zum Geschenk machte. Und damals war er noch Handwerksbursch.

Aber bereits hatte er sich dem alten Vater geoffenbart, daß ihn sein Herz weit hinaus zöge unter die Heiden. Der alte Jänicke hat ihn redlich unterrichtet und dann zur Vollendung seiner Missionsausbildung nach London geschickt; und von da aus ist er im Jahr 1810 nach Africa gegangen, um zunächst an der Seite des alten van der Kemp (§ 13) in Bethelsdorp zu arbeiten.

Nach dessen Heimgang wurde er wandernder Missionar im Distrikt Swellendam, und verstand es meisterlich, die Bauern von ihrem Widerwillen gegen die Mission zu bekehren. Bisweilen wurde er wohl gar gröblich angefahren und zur Thür hinausgewiesen. Er pflegte dann aber ganz freundlich zu erwiedern: „Nicht wahr, mein lieber Herr, Ihnen liegt doch daran, daß Ihre Hottentotten selig werden? Sie wollen doch die Schuld nicht auf sich laden, daß sie ohne Jesum Christum dahin fahren?" Und dabei sah er den Bauer mit Augen an, wie die Maisonne den letzten Schneehaufen; daß er endlich brummte: „Nun, wenn Er denn so ein Esel sein will, und will seine Zeit an das dumme Volk wenden, und Er stört sie nicht in der Arbeit, dann soll mir's einerlei sein!" — War er aber erst wirklich am Werk, dann hatte er bald mit seiner gewaltigen Liebesberedsamkeit nicht selten den Hottentotten sammt dem Bauer obendrauf für den Herrn Jesum gewonnen, und mußte oft von dem Munde des brummigen Bauern, der in der Zwischenzeit von Patzalt's Geschick in Eisenarbeiten manchen guten Wink und manchen Vortheil gehabt hatte, die Frage hören, warum er denn so bald schon an's Weiterziehen dächte.

An diesen Gottesknecht dachte Campbell sofort, ob er nicht der Mann sein sollte, der dem Dikkop auf Hoogekraal die ersehnte Hülfe bringen könne. Der Häuptling war über die Maßen erfreut, als er davon hörte. Er spannte sofort seinen Wagen an; er wollte Campbell's Brief nicht nur selbst gleich nach Swellendam bringen, sondern, da die Reise wohl an 14 Tagen dauerte, gedachte er, den Missionar gleich mit zurückzunehmen.

Bei Patzalt war auch kein langes Besinnen. Richtig kam

er sofort auf dem mitgebrachten Wagen nach Hoogekraal und begann seine Arbeit.

Zuerst baute er mit den Hottentotten sein eigenes Haus. Dann entwarf er den Grundriß zu dem neuen Dorf. Zwei Reihen Häuser sollten es werden, um jedes Haus herum ein großer Garten, und um das Ganze ein sechs Fuß hoher starker aus getrockneten Rasenstücken erbauter Erdwall, damit das Vieh nicht in die Gärten kommen könne. Aber wer sollte dieses Werk vollbringen? Die Mauer sollte wohl eine halbe Meile lang werden, und die Hottentotten sind von Hause aus ein faules Volk.

Patzalt wußte Rath. Er legte selbst mit Hand an's Werk. Zuerst arbeitete er mit ihnen täglich eine Stunde; dann verlängerte er allmählich die Zeit, bis sie an 6—8 Stunden aushielten. Für ihre Gärten verschaffte er ihnen selbst die Sämereien, und als sie erst die ersten Früchte ihrer geringen Arbeit gekostet hatten, da hatte Patzalt gewonnenes Spiel. Nun wurden auch draußen auf dem Felde große Räume umzäunt zu Hürden für das Vieh zur Nachtzeit, zwei große Teiche, die er ausgrub, gewährten demselben Wasser in der dürren Zeit. Auch erfand er ein Mittel, um das saure Gras der Uferst eppen durch süßes zu verdrängen, und also das sonst so unfruchtbare Land zu einem Garten umzuwandeln.

Und bei all diesen Arbeiten verstand er es meisterhaft, die Seelen auf den hinzuweisen, der auch im Herzen Sauer in Süß zu wandeln versteht. Die Schule wurde fleißig besucht, die neugebaute schöne Kirche füllte sich sonntäglich mit heilsbegierigen Hörern, die dann das Licht aus Gottes Wort empfingen über das, was sie die Woche hindurch mit ihrem Missionar arbeitend erlebt hatten. So ist's recht. Wenn der Missionar mitten unter seinem Volk lebt, und alles mit ihm theilt, dann trägt sein Wort seine Frucht, und begießt er das alles mit seinem täglichen Gebet, dann sieht er's auch wachsen, und hat nicht nöthig, über die harten Herzen der Kaffern und Hottentotten zu seufzen, die seinen fleißig studirten Predigten keinen Geschmack abgewinnen können, eben weil sie aus dem Studirzimmer und nicht aus dem Leben entsprungen sind, — und die darum von dem Herzen des Herrn Jesu fern bleiben, weil das innerste Herz des Missionars ihnen fern geblieben war, und an dem eigenen Haus und Garten und Familie und Studium haften geblieben war, anstatt als selbst von der Liebe Jesu entzündetes Licht, den Funken der Liebe und des Glaubens selbstverleugnend in den Herzen der Heiden anzuzünden. Solcher Missionar wie Patzalt hat dann freilich auch in seiner Gemeinde sein volles Genüge und Befriedigung, und verlangt nicht zurück nach dem, was er daheim verlassen hatte,

weil ihm der Herr draußen reichlich und aber reichlich mehr wieder beschеert hat.

Wenn dann Patzalt auch hier und da mit der Trägheit, Unreinlichkeit und Unzucht der Hottentotten seine liebe Noth hatte, und auch wohl seine bittern Thränen und Seufzer vor den Herrn bringen mußte, so kamen dafür auch liebliche Zeiten und Stunden der Erquickung.

Am 10. Mai 1814 hörte er in der Nacht in einiger Entfernung ein Geräusch. Er geht still heran und hört, wie ein Hottentottin knieend mit kläglicher Stimme betet: „Herr Jesu, eine Flamme der Hölle brennt in meinem Herzen! Ach habe Mitleid mit mir, der verlorenen Sünderin, und erlöse mich von dieser Flamme!" Patzalt fragte, was ihr fehle: „Ach," rief sie, „ach Herr Jesu! hier ist eine strafbare Sünderin!" — Sie trug Leide, als eine die getröstet werden sollte.

Am Sonntag, den 18. December desselben Jahres, litt er an starker Heiserkeit. Um zu sehen, wie sich die Hottentotten unter solchen Umständen zu helfen wissen möchten, schloß er einfach die Thüre zu. Sie liefen um sein Haus herum und sprachen: „Er ist krank." Dann gingen sie alle in die Kirche, sangen, beteten, sangen wieder und beteten, so an vier mal; dann stellten sie sich alle mit Wehklagen vor sein Haus. — Das hielt er aber nicht aus; am Nachmittag war er wieder mit ihnen in der Kirche. Und wie war sein Tagebuch voll Dank für die in der Gemeinde erfahrene Gnade!

Unter dem 29. Mai 1814 schreibt er: „Heute waren unsere Leute unter der Predigt des göttlichen Worts so bewegt, daß ich nicht wußte, was ich thun sollte. Ich konnte vor ihrem lauten Schluchzen mich selbst nicht mehr hören. Beim Herausgehen knieten sie alle nieder und beteten."

Von der Taufe einiger junger Leute schreibt er vom 31. December 1817: „Ihre Taufe war mir ein hohes Vergnügen. Während sie die vor der Taufe ihnen vorgelegten Fragen beantworteten, blieben wenige Augen trocken. Ich fragte sie, warum sie wünschten getauft zu werden? Sie antworteten: „Weil wir Jesum lieben als den einzigen Retter der verlorenen Sünder, und nicht gerne länger, wie wir vormals thaten, und noch viele Junge und Alte thun, in Sünden fortwandeln, sondern frühe schon für Jesum und seine Freunde leben möchten. Daher wünschen wir von Herzen, es laut zu bekennen, daß wir Jesu angehören!"

Fleißig besuchte unsern Missionar der Landdrost van Kervel in Georgetown, dessen ganzes Herz er gewonnen hatte. Als derselbe gegen Ende des Jahres 1818 einmal auch seinen alten Freund besuchte, sprach dieser ahnend von seinem nahen Ende,

und machte sein Testament. Die 2000 Thaler, die er gespart, und die Kirche, die er zum großen Theil aus eigenen Mitteln gebaut hatte, sollten seiner Gemeinde gehören. Die Mission war Universalerbin. Nach einer kurzen Krankheit ist er dann selig heimgegangen am 26. November 1818, seines Alters im 46. Jahr.

Zu seinem Begräbniß fand sich eine zahlreiche Trauerversammlung ein, Schwarze und Weiße. Selbst der reformirte Prediger wollte dem Heimgegangenen, obschon er ein Sendling war, eine Grabrede halten. Er vermochte vor Wehmuth kein Wort hervorzubringen. Da wollte der Landdrost van Kervel reden. Aber auch er brachte nichts heraus, als die Worte: „Mein Vater! Mein Vater!" Hier verlor sich sein Schluchzen in dem der ganzen Trauergemeinde. Die Hottentotten sangen ihm ein Lied, welches er selbst, im Gefühl seines herannahenden Todes für diesen Zweck sie gelehrt hatte. Dort unten auf der Südspitze von Africa liegt auf dem Kirchhof mitten unter den Gräbern der Hottentotten der fromme Zeugschmied von Rusek begraben. Der Landdrost und der Statthalter ehrten sein Andenken dadurch, daß sie den Namen Hoogekraal in Patzaltsdorp verwandelten; so heißt es bis auf diesen Tag.

Ein treuer Nachfolger, Messer, ebenfalls ein Berliner und Schüler des alten Jänicke, hat Jahre lang begossen und gepflegt, was Patzalt gepflanzt hatte; eben so nach ihm der Engländer Anderson; und später ein Berliner von unserer Gesellschaft, Gregorowsky.

Campbell, als er im Jahr 1819 wieder nach Patzaltsdorp kam, fand den alten treuen Knecht nicht mehr am Leben. Aber sein Werk fand er im Leben. Und haben wir oben im Anfang aus seinem Munde gehört, wie er den Hoogekraal 1813 gefunden hat, so soll er selbst uns jetzt zum Schluß erzählen, wie er es 1819 alles verändert fand.

„Im Monat April traten wir unsere Reise von der Capstadt zu den östlich gelegenen Missionsplätzen an. Als wir uns Hooge-Kraal näherten, versicherten mich die holländischen Bauern, die mich auf meiner ersten Reise kennen gelernt hatten, wiederholentlich, mit dem Ort und den Einwohnern sei seitdem eine solche Veränderung vorgegangen, daß ich sie gar nicht wiederkennnen würde, und das alles sei durch einen einzigen Missionar geschehen, Pacalt, der vor einem halben Jahr gestorben war. Je näher wir kamen, je häufiger wurden diese Berichte, bis wir endlich am Abend des 2. Juni anlangten. Am Morgen, als die Sonne aufging, betrachtete ich von meinem Wagen aus, was mich umgab, mit großer Herzensbewegung. Statt des nackten, unangebauten Bodens sahe ich zwei Straßen mit viereckigen Häusern zu beiden Seiten, in gleicher Entfernung von einander, mit hübschen Gärten

dazwischen. Ein sechs Fuß hoher Zaun mit einer Thür war vor jedem Hause. Da ich an eines dieser Häuser herantrat, fand ich einen Hottentotten in europäischer Kleidung, der mit einem freundlichen Lächeln auf dem Gesicht vor seiner Thür stand. „Dies Haus ist mein," sagte er, „und all der Garten auch!" In diesem standen Pfirsich- und Aprikosenbäume jetzt grade in schönster Blüthe, außerdem waren darin Feigen, Kohl, Kartoffeln, Kürbisse, Wassermelonen ꝛc. Darauf ging ich gegenüber nach dem Hause eines Mannes, der der alte Simeon hieß; derselbe, der in solcher Jammergestalt in der Hütte neben mir saß, als ich zum ersten Male hier war, und versicherte, er wisse von nichts mehr, als ein Vieh. Man erzählte mir, daß er seitdem ein Christ und getauft, und Simeon genannt worden sei. Er saß in dem Hause allein, fast taub und ganz blind vor Alter. Als sie ihm sagten, wer ich sei, stand er auf und umarmte mich, und die Thränen rollten seine runzligen Wangen herab; er sagte: „Von der Welt habe ich nun Abschied genommen, ich warte auf den Ruf des Herrn Jesu: Komm zu mir!" Seine Geschichte hat ein Missionar, der vor zwei Jahren hier durchreiste, folgendermaßen beschrieben: „In der Abendversammlung am 8. April 1817, vor unserer Abreise von Hooge-Kraal, hielt ein alter Mann von 90 Jahren das Gebet. Er dankte Gott darin für die Gnade, daß er das Evangelium zu seinem Volke, und zwar während seines Lebens, gesandt, und besonders, daß er es zu seiner eigenen Bekehrung kräftig habe wirken lassen. In seiner Jugend war er der Anführer zu aller Art von Bosheit und Laster gewesen. Er war ein großer Elephanten- und Büffeljäger, und einigemal schon wie im Rachen des Todes gewesen; ein Elephant hatte ihn einmal schon niedergeworfen und wollte ihn zertreten, aber er entkam dennoch. Ein ander Mal warf ein Büffel ihn mehrere Male in die Luft und er wurde stark beschädigt, dennoch entging er dem Tode. Vor einigen Jahren fiel er in einen Scheintod, und, wie es in heißen Ländern üblich ist, wurde er bald darauf fortgetragen, um begraben zu werden; aber während man schon Erde auf ihn warf, kam er wieder zu sich, und wurde bald ganz hergestellt. Als Hr. Pacalt das zweite Mal in Hooge-Kraal gepredigt hatte, ging er frohlockend aus der Versammlung, und sagte, der Herr habe ihn drei Mal vom Tode errettet, um ihn sein Wort hören zu lassen und den Glauben an Jesum Christum ihm zu schenken, ehe er das vierte Mal stürbe. Am letzten Neujahrstage wurde er getauft und Simeon genannt. Hr. Pacalt sagte aus, des alten Mannes Seligkeit bei seiner Taufe sei nicht zu beschreiben. Sein Herz war so mit himmlischer Freude erfüllt, daß auch sein Körper dadurch Kraft gewann, und er frisch, wie ein junger Mann, aussah, obwohl er 90 Jahr alt war. Er rief aus: „Nun will

ich gerne sterben! Ja ich will lieber sterben, als leben, damit ich in das ewige Leben eingehe zu meinem lieben Heilande! Sonst fürchtete ich mich immer vor dem Tode, ach ja, der Gedanke daran machte mein ganzes Herz beben; aber damals kannte ich Gott nicht, und Jesus Christus. Nun habe ich keinen Wunsch, länger zu leben. Ich bin zu alt, um hier auf Erden noch etwas zu thun zur Verherrlichung meines Heilandes oder zum Besten meiner Brüder. Ich habe dem Teufel mehr als 80 Jahr gedient, und war im Begriff in das ewige Feuer zu stürzen; aber nun, obwohl ich ein schwarzer Hottentott bin, gehe ich durch Gottes unendliche Gnade in die ewige Seligkeit ein! O du wunderbare Liebe! O du anbetungswürdige Barmherzigkeit!" — So weit jener Missionar. — Ich habe niemals einen Menschen gesehen, der geistig und leiblich tiefer versunken schien, als Simeon, da ich ihn zuerst sah. Die Veränderung, welche das beseligende Evangelium an ihm gewirkt hatte, war ganz erstaunlich. Er war in der That in jedem Sinne des Worts ein neuer Mensch, das Alte war vergangen, und es war alles neu worden. An ihm konnte man recht die Kraft Gottes sehen, welche das Evangelium für jeden ist, der daran glaubt, er sei Jude oder Heide, ein Gebildeter oder ein Wilder, ein Freier oder ein Sclave; es macht Löwen zu Lämmern und die zu Thieren herabgesunkenen zu Menschen. — Das Nächste, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der große sechs Fuß hohe Wall, mit dem der Ort zum Schutze vor dem Vieh und vor wilden Thieren umgeben ist. Er ist sehr hübsch gebaut von Rasenstücken in der Form großer Ziegel, welche an der Sonne ganz hart geworden waren; seine Ausdehnung betrug 11,101 Fuß, als ich ihn maß, doch war er noch verlängert worden, ehe ich abreiste. Eben so hatten sie drei Gehege von derselben Art zum Nachtaufenthalt für ihr Rindvieh, ihre Pferde und Schafe gemacht. Am Sonntage freute ich mich, die Frauen nett gekleidet in weißem und bedrucktem Cattun und die Männer in Europäischem Anzuge mit ihren Bibeln unter dem Arm in die Kirche kommen zu sehen; statt, wie früher, sich auf die Erde zu kauern, setzten sie sich auf Bänke, und sangen andächtig und wohlklingend aus ihren Gesangbüchern, schlugen in ihren Bibeln den Text auf, über den gepredigt wurde, und hörten mit Aufmerksamkeit der Predigt zu. Ich fand auch hier eine Gemeine Christi, die aus 45 gläubigen Hottentotten bestand, mit der ich mehrere Male Gelegenheit hatte, den Tod des Herrn in seinem Abendmahle zu verkündigen. An den Wochentagen fand ich 70 Kinder in der Schule, welche in der Kirche gehalten wurde. Der Lehrer war ein junger Hottentott, der im eigentlichsten Sinne ein Wilder war, als ich das erste Mal herkam, und wahrscheinlich nie in seinem Leben ein gedrucktes Buch gesehen hatte. Als ich zuerst durch

die Thür hineinsah, corrigirte er eben eine Feder, die ihm ein kleines Mädchen gereicht hatte; dieser Anblick zeigte einen so ungeheuren Abstand von seinem früheren Zustande, daß ich davon ganz übernommen war. Als ich in die Schule trat, ging ich zuerst an eine Reihe von Bänken an der Wand zur Rechten, auf denen kleine Hottentottenmädchen saßen. Jede Abtheilung hatte ein bedrucktes Blatt Papier vor sich hängen, und einen besondern kleinen Lehrer. Es war allerliebst anzusehen, wie diese mit ihren Stäben auf die Buchstaben wiesen, und die Schüler nach den Namen fragten. An der Wand gegenüber waren mehrere Abtheilungen kleiner Hottentottenknaben ebenso beschäftigt. Die älteren Knaben und Mädchen lasen aus dem Neuen Testament Holländisch, was recht gut ging. Andre schrieben in Schreibebüchern, die Untersten auf Schiefertafeln oder in den Sand. — Außerhalb des Walls, der den Ort umgiebt, fand ich ein großes angebautes Feld, welches die Hottentotten alle Jahr mit Weizen bestellen.

Dies sind die Thatsachen, den früheren und den jetzigen Zustand des Orts betreffend, die ich bei meinen beiden Besuchsreisen mit eigenen Augen gesehen habe. Als wir den Ort besahen, sagte mir mein theuerer Amtsbruder, Dr. Philipp, mehr als einmal ins Ohr: „Was muß dieser Anblick Ihnen für eine Freude machen, da sie den Ort in seinem barbarischen Zustande gekannt haben!“ —

Als der Herausgeber dieses Buchs am 21. November 1866 Pacaltsdorp besuchte (Reisetagebuch p. 123), da fand er freilich alles wieder völlig verändert. Spätere Missionare hatten nicht auf gleiche Weise verstanden, den Hottentotten als ein Hottentott zu werden, um sie dem Herrn Jesu zu gewinnen. So war denn die Schöpfung Patzalt's im scharfen Verfall. Der große Rasenwall hatte große Lücken, daß er das Vieh nicht mehr abhalten konnte. Die Hottentotten waren bitter verarmt, zerlumpt und hatten nun, während sie früher die Mittel zum Unterhalt des Missionars mit Leichtigkeit und Freuden selbst aufgebracht hatten, selbst kaum das liebe Brod und ließen den alten mit Ehren ergrauten treuen Missionar hungern, obschon derselbe auf kein anderes Gehalt angewiesen war, als auf die Beiträge der Farbigen.

Derselbe hatte bereits sein ganzes Privatvermögen für seinen Unterhalt aufgebraucht, und klagte, daß die Zeiten der Noth seine Gemeindeglieder, anstatt zu demüthigen noch erschlafft und gleichgültiger gemacht habe, ja daß man ihm in der dürren Zeit das Wasser, das er sich weither hatte anfahren lassen, gestohlen habe. — Nun das sind Zeiten der Ebbe, die auch in der Mission vorkommen. Gott der Herr wird auch damit seine weisen Gedanken haben. Freilich das Eine ist sicher, daß, wenn ein Missionar unter den Hottentotten arbeiten will, wie bei uns zu Lande ge-

wöhnlich die Pastoren in den Landgemeinden, die unter ihrer Pflege gedeihen, — in Africa nichts geschafft und nichts erhalten werden kann. Dort ist es nöthig, daß er mit den Farbigen als ihres Gleichen lebe und arbeite, durch den Nutzen, den er ihnen bringt, und durch die Liebe, die sie an ihm sehen, ihr Vertrauen gewinnt, und dann mit dem Herrn um ihre Seelen ringt. Dann geht die Sache vorwärts! —

B. Die Mission im Gürtel-Lande

(unter den Gonaqua, Griqua, Orlam).

36. Ueberblick.

Bevor die Grenzen der Cap-Colonie nach Osten gegen die Kaffern, und nach Norden gegen die Hottentotten bestimmt gezogen waren, suchten im Anfange unseres Jahrhunderts größere oder kleinere Haufen von Hottentotten, welche mehr oder weniger mit dem Christenthum und der Civilisation der Caplandsbewohner in Berührung gekommen waren, in diesen Grenzdistrikten mit Hülfe des Christenthums eine Art selbständiger Staatenbildung ins Leben zu setzen. In dem Grenzdistrikt gegen die Kaffern hin wurden sie in diesem Bestreben durch die englische Regierung gefördert und unterstützt. Dieselbe hielt es für einen Gewinn, dort ein wehrhaftes Volk christlicher Hottentotten zu haben, welches ihnen in dem Kampfe gegen die immer gewaltsamen auf die Colonie eindringenden mächtigen Kafferstämme, mit waffenfähiger Mannschaft zu Hülfe kämen. Dieselben machten sich nicht nur gegen die Kaffergrenze hin seßhaft, sondern verschwägerten sich theilweise mit den Kaffern und bildeten also das Bastart-Geschlecht der Gonaqua.

Nach Norden hin, wo diese Kaffern nicht wohnten, am mittleren Lauf des Oranjeflusses, sammelten sich Massen von solchen Hottentotten, in deren Adern auch Blut von weißen Leuten floß, und die man deshalb Bastart-Hottentotten (oder Griqua) nannte. Diese brachten in ihre neuen Wohnsitze Brocken von europäischer Cultur und von christlichen Eindrücken, und da sie mit Hülfe des aus dem Caplande mitgebrachten Feuergewehrs über die ihnen stammverwandten Koranna und Namaqua, und über die nur wenig nördlicher wohnenden weichlicheren Betschuanen ein entschiedenes Uebergewicht ausübten, so mehrte sich nicht nur ihre Zahl aus den Hottentotten-Flüchtlingen der Cap-Colonie und aus umwohnenden Völkern in kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe, sondern es entstand unter ihnen auch ein Streben nach

völliger Civilisation und Christianisirung. Diese im Anfange unseres Jahrhunderts entstandenen halb-christlichen Griqua-Staaten aber bildeten namentlich für die Missionsunternehmungen unter den Betschuanen und Koranna den Ausgangspunkt und die Grundlage. Die kurze Geschichte der Griqua-Staaten nimmt daher in der Missionsgeschichte Südafrica's eine im hohen Grade bemerkenswerthe Stelle ein.

Gegen Westen von den Griquastaaten sammelten sich Haufen solcher Hottentotten, welche, obgleich nicht eben mit dem Blute von Weißen gemengt, doch durch längern Umgang mit den weißen Colonisten etwas von europäischer Bildung mit in die Wüste hinaus nahmen, und deshalb auch nach dem Christenthum Verlangen trugen. Diese halbcivilisirten Hottentotten hat man Orlam oder Oorlamsche genannt. Sie bildeten wiederum für die weitere Verbreitung des Evangelii unter die Namaqua- und Koranna-Stämme ein wichtiges Mittelglied.

Auf diese Weise finden wir rings um die von den europäischen Einwanderern eingenommenen Distrikte des Caplandes im Anfange unseres Jahrhunderts einen ganzen Gürtel von halbchristlichen kleinen Völkerstämmen, welche die Mission mit Freuden aufnahmen, und durch die Schnelligkeit, mit der das Wort Gottes mit ihrer Hülfe in Südafrica vordrang, im ersten Viertheil unseres Jahrhunderts die Hoffnung wach riefen, daß nicht blos ganz Südafrica binnen weniger Jahre dem Kreuz des Herrn unterworfen sein werde, sondern auch ganz neue Formen christlichen Lebens und christlicher Volkssitte in den südafricanischen Völkerschaften sich herausbilden, und vielleicht ganz neue Gnadengaben in neuentstandenen National-Kirchen sich entfalten würden. Und wer weiß, ob nicht diese Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre, wenn nicht die Selbstsucht des weißen Eindringlings alle diese neuen Schößlinge christlicher Gemeinde- und Staaten-Bildung gleich in ihren ersten Anfängen wieder grausam zertreten und vernichtet hätte! — Doch gehen wir nun auf einzelne Parthien dieses Gürtel-Gebiets näher ein.

---

37. Bethelsdorp und Theopolis nebst ihren Töchtern.

Die Geschichte van der Kemp's (§. 13) hat uns gezeigt, wie die Bauern dem alten treuen Zeugen anstatt des verheißenen schönen Landstrichs das dürrste Stück Erde zum Missionsplatz überwiesen, welches weit und breit zu finden war, und wie van der Kemp in dieser Einöde geseufzt und gearbeitet, und wie der berliner gelehrte Besucher darüber gespottet und gemäkelt hat. Der Herr aber hat in seinem Worte verheißen, daß die Unfrucht-

bare sieben gebären soll, und das Wort hat er auch an Bethelsdorp erfüllt; denn die Station war im Glauben gegründet, und mußte daher blühen, fruchtbar und frisch sein und ihre Zweige weit ausdehnen. Und gerade diese von Bethelsdorp aus sich verzweigende Arbeit hat der Herr vorzugsweise der Pflege von Berliner Zöglingen Jänicke's überwiesen. Unsere Brüder Ulbricht, Messer, Wimmer, Saß haben dort eine Saat ausgestreut, deren Erndte erst mit der Ewigkeit beendet sein wird. —

Br. Ulbricht war einer der ersten, die Vater Jänicke nach Africa entsandte. Er ging mit den Gebrüdern Albrecht (§ 15) hinaus und kam schon 1805 nach Bethelsdorp, wo er bald die rechte Hand des alten van der Kemp wurde. Zu ihm gesellten sich 1810 die Brüder Wimmer und Patzalt, ebenfalls Jänickesche, von denen wir den letzten bereits § 33 näher kennen gelernt haben.

Da gab es nun ein fröhliches deutsches Missionstreiben auf Bethelsdorp, zunächst unter der Oberleitung des Vater van der Kemp, und dann als dieser 1811 heimgegangen war (§ 13), unter der Leitung des Bruder Ulbricht. Die Hottentotten wurden in ihren Häusern besucht, die Sclaven auf den umliegenden Bauerndörfern; auch der in der Nähe einquartirten britischen Soldaten vergaß man nicht. Die Hottentotten gaben durch ihre Trägheit und Unordnung und Unreinlichkeit viel Grund zum Seufzen. Aber ganz behielten doch auch diese feindlichen Mächte nicht freies Feld. Im Gegentheil, gerade die Unfruchtbarkeit des Bodens in Bethelsdorp beließ den Bewohnern desselben keine andere Wahl, als entweder fortzuziehen oder zu arbeiten. Fortziehen wollten und konnten sie nicht, dazu war die Macht des gehörten Worts Gottes und der erfahrenen Liebe seiner Verkündiger ein zu festes Band. Also es galt Arbeiten, und darin wurden unsere deutschen Brüder so treffliche Vorbilder und Lehrmeister, daß binnen kurzem die Hottentotten nach einem besseren Ackerlande zu begehren begannen, und ein solches etwa eine halbe Stunde von Bethelsdorp für ihr erworbenes Geld selbst kauften. Dies bestellten sie mit so vielem Fleiß und Erfolg, daß nach wenigen Jahren bereits europäische Besucher dies Feld in einen Garten umgewandelt fanden, der schöner noch anzusehen war als Gnadenthal. So begann die Wüste zu grünen.

In ähnlicher Weise aber begann auch in den Herzen der Hottentotten ein bis dahin ungekanntes Regen. Freilich ging es nicht ohne die gewaltsamen enthusiastischen Gefühlserregungen ab, mit Stöhnen, Seufzen, Schreien während der Predigt. Allein warum soll man nicht auch dies mit in den Kauf nehmen, wenn damit eine wirkliche Bekehrung in Herz und Wandel, ob auch immerhin nur bei Einzelnen der Stöhner verbunden ist. Und das

war hier der Fall. Das bezeugten nicht blos die lauten Gebete der Beter in den Büschen und hinter den Steinen, sondern auch der gewaltige Zeugengeist, der eine Anzahl der Erweckten trieb, die empfangene Gnade auch ihren heidnischen Landsleuten zu bringen. Freilich gingen auch Halbreife und Halbbekehrte in schwärmerischem Eifer aus, aber daneben konnte man doch auch Gottes Geist und Kraft in solchen eingeborenen Evangelisten reichlich verspüren.

Ein solcher getaufter Hottentott Hendrik Boezak (Busak) ging unter die Konga-Kaffern und dann unter die Hottentotten und wurde der geistliche Vater einer Anzahl von Getauften; ein anderer, nicht eben sehr begabter junger Hottentott, Namens Jacob, ging auf den Kraal des Häuptlings David Stuurmann und zündete dort ein helles Feuer an. Ja selbst die umwohnenden Bauern empfingen ihren Segen von solchen wandernden Hottentotten-Evangelisten, durch die manche von ihnen für das Reich Gottes gewonnen wurden. Von einem dieser reisenden Hottentotten berichtet Pastor Campbell (s. p. 244) Folgendes:

Vor einiger Zeit machte ein Hottentott, ein Glied der Gemeine zu Bethelsdorp, eine Reise, und da er in eines Bauern Hause unterwegs anhielt, versammelte er die Sclaven, und sagte ihnen, der Sohn Gottes sei in die Welt gekommen, um Sünder selig zu machen. Ein armer Sclave von der Küste Mozambique, der Insel Madagaskar gegenüber, wurde davon besonders ergriffen. Gottes Vorsehung fügte es, daß sie bald darauf Arbeit bekamen, und zwar in der Drostei von Uitenhagen, etwa zwei Meilen von Bethelsdorp, wodurch sie Gelegenheit erhielten, das Evangelium dort verkündigen zu hören. Der arme Sclave aus Mozambique machte große Fortschritte in der Erkenntniß, obwohl er nur wenig Holländisch verstand. Als sie nun zu ihren Herren zurückkehrten, wurde er der Prediger unter den andern, hielt täglich Zusammenkünfte mit ihnen, und ermahnte sie. Da der Bauer von diesen Vorgängen hörte, wurde er sehr zornig; sie setzten aber doch ihre Zusammenkünfte in einem kleinen Raum fort, den sie dazu zurecht gemacht hatten. Da gingen einstmals einige von der Familie unbemerkt hinein und horchten, was vorgehe; und siehe da, die Frau des Bauern wurde, als sie ihren armen Sclaven von Jesu von Nazareth und der Auferstehung reden hörte, von der Kraft der Wahrheit ergriffen; sie forderte die ganze Versammlung auf, in ihr Haus zu kommen, und da las sie denn ihnen aus der Bibel vor, und der Sclave betete und ermahnte; und dies geht bis jetzt noch so fort. Der Bauer traf neulich mit dem Missionar Read zusammen, und sagte ihm, sein Sclave müsse sicherlich aus dem Geiste Gottes reden; „denn“, sagte er, „er weiß viel mehr, als wir Christen, die wir die Bibel unser Leben lang gehabt haben, und er kann doch das alles nicht in der kurzen Zeit, da er sich

in Bethelsdorp aufhielt, gelernt haben, und lesen kann er auch nicht." —

Durch solche Reisende wurde Bethelsdorp bald weit und breit unter den Farbigen bekannt, und sehr viele, die durch einen Reiseprediger angeregt und aufgeweckt waren, zogen hin an diesen Segensort, um dort mehr zu hören von dem Wort, das in ihm gezündet hatte. So wurde das Dörflein bald nicht nur ein Lebenspunkt, an den ausziehend und einströmend ein reger Verkehr mit den Heiden eines großen Bezirks sich anknüpfte, sondern es wurde auch bald mit Hunderten von Kaffern und Hottentotten überfüllt, für welche auf der unfruchtbaren Scholle keine Erwerbszweige sich fanden, so daß man an Aussendung von Colonien denken mußte.

Diesem Gedanken kamen die Pläne der englischen Regierung entgegen, welche zum Schutz der Grenze gegen die räuberischen Kaffern gern etliche Posten bis hart an diese Landesgrenze vorgeschoben hätte. Man verhandelte deshalb mit dem Superintendenten der Londoner Missionsgesellschaft Campbell, welcher 1812 die Gegenden durchreiste, und bot ihm ein schönes fruchtbares Thal am Eingang der Caregakloof zur Benutzung für die Mission an, welches reichliche Ackererträge in Aussicht stellte, aber freilich auch unmittelbar unter den Assagaien der feindlichen Kaffern lag. Wer wollte sich dahin wagen?

Unser tapferer Bruder Ulbricht in Bethelsdorp unternahm an der Spitze von 200 Hottentotten der Station den Zug im Jahr 1813. Er gab dem neuen Ort den alten Namen Bethelsdorp, aber in das Griechische übersetzt, Theopolis.

Hier gefiel es den Einwanderern vortrefflich; das Weideland ausgezeichnet, die Seeküste nahe zum Fischfang, die Muscheln am Strande ließen sich zu Kalk brennen, und unter Ulbricht's betriebsamer Leitung blühte die Colonie bald empor. Freilich galt es, sich seiner Haut zu wehren. Wachtposten mußten immer auf der Hut sein, damit die räuberischen Kaffern sie nicht überfielen. Manchen Angriff haben sie tapfer zurückgeschlagen, aber auch manchen Verlust erlitten. Ulbricht wußte dabei in dem tapfern Häuflein Mannszucht und Ordnung zu erhalten, so daß trotz des unruhigen Kriegerlebens Fleiß und Gesittung zunahm.

Im Jahr 1817 brachen die Kaffern mit Uebermacht herein. Die kleine Schaar konnte sie nicht aufhalten; sie drangen bis Bethelsdorp vor. Aber während die meisten Colonisten flohen, hielten die in Theopolis eine dreimonatliche Belagerung aus, bis die Kaffern durch die englischen Truppen siegreich zurückgeschlagen waren.

Wenn nun schon diese Kriegsunruhen und Mühseligkeiten

an der Gesundheit des Bruder Ulbricht gerüttelt hatten, so thaten die Kränkungen des Friedens noch viel mehr. Es ist allzeit Undank der Lohn gewesen, womit die Welt lohnt nach dem Worte: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ So war's auch in Theopolis. Die Hottentotten hatten tapferer als die meisten weißen Bewohner gegen den Landesfeind gekämpft; sie hatten in dem Kriege ihr Vieh und vieles Eigenthum verloren. Als nun die Engländer das den Kaffern wieder abgenommene Vieh als Beute vertheilten, da wurden die weißen Colonisten reichlich bedacht, die Hottentotten bekamen nichts ab, nicht einmal ihr eigenes Vieh, welches sie wieder erkannten, wurde ihnen zurückgegeben. Sie fanden sich in die Ungerechtigkeit und begannen von neuem ihr gutes Land auszunutzen, und sich von den Schäden des Krieges zu erholen. Aber auch das war den Weißen nicht genug. Sie faßten den Plan, dies ganze Gonaqualand (zwischen Sonntags- und Fischfluß) mit weißen Ansiedlern zu besetzen, deren 5000, meistens Methodisten aus England, 1819 herabgerufen wurden. Da dünkte ihnen das der Station Theopolis gegebene Land auch zu groß und schön zu sein, und sie beschränkten die Station auf allen Enden, so daß schon nach Jahresfrist zwei Drittheile der Bewohner wiederum weiter pilgern mußten. Sie kehrten zumeist in das Buschleben zurück, manche wurden Räuber und Rebellhottentotten, und gaben dem weißen Mann dadurch Gelegenheit, sie als eine Landplage zu bekämpfen und auszurotten. Dem Bruder Ulbricht brach darüber das Herz; er ging gebeugt und müde 1821 zur Ruhe seines Herrn ein. Die Schule des Ortes wurde aufgelöst, die Gottesdienste schlecht besucht. Es schien, als sollte Theopolis untergehen.

Da erbarmte sich der Herr noch einmal dieses gesegneten Orts und sandte unsern Bruder Saß dorthin, ebenfalls einen Berliner aus Jänicke's Schule, Schwiegervater unsers Bruder Wuras, — der hat von neuem gesammelt, gebetet, gearbeitet, — und der Herr hat von neuem gesegnet. Die farbige Gemeinde erstarkte von neuem innerlich, und entsandte, da ihr durch die weißen Colonisten immer mehr beschränkter Grundbesitz nicht mehr als etliche hundert Bewohner ernähren konnte, eine Missions-Colonie nach der andern in das Kafferland und in den Grenzdistrikt, — bis die Zeit für Theopolis erfüllt war. Bruder Saß konnte auf dem Platz noch alt und grau werden und hat in reichem Segen gewirkt. Jetzt hat Theopolis aufgehört, Missionsstation zu sein. Die jährlich stärker anwachsende weiße Ansiedlung hat sich in den Besitz der Ländereien zu setzen gewußt. Der Kaffer ist seither weit über den Fischfluß zurückgedrängt; jetzt bedarf der Ansiedler nicht mehr der Hülfe der Mission, und spricht auch zu ihr: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen! Und der Mohr geht

herzlich gern weiter, — an andere Orte, wo es zu schaffen und zu sammeln giebt. Denn die Erde ist des Herrn, und das Gebiet der Heiden ist groß, und giebt noch genug zu thun. Eigenes sucht die Mission nicht. Sie will Seelen gewinnen für den Herrn Jesum, und das gelingt ihr am besten, wenn sie unter dem Kreuze steht.

Wir kehren nach Bethelsdorp zurück. Da schien es eine Zeit lang, als ob der Baum zu viele Ableger entsandt, und dadurch in seinem eigenen Wachsthum Schaden genommen hätte. Dr. Philipp fand bei seinem Besuche 1819 nicht alles so wie er wünschte. Seinen weisen Anordnungen indeß und der Treue der dort arbeitenden Brüder wurde es bald geschenkt, daß die Station wieder geistig und äußerlich erstarkte, und die frühere Blüthe nicht blos wiederum erreichte, sondern auch übertraf.

Das Wort „Handwerk hat einen goldenen Boden" soll in der Missionsarbeit nie übersehen werden. Das Beten steht freilich in erster Linie, aber das Arbeiten kommt gleich hinterher, und der Missionar, der mit seinen Leuten nur betet, ihnen nur predigt, und nicht mit ihnen arbeitet, wird allzeit bald auch über Lauheit im Gebet und Unwirksamkeit des Worts zu klagen haben. Die Hottentotten sind einmal von Natur ein arbeitsscheues Volk und zerlumpen sofort leiblich und geistlich, wenn sie nicht durch den Missionar auch zu steter Arbeit angehalten werden. Dies erkannte Dr. Philipp mit seinem klaren Blick, und traf darnach seine Anordnungen. Und der Herr segnete dieselben in dem Maße, daß die Bethelsdorper Hottentotten-Schmiede und Maurer bald weit und breit gesucht waren. Nun trugen die Brüder auch Sorge, daß die kleinen schmutzigen, rauchichten Erdhütten wiederum reinlichen und bequemen Wohnungen Platz machten. Auch die zerlumpten Kleider verschwanden in dem Maß, als die Leute wieder Geld verdienten. Sie preßten den Saft der Aloë aus, und lösten dadurch manchen Thaler, dann schafften sie sich Frachtfuhrwerk an, welches zwischen Port Elisabeth und Uitenhagen trefflich rentirte. Die Station nahm sich äußerlich wieder auf und daß sie damit auch innerlich erstarkte, bekundet die Abzweigung einer neuen Colonie im Jahre 1822.

Da das Land um Bethelsdorp wegen der Nähe der beiden aufblühenden Städte Uitenhagen und Port Elisabeth immer theurer und für die sich mehrende Bethelsdorper Bevölkerung zu knapp wurde, kaufte die Londoner Missionsgesellschaft für 4000 Thaler einen Bauerhof am Gamtoosflusse, einige Meilen von Bethelsdorp, um dort eine neue Station, und auf derselben wo möglich eine Erziehungsanstalt anzulegen.

Wiederum zogen 100 Bethelsdorper aus, um den Grundstock zu der neuen Colonie zu legen, die den Namen Hankey

erhielt. Mit der Aufgabe ihrer ersten Einrichtung wurde abermals ein Berliner, Schüler Jänicke's, betraut, Bruder Messer, der Nachfolger Patzalt's in Hoogekraal, unter dessen Leitung Hankey einer der blühendsten Missionsplätze Süd-Afrcia's wurde. Er wußte das Wasser des Gamtoos mittelst eines Tunnels so zu benutzen, daß ein großer Theil Land, der bis dahin unfruchtbar dagelegen hatte, die besten Gärten und Felder darbot. Hunderte konnten herbeiziehen, so daß die Zahl der ersten hundert nach neun Jahren bereits auf 900 angewachsen war, und daß die Tagesschule von 110 Kindern und die Abendschule von 60 Erwachsenen besucht wurde, und 54 erwachsene Abendmahlsgenossen den Kern der Gemeinde bildeten. Heute ist die Zahl der Communicanten bereits auf 200 herangewachsen, und in dem Seminar zu Hankey werden theils Missionarssöhne, theils junge Hottentotten zum Schuldienst ausgebildet.

Wir kehren abermals nach Bethelsdorp zurück. Von dort aus waren schon früher die hottentottischen Evangelisten und die weißen Brüder nach zwei Orten ausgegangen, zwischen denen die Station in der Mitte liegt, nach dem neugegründeten Dorf Uitenhagen und nach dem neuangelegten Hafenort Port Elisabeth, und an beiden Orten entstanden zunächst Außenplätze von Bethelsdorp, dann eigene Missionsstationen, deren Bewohnerzahl von Jahr zu Jahr sich mehrte.

In Uitenhagen wollte es anfangs nicht recht vorwärts, bis mit der Ankunft des Bruder Saß, der 1828 aus seiner mühseligen Arbeit unter den Griqua's erlöst und nach Uitenhagen versetzt war, — und nach dessen Weggange durch die Arbeit des Bruder Messer — ebenfalls eines Schülers von Jänicke — die Station aufzublühen begann.

Messer eröffnete in Uitenhagen eine eben so gesegnete Missionsthätigkeit, wie die, die er in Patzaltsdorp verließ. Das von Bruder Saß in Angriff genommene Kirchlein wurde vollendet, und gleich im ersten Jahr 17 Erwachsene getauft. Im Jahr 1834 konnte die Kirche die Menge der Farbigen nicht mehr fassen; denn es waren unter ihnen bereits 171 Communicanten. Auch mancher Muhamedaner, deren viele in Uitenhagen wohnen, wurde bekehrt.

„Warum bin ich so thöricht gewesen," so sprach eine aus der Capstadt herübergezogene Muhamedanerin; „warum bin ich so thöricht gewesen und habe auf meinen Priester gehört, der täglich spricht: „Bring, bring Geld, bring Reis, bring Geflügel, bringe, was Du hast!" Nun kam sie zum Unterricht, und als sie sammt ihrem Säuglinge in der Kirche die heilige Taufe empfing, drückte sie ihn tief bewegt an ihr Herz und rief: „Ach Herr, halte mich durch Deine Gnade und Barmherzigkeit aufrecht,

sonst halte ich mich nicht!" Diese Worte sprach sie in einem solchen Ton, daß aller Anwesenden Augen sich feuchteten.

Messer blieb lange Jahre, von allen Zöglingen Jänicke's auf diesem Gebiet am längsten, in Thätigkeit. In Uitenhagen durfte er 327 Erwachsene und 271 Kinder, im Ganzen während seiner Missionswirksamkeit 1078 Personen taufen. Als er alt wurde, stand in einer Versammlung eine Fingufrau auf und rief aus: „Hier ist unser alter Lehrer; er wird alt, wir müssen Jesum für ihn bitten, daß er mehr Stärke bekomme, und noch lange unter uns bleiben möge." Das Gebet wurde erhört. In hohem Alter, geliebt von seiner Gemeinde und beweint von allen, die ihn kannten, ist dieser treue Gottesknecht heimgegangen.

Wie aber hatte sich inzwischen Bethelsdorp, die Muttergemeinde gestaltet? Die Anordnungen des Dr. Philipp hatten ihre guten Früchte getragen. Das beweist der Inspectionsbericht, den dieser aus dem Jahre 1825 versandte. Damals waren die Schulen und Gotteshäuser wieder gefüllt, der Wohlstand, die Arbeitsamkeit und das freundliche Ansehen der Station hatte bedeutend gewonnen; und gewiß hat es in England kein kleines Aufsehen erregt, daß Dr. Philipp berichten konnte, allein in dem einen Jahr 1822 seien von den Bewohnern Bethelsdorp's für 20,000 Thlr. (10,000 Thlr. Preußisch) englische Fabrikwaaren gekauft worden.

Einen lieblichen Spezialzug, den Dr. Philipp von dieser seiner Reise mittheilt, wollen wir doch nicht vorenthalten.

Als Dr. Philipp von Bethelsdorp aus auch deren Tochterstation Theopolis besuchte, hatte sich das Gerücht verbreitet, man wolle ihn auf seiner Reise ermorden; sogleich erbot sich der Hottentottenhäuptling Boezak mit einigen seiner Leute, ihm als Bedeckung auf der Reise zu dienen. Vergeblich versuchte er sie davon zurückzuhalten, indem er ihnen vorstellte, daß das ganze Gerücht gewiß auf nichts beruhe. In der ersten Nacht unterweges wurde einer der begleitenden Hottentotten von einer Lungenentzündung ergriffen; der Hottentottenfuhrmann verstand sich aufs Aderlassen, und führte immer eine Lancette bei sich. „Wir machten," erzählt Dr. Philipp, „unserm Gefährten ein Lager unter einem Gesträuch zurecht, und da der Himmel heiter und es grade Vollmond war, so konnten wir den Ausdruck seines Gesichts in dieser Zeit beobachten. Während der Operation zeigte sich in seinem Gesicht die größte innere Ruhe und Freude, und er rief aus: „Was ist es doch für eine Gnade, daß ich mich nicht erst jetzt nach einem Heilande umzusehen brauche! Wie fürchterlich wäre mein Zustand, wenn ich den Gedanken an die Ewigkeit bis jetzt aufgeschoben hätte! Aber nun weiß ich, an wen ich glaube, und Er kann mir meine Beilage bewahren, bis an jenen Tag!" — Als wir seinen Arm verbunden hatten,

wandte er sich zu mir, und sagte freundlich: „Sie reisen in des Königs Geschäften und haben Eile, Sie müssen nicht auf mich warten! Lassen Sie mich hier unter dem Gesträuch liegen; mein himmlischer Vater, der für die jungen Raben sorgt, wird sich auch meiner annehmen!" — Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß wir diesen lieben Mann nicht verließen. Ich habe ihn seit meiner ersten Ankunft in Süd-Africa gekannt, und nie einen liebenswürdigeren, trefflicheren Menschen gesehen. Er wurde wieder besser, und führt noch jetzt ein wahrhaft christliches Leben, allen, die ihn kennen, zum Vorbild. Bald nach seiner Genesung erhielt ich einen schönen Brief von ihm, den ich leider verloren habe; er schilderte darin seinen Seelenzustand, und ging bis ins Einzelne auf meine Bemühungen für das Wohl der Eingeborenen von Süd-Africa ein."

Noch einmal fand Bethelsdorp Gelegenheit, ein Salz zu werden für fernere Hottentottengemeinden im Jahr 1829.

Als nämlich 1828 es dem emsigen Bemühen des Dr. Philipp gelungen war, für die Hottentotten gleiche Rechte mit den übrigen Capbewohnern durch Parlamentsakte zu gewinnen, traten im Jahr 1829 an 30,000 Hottentotten der Colonie mit einem Male aus der bisherigen Bauern-Sclaverei, und sie mußten untergebracht werden. Etwa 25,000 fanden ihr Unterkommen im Caplande, die übrigen 5000 wurden angewiesen, die öden Gegenden des oberen Kat-Revier (Katz-Flusses), aus denen der Kafferhäuptling Makomo so eben vertrieben war, mit Ansiedelungen zu besetzen. So entstanden nach und nach gegen 80 kleine Dörfer, (z. B. Buxton, Stockenström, Balfour, Maasdorp) der Hauptort war Philipston, von wo aus Missionar Read eine so erfolgreiche Thätigkeit eröffnete, daß nach und nach 13 Außenstationen besetzt werden konnten. Aber die Zuzügler aus Bethelsdorp und Theopolis (144 Familien auf 24 Höfen) bildeten das eigentliche Salz der neuen Bevölkerung, welche bald zu einer solchen Höhe christlicher Bildung und weltlichen Wohlstandes sich aufschwang, daß diese Gegend am Katzfluß das Canaan der Hottentotten genannt wurde. So zog sich der Missionsgürtel von Bethelsdorp aus immer nördlicher hinauf, bis man sich am Caledon und Oranjefluß mit der von Osten heranrückenden Griquamission die Hand reichen konnte.

Die Missionsarbeit, welche strahlenförmig von Bethelsdorp aus sich ausbreitete, ist für die christliche und culturgeschichtliche Entwicklung Süd-Africas von der allergrößten Bedeutung. Die Dämpfung der Kaffernation und der Schutz der Colonie gegen dieselbe ist zum größten Theil Verdienst der christianisirten Hottentotten, welche auch in den nachfolgenden Kafferkriegen Tausenden von Flüchtlingen aus dem Kafferland, Farbigen und Weißen,

Ansiedlern und Missionaren Zufluchtsort und Schutz gewähren konnten.

Heute ist alles anders geworden. Die Colonialregierung hat aus den treuen Hottentotten durch ihre Undankbarkeit für die in schwerer Lage geleisteten Dienste Rebellhottentotten gemacht, und diese dann unterdrückt, und damit zum großen Theil das unter ihnen aufblühende Missionswerk zerstört. Der weiße Ansiedler hat je länger je mehr auch mit Anwendung rechtlicher Mittel und seines geistigen Uebergewichts seine farbigen christlichen Brüder aus den reicheren Gegenden verdrängt. Während Uitenhagen und Port Elizabeth große Städte geworden sind, ist das zwischen ihnen liegende Bethelsdorp ein geringes Dorf geblieben, in welches Armuth und der Anblick geringer Dinge wiederum eingekehrt ist. Der Herausgeber sah etliche solcher geringen Hütten auf seinem Wege von Uitenhagen nach Port-Elizabeth. Bethelsdorp selbst kann auch heute noch auf seinem dürren Boden kaum einen Baum oder Strauch tragen. Seine Haupterwerbsquelle ist heute eine Salzpfanne, d. h. ein kleiner salzhaltiger See, aus dessen Wasser die Sonne große Massen Salz herauskocht. — Aber sollte Bethelsdorp's Bestimmung auch bereits erfüllt sein, so war doch auch diese Gemeinde ein Salz für weite Kreise, und wer will behaupten, daß, wenn abermals der Geist Gottes hineinhaucht, nicht auch jetzt noch wieder neues Leben eingehen und ausgehen kann von diesem Ort? Denn es ist mit den Stationen, die auf den Gebeten von Leuten wie van der Kemp gebaut sind, ein eigenthümlich Ding! Der Segen vergeht so leicht nicht wieder. —

---

38. Die Griqua.

Bei dem recht- und gesetzlosen Zustande der Ureinwohner der Capcolonie wuchs bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Geschlecht von solchen heran, die von europäischen Vätern mit hottentottischen Weibern und Sclavinnen in Sünden erzeugt, von Gott und Menschen verstoßen schienen. Ihre Väter kümmerten sich nicht um sie, erben und Besitz erwerben konnten sie nicht nach dem Gesetz, Sclaven zu sein, dazu waren sie zu stolz, ihre Selbständigkeit gegen die Holländer zu erkämpfen, zu wenig — so zogen sie hinaus in die Wüste und wurden Räuber. Ihre Hand war gegen Jedermann, und Jedermanns Hand wider sie; voll trotzigen Muthes, ohne Spur christlichen Glaubens durchstreiften sie das Land und richteten ihre Raub- und Plünderungszüge bald gegen die Betschuanen, bald gegen

die Koranna und Buschmänner, bald gegen die Bewohner der Colonie.

Von den Resten europäischer Abkunft behielten sie bald nichts mehr übrig; sie wurden nackte Wilde, die den Leib mit rother Erde, und die Haare mit Fett beschmiert und mit Glanzpulver bestreut, den Leib und den Schafpelz mit Ungeziefer besetzt hielten. Keine Ehe, kein Gottes-Wort, kein Gesetz, kein Eigenthum besitzend, oft unter einander in blutiger Fehde lebten sie ein Leben unstät und flüchtig nach Kains Art. Nach einem Manne, Namens Gri, der unter ihnen ein besonderes Ansehen genoß, nannten sie sich Griqua. Von den Holländern wurden sie meist Bastarte genannt. Zu ihnen stießen später Flüchtlinge und Bastarte aus allen andern Völkerstämmen Süd-Africas.

Als nun Kicherer (§. 14) und Kramer zu den Buschleuten und Koranna zogen, trafen sie auch auf eine Abtheilung dieser Bastarte, und dieselben erbaten es von den Brüdern, daß im Jahr 1800 zwei Missionare Anderson und Kramer mit ihnen den Oranjefluß hinaufzogen. Diese begleiteten sie auf ihren Nomaden- und Raubzügen Jahre lang hin und her. Die Griqua dachten nicht daran, sich irgend wie ihres alten Sündenlebens zu begeben oder sich zum Herrn zu bekehren. Sie wollten die Missionare unter sich wohnen lassen, ihre Kunstfertigkeiten ausnutzen und dann gelegentlich sie todtschlagen und sich ihres Eigenthums bemächtigen. „Kommt nur immer!" so sprach einer der Häuptlinge und theilte dies selbst später dem Missionar Anderson mit. „Ich habe nichts dawider, daß ihr Holländer kommt! Alles, was ihr habt, fällt uns zu." Wenn sie aber meinen, so sprach ich bei mir selbst, mich zu überreden, daß ich meine Weiber gehen lassen und leben soll, wie sie leben, so irren sie sich sehr, dagegen werde ich mich aufs Aeußerste stemmen. Ich dachte damals nicht, daß ich jemals geneigt sein würde, es freiwillig zu thun. Sie haben mich nie dazu gezwungen, ich habe es von selbst gethan. Ich hörte Gottes Wort, erkannte meine Sünde und fand Errettung davon. — Ach, Sie wußten wenig von dem abscheulichen Leben, das wir damals führten, denn wir thaten alles, was wir konnten, um es vor Ihnen geheim zu halten. Wenn ich jetzt mein Vieh ansehe und an mein früheres Leben denke, bin ich tief beschämt!"

Wunderbarer Gott! Er hielt den Missionaren die Augen, daß sie weder die Tücke der Griqua, noch die eigene Lebensgefahr, in der sie täglich schwebten, gewahr wurden, sondern einfältig das Wort predigten, und das war die Macht, der selbst der unbändige Griqua sich beugen mußte! — Dazu gelang es den Missionaren 1804, sie von den Vortheilen des Ackerbaues zu überzeugen, und sie von ihrem umschweifenden Räuberleben zu einer seßhaften Nie-

derlassung umzustimmen. Sie erwählten dazu einen fruchtbaren wasserreichen Landstrich, den sie Klaarwater nannten.

Zwei Jahre waren vergangen, da konnte in der Adventszeit des Jahres 1807 das erste Häuflein zur Taufe geführt werden; am 22. Novbr. acht Männer und eine Frau, am 29. Novbr. zwei Frauen und ein Mann, am 6. Decbr. vier Männer und eine Frau. Unter allen diesen Erstlingen war den Missionaren der liebste ein hochbegabter Jüngling, der gleich unter den ersten neun sich befand, Andries Waterboer. Den machten sie zum Schulmeister, und er hat seines Amts treulich gewartet, bis er zu anderen Würden aufzusteigen berufen wurde.

Als im Jahr 1813 Campbell diese Gegenden bereiste, fand er am Orte bereits 1266 Bastarte und 1341 Koranna, die sich unter ihren Schutz gestellt hatten, unter ihnen 42 Getaufte und 210 Kinder in der Schule. Er versuchte vor allen Dingen ihnen die Nothwendigkeit von festen Gesetzen und Ordnungen klar zu machen und wurde in seinen Bemühungen durch den ihn begleitenden Missionar Read, welcher von dem Gedeihen der Gemeinde in Bethelsdorp erzählte, so wie durch die Brüder Anderson und Janßen so kräftig unterstützt, daß endlich alle einverstanden waren, die neue Ordnung einzuführen.

Die beiden alten Häuptlinge Behrendt und Kok wurden in ihren Würden bestätigt, ihnen aber neun Richter zur Seite gegeben, welche bei der Aufrechterhaltung der Gesetze ihnen zur Hand sein sollten. Der Name Griqua sollte von nun an der gemeinsame sein für das ganze Volk, Klaarwater sollte künftig den Namen Griquastadt führen.

Die aufgestellten Gesetze bestimmten unter anderem: Absichtlicher Todtschlag sollte unter allen Umständen mit dem Tode des Mörders bestraft werden; das Urtheil soll stets öffentlich, durch Erhängen oder Erschießen, vollstreckt werden; Einbruch soll das erste Mal durch öffentliches Auspeitschen, das zweite Mal durch Auspeitschen und schwere Strafarbeit, welche bei öfteren Fällen noch vermehrt werden soll, bestraft werden; Buschmänner und Korannas sollen in dieser Rücksicht den Griquas gleich stehen; kein Richter darf von einer Partei ein Geschenk annehmen; alle aus der Colonie entlaufenen Verbrecher sollen ausgeliefert werden; jeder, der sich der Obrigkeit zu entziehen sucht, soll nach Willkür von den Richtern bestraft werden. — Hierauf wurde die Wahl von neun Richtern für Griquastadt, und einem für jedes der beiden bedeutendsten Vorwerke bestimmt, und festgesetzt, daß die beiden Häuptlinge in Verbindung mit den beiden Missionaren einen Appellationshof bilden sollten. — „Da sie ferner ihren Wunsch ausdrückten, daß doch mehr Missionare zu ihnen möchten geschickt werden, stellten wir ihnen vor, wie große Kosten die Aussendung

eines einzigen Missionars — seine Erziehung, Ausstattung, Ueberfahrt nach Africa und Reise ins Griqualand — verursache; da nun Gottes Vorsehung sie mit zeitlichen Gütern gesegnet habe, so sollten sie die Gesellschaft unterstützen; einer möchte sich verpflichten, jährlich einen Ochsen, ein anderer ein Schaf, oder eine Ziege, oder einen Elefantenzahn zu geben. Diesem Vorschlage stimmten alle bei. Ebenso wurde beschlossen, sie wollten die Missionsgesellschaft bitten, da es gar kein Tauschmittel unter ihnen gäbe, um kleinere Dinge, wie Messer, Scheeren und dergl. anzuschaffen, besonders in dem Fall, daß ein Kramladen, was sie sehr wünschten, unter ihnen angelegt werde, sie möchte doch Geld für sie in England prägen lassen, worauf „Griquastadt" stehe, und darin den Missionaren ihr Gehalt auszuzahlen."

Kaum war auf diese Weise der Grund zu dem später so einflußreichen Griquastaat gelegt, als auch schon der böse Feind geschäftig war, das Werk im Keime zu ersticken.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel im Jahr 1814 in die neue Gemeinde eine Aufforderung des Colonialsekretär Obristlieutenant Reynolds, Anderson solle 20 Mann Griqua für das Regiment in der Capstadt als Contingent stellen. Der nächste Ort der Capcolonie war von Griquastadt 10 Meilen entfernt; es bestand auch nicht die entfernteste Spur einer Abhängigkeit der Griqua von den Colonial-Behörden; woher plötzlich dieser Befehl? Anderson, der nicht zu widersprechen wagte, forderte die Griqua auf, freiwillig die 20 Mann zu gestellen. Als sie sich des weigerten, kam der Bescheid zurück, alle Verbindung der Griqua mit der Colonie solle hinfort ganz und völlig abgebrochen sein.

Br. Anderson reiste persönlich nach der Capstadt, um die Sache wo möglich wieder ins Geleis zu bringen. Aber da mußte er traurige Reden hören. Er, Anderson, habe ja freilich keine Gewalt in Händen, die Griqua zu zwingen, aber er werde dennoch wohl wissen, was sich thun lasse. „Mißverstehen Sie mich nicht," fügte Se. Excellenz der Gouverneur mit trauriger Dreistigkeit hinzu, „ich will Ihren Missionsarbeiten nicht in den Weg treten; niemand wünscht mehr als ich, sie zu befördern. Aber ich möchte gerne noch mehr Industrie unter den Hottentotten sehen, und bin fest überzeugt, daß bei ihnen noch mehr als Ermahnungen nöthig ist, um sie zum Arbeiten zu zwingen!" Er meinte mit diesem „noch mehr" nur die geringe Kleinigkeit, daß das Griquavolk mit überlegener Macht überfallen und niedergeworfen und zu Sclaven der Colonisten gemacht werden sollte.

Während dieser abscheuliche Plan durch die Behörden der Ausführung nahe gebracht wurde, machte sich ein nichtsnutziger Bauer die Entdeckung desselben zu Nutze, um an 30—40 Gri-

quas zu überreden, daß sie mit ihm zogen. Da er Anderson als mit dem Plan einverstanden bezeichnete, so war dessen Ansehen von Stund an gebrochen in dem Volk, so daß seines Bleibens in Griquastadt nicht war. Mit dem Missionar sandten die Herren von der Colonialregierung einen Agenten, der sich an Ort und Stelle nach der besten Gelegenheit umthun sollte. Dessen Bericht lautete aber doch etwas bedenklich, folgendermaßen:

„Man pflegt von diesem Volke (den Griquas) in der Colonie oft mit Verachtung zu sprechen, und zu meinen, die Bauern könnten ihm, wenn sie wollten, bald ein Ende machen; aber die dies glauben, kennen weder die Beschaffenheit des Landes, noch den Character des Volkes. Ein großer Theil besitzt Feuergewehre und Pferde und ist völlig unerschrocken. Sie verachten die Bauern; sie sind tüchtige Schützen und im Buschfechten sehr geübt; das Land kennen sie aufs genaueste und würden, auch wenn sie fliehen müßten, ein mächtiges Commando ermüden; und währrend sie auf dem Rückzuge durch Scharmützel es aufreiben würden, hätten sie noch Mannschaft genug, um an den Familien und der Habe der abwesenden Bauern durch blutige Einfälle sich zu rächen. Auch würde es ihnen ein Leichtes sein, die Betschuanen, Korannas und Buschmänner in einem solchen Kriege zu Bundesgenossen zu bekommen."

Da nach diesen Mittheilungen es doch nicht wahrscheinlich war, daß der ausgedachte Plan ohne einiges Blutvergießen sich verwirklichen lassen würde, so waren die Herren der Capstadt sofort von seiner Ungerechtigkeit überzeugt und seine Ausführung unterblieb, ja der Verkehr mit der Capstadt wurde auch wieder freigegeben. Die Stadt Beaufort wurde der Markt, zu welchem die Griqua ihre Straußenfedern, Felle und Elfenbein zum Tausch brachten.

Noch einmal tauchte der tückische Plan auf. Im Jahr 1820 sollten alle Griqua eingeladen werden, zu dem Markte zu kommen. Dann wollte man sie heimlich überfallen und alle zu Sclaven machen. Dr. Philipp aber hörte von diesem Plan und wußte ihn zu vernichten.

In demselben Jahre traten, während Saß Campbellsstadt gründete und daselbst in acht Jahren 900 Griqua sammelte, in Griquastadt die Brüder Helm (§. 32) und Moffat (§. 16) in die Missionsarbeit ein. Was diese beiden aber für treue, gediegene Arbeiter waren, das haben wir bereits oben gesehen. Der Herr bekannte sich auch an diesem Orte so über Bitten und Verstehen zu ihrer Arbeit, daß sie binnen kurzem nicht nur das volle Vertrauen des Volkes gewonnen hatten, sondern auch dasselbe benutzen konnten zu einer gründlichen Reformation des ganzen Staats- und Kirchenwesens.

Andries Waterboer.

Die beiden getauften Capitäne Behrendt und Kok waren alt und wohl von Hause aus nicht für's Regieren erzogen. Um die Gerichtspflege kümmerten sie sich gar nicht und ihre neun Helfer wußten so manches Mal auch nicht, sich und anderen zu helfen. Da hinkte und lahmte alles. Moffat verstand die Weisheit des alten griechischen Dichters: εἰς κοίρανος ἔστω (Einer nur muß König sein). Er berief also eine allgemeine Volksversammlung und stellte den Leuten die Unzulänglichkeit der bisherigen Verfassung vor, sie zugleich auffordernd, lieber einen einzigen, aber kräftigen Regenten zu erwählen. Da die beiden alten Häuptlinge zufrieden waren, so war es das Volk auch, und überließ Moffat zu bestimmen, wer gewählt werden sollte.

Die Griqua standen ja noch nicht auf der Höhe der staatlichen Bildung, wie unsere neuen deutschen Volksvertreter. Sie waren noch so einfältig, ihre Wahlversammlung mit Gebet zu beginnen, ja nicht einmal die Schule hatte Ferien, und der amtseifrige Schulmeister Andries Waterboer war eben rechtschaffen beim A-B-C und bei den heiligen zehn Geboten beschäftigt, als zu seinem nicht geringen Erstaunen die Abgeordneten des bereits zu 5000 Seelen herangewachsenen Griquavolks in die Schule eintraten mit der Botschaft, Andries solle künftig ihr Oberhaupt sein. Sie hatten nämlich gerechnet, daß der Mann, der die wilde Jugend so trefflich zu zügeln verstände, auch wohl mit den Erwachsenen gut fertig werden würde. Und dies Mal hatten sie sich nicht getäuscht.

Was für ein Mann Andries war, das hatte er vor etlichen Tagen kundgegeben. Bei Griquatown wohnte eine Buschmannsfamilie. Eine Tochter diente bei Andries; sie that eben nicht gut, aber sie wurde im Hause behalten, gerade weil sie ein Buschmann war. Ihre Brüder thaten noch weniger gut, und mußten des Landes verwiesen werden. Sie zogen auch Nachts davon, brachen ihre Hütte ab, und ließen ihre alte Mutter hülflos im Felde liegen. Mochte immer ein wildes Thier kommen und sie zerreißen! Andries erfuhr dies kaum am andern Morgen, als er auch schon hinaus eilte und die Unglückliche in sein Haus nahm. Er trug der Tochter auf, die Mutter zu pflegen. Die weigerte sich aber auf das Allerbestimmteste, auch nur den geringsten Dienst der Mutter zu leisten; denn sie sei ja schon so alt, daß sie nichts mehr arbeiten könne, deshalb verdiene sie nicht, daß man ihr noch einen Bissen reiche. Das ist heidnische Kindesliebe. Dem Schulmeister blieb nichts übrig, als selbst die Alte zu Tode zu pflegen, und das hat er redlich gethan und sich einen Gottes-

Lohn erworben. Denn weil er sich zu solchem demüthigen Liebesdienst erniedrigte, hat ihn auch Gott erhöhet und zum Oberhaupt seines ganzen Volks gemacht.

Freilich jura und cameralia hatte er nicht studirt, auf das Regieren eines Volks war er auch nicht eingelernt, und Welker's Staatslexicon hatte er nicht da zum Nachschlagen', und dazu wars ein mehr als gewöhnlich schwieriges Volk. Aber er hatte zwei Freunde, die ließen ihn mit Rath und That nicht im Stich, der eine war unser oberster Regent im Himmel, von dem er Rath und Weisheit erflehte, der andere waren die Missionare, zu denen er in schwierigen Fällen, oft noch bei Nacht und Nebel, kam, um sich Weisung zu holen. So ging die Sache.

Seine Schule gab Andries Waterboer in andere Hände; aber im Uebrigen hatte er die Augen überall, war Baumeister und Marktmeister, leitete Gartenbau und Feldbau, übte Polizei und Gericht, schützte Wittwen, Waisen und Fremdlinge, und vor allen Dingen das Predigen ließ er sich nicht nehmen, besonders nachdem 1821 Moffat weiter nördlich zu den Betschuanen gezogen war. Zweihundert Christen nur zählte er unter dem Volk, die andern waren Heiden. Aber er hielt sie alle in gleicher Weise in Ordnung und wußte aus den waffenfähigen Leuten namentlich auch eine erlesene Schaar geübter Krieger zu sammeln zu Schutz und Trutz. Bald sollte er Gelegenheit finden, ihre Tapferkeit zu erproben.

Die Griquaschlacht gegen die Mantäti.

(26. Juni 1823.)

Missionar Moffat war am Kuruman in Lattaku noch immer auf das Warten angewiesen. Die Betschuanen sammt ihrem Könige Motibe erwiesen sich hart wie ein Stein. Da ließ der Herr, um sie zu demüthigen, ein Wetter über sie hereinbrechen. Die Mantätis (auch Matatesen d. h. Räuber genannt, vom Volk der Bakloqueni und Machallaqueni — Bassuto; die Reste derselben traf Missionar Merensky im Jahr 1869 unweit des Dwars-Revier auf dem Wege zwischen Schumansdal und Ga-Matlale, er nennt sie Batlokoa) ein wildes Volk, das der König Tschakka aus ihren Wohnsitzen vertrieben hatte, warfen sich, 40,000 an der Zahl, auf die schwächeren Nachbarvölker, und waren so eben auch gegen Lattaku im Anzuge. Alles war bestürzt und bereitete sich zur Flucht. Moffat eilte nach Griquastadt, ob er nicht von seinem Freunde Waterboer Hülfe beschaffen könne. Dieser sagte zu, er wolle mit 150 Mann berittener und mit Feuergewehr versehener Mannschaft kommen.

Diese Nachricht erregte in Lattaku einen endlosen Jubel,

denn man kannte schon die Uebergewalt des Feuergewehrs und des Pferdes über die rohen Heiden. Ein großes pitscho (Volksversammlung) wurde gehalten, von welchem wir zur Charakteristik der Sitten des Volks die genauere Beschreibung aus der Feder eines englischen Reisenden Thomson, der gerade zugegen war, folgen lassen:

„Nach einem kriegerischen Tanze setzte sich der König Motibe in die Mitte der Versammlung und befahl Stillschweigen; die Krieger antworteten mit einem tiefen Seufzen. Darauf zog der König eine Hassagaie hinter seinem Schilde vor, schwenkte sie nach Nordosten, sprach Flüche gegen die Mantätis aus, und erklärte ihnen den Krieg. Die Krieger erklärten ihre Beistimmung durch ein lautes Zischen. Darauf kehrte er seine Waffe gegen Südwesten, und sprach einen Fluch aus gegen die Ochsenfresser oder Buschmänner, und er wurde ebenso beantwortet. Darauf stellte er seine Hassagaie wieder an ihren Ort und sprach folgendermaßen: „O ihr Kinder von Mallahavan! Die Mantätis sind ein tapfres und siegreiches Volk; sie haben viele große Stämme vernichtet; sie sind gegen uns im Anmarsch, um uns zu vertilgen. Moffat (der Missionar) hat über ihre Thaten, ihre Waffen, ihre Kampfesart und ihre bösen Absichten Nachricht bekommen. Durch Moffats Sorgfalt können wir nur unsre ganze Gefahr sehen. Wir Betschuanen oder Batlhapis, Batlharus und Mairi sind nicht im Stande, den Mantätis Widerstand zu leisten; aber Moffat hat die Griquas zu Hülfe gerufen. Er hat Rath gehalten mit ihren Häuptlingen; sie kommen zu Pferde, um uns beizustehen gegen den Feind. Das ist eine wichtige Sache, sie geht ans Leben unsres Volks. Ihr seid Zeugen gewesen des Antheils, den Moffat an unsrer Sicherheit nimmt; folgen wir seinem Rath, dann werden die Mantätis keinen Schritt weiter vorrücken. Ihr seht alle, daß die Makuas (Weißen) unsre Freunde sind. Da seht ihr Thompson, einen Häuptling des Cap, welcher zu Pferde gekommen ist, uns zu besuchen, er ist nicht gekommen, hinter unsren Häusern zu kundschaften als Spion; er ist offen und mit Vertrauen gekommen; seine Absichten sind gut, er ist einer von denen, welchen das Tageslicht scheint; er ist unser Freund. Ich will jetzt wissen, was die Meinung aller ist; jeder sage frei, was er denkt." Darauf machte Motibe wieder dieselben Bewegungen mit seiner Hassagaie, wie zuvor; dann kehrte er die Spitze gen Himmel, und die ganze Versammlung schrie Pula! d. h. Regen. Und unter vielem Geschrei und andern Beifallszeichen setzte er sich nieder. Darauf begannen wieder die Krieger ihre Tänze, die von Zurufen begleitet waren, und sie wiederholten dies hinter jeder Rede, eine einzige ausgenommen. Einer sprach von den Diensten, welche Moffat ihnen geleistet, von der außerordentlichen Stärke

der Mantätis, und tadelte die Batlhapis wegen ihrer Prahlerei zu Hause und ihrer Feigheit dem Feinde gegenüber; er ermahnte sie darauf zur Tapferkeit. Ein andrer wiederholte dieselben Vorwürfe und dieselben Ermahnungen. Ein vierter rieth, die Ankunft der Mantätis abzuwarten, um sie dann erst anzugreifen; aber seine Rede wurde durch einen jungen Häuptling unterbrochen, der ihm über diesen Rath Vorwürfe machte. Ein sechster Redner überhäufte die Batlhapis mit Vorwürfen über ihre Feigheit, und bat die Krieger, ihren Muth bis auf den Tag der Schlacht aufzusparen; darauf tadelte er Motibe wegen der Gleichgültigkeit, welche er für das Wohl seines Volkes zeige. „Erwache," rief er ihm zu, „und zeige den Kriegern, daß Du ein König und ein Mann seiest!" Ein siebenter bestand darauf, daß es nothwendig sei, den Feind anzugreifen, und empfahl den Kriegern Einigkeit. Der achte forderte seine Landsleute auf, fest und standhaft zu sein, und sich zu benehmen, wie Makuas. Der neunte forderte die Versammlung auf, die schon gehaltenen Reden zu beherzigen, und wiederholte dieselben Sachen. Darauf stand Motibe wieder auf, und nahm nach den vorhin beschriebenen Förmlichkeiten seinen Platz wieder ein und gebot Stillschweigen. Er ging alle gehaltene Reden durch, und billigte oder tadelte, was gesagt worden war; drauf sprach er: „Es ist wahr, daß der klügste Rath für uns ist, dem Feinde entgegen zu gehen, ehe er vorrückt. Unsre Städte seien nicht der Schauplatz des Krieges! Unsre Häuser müssen nicht mit Blut befleckt werden! Das Blut des Feindes werde vergossen fern von unseren Frauen und Kindern. Einige von euch aber reden wie unwissende Menschen; eure Reden sind kindlich und verworren. Ich stehe fast allein da; meine beiden Brüder haben mich verlassen; sie haben Frauen aus andern Stämmen genommen, und lassen sich von ihren Frauen regieren; ihre Frauen sind ihre Könige." Darauf wandte er sich zu seinen jüngeren Brüdern, und bedrohte sie mit seinem Fluche, wenn sie dem Beispiele der anderen Folge leisteten. Von neuem kehrte er sich dann zur Versammlung, und rief: „Ihr tretet auf mein Haupt, während ich schlafe; aber ihr sehet, daß die weißen Makuas mich achten. Wären sie nicht unsere Freunde gewesen, so hätten wir vor dem Feinde schon fliehen müssen." Darauf lobte er einen der Redner, überhäufte die Frauen mit Vorwürfen, schalt die Krieger, befahl ihnen, ohne Murren zu gehorchen, in ihren Stämmen den Inhalt dieses Pitso bekannt zu machen, und sich zum Kampfe zu rüsten. Darauf wandte er sich noch einmal zu den Greisen und den Weibern, und rief: „Hindert die Krieger nicht durch eure furchtsamen Rathschläge, in die Schlacht zu ziehen! Nein, feuert den Muth des Kriegers an, daß er zu euch heimkehre mit ruhmvollen Narben; neue Zeichen der Tapferkeit

mögen seine Haut zieren (eingeschnittene Siegeszeichen) und dann wollen wir den Kriegsgesang und den Tanz wiederholen und die Geschichte unsrer Thaten erzählen!" Nach Beendigung dieser Rede ertönte die Luft von Beifallsruf, die Krieger begannen wieder ihren Tanz, dem sich öfters die ganze Menge anschloß, indem die Weiber oft den Männern die Waffen wegnahmen und in der Luft schwenkten. Zum Schluß überreichte ein Bote des Königs jedem Krieger einen Mimosa-Zweig zum Zeichen, daß eine besondre Versammlung der Krieger am folgenden Tage im Gebirge statt finden solle, um einige Gegenstände zu berathen, von denen es sich nicht schicke vor den Weibern, den Kindern und dem gemeinen Volke zu sprechen; und darauf ging jeder nach Hause.

Der Muth der großen Worte indeß schwand mit jedem Tage in dem Maße, als die erwartete Hülfe der Griqua ausblieb. Als die Mantätis noch 16 Meilen entfernt waren, wollte bereits alles in wilder Hast fortstürzen. Der Missionar Moffat konnte sie kaum beruhigen.

Am folgenden Morgen, da die Griquas noch immer ausblieben, bereitete sich alles in wilder Unordnung zur Flucht; Hunderte von Ochsen mit den besten Sachen beladen zogen gen Westen. Vormittags, als bei den Europäern Furcht und Bekümmerniß aufs Höchste gestiegen waren, fielen am Eingang der Stadt plötzlich zwei Flintenschüsse, und ein ungeheures Freudengeschrei der Betschuanen verkündete die Ankunft zweier Griqua-Reiter. Diese erzählten, sie hätten den ersten Trupp des Hülfscorps acht Meilen vom Kuruman verlassen; die Griquas marschirten langsam, um ihre Pferde nicht zu ermüden, auf die sie bei ihrer auffallenden Minderzahl sich ganz würden verlassen müssen; wenn die Gefahr aber dringend sei, solle der eine Bote sogleich zu ihnen zurückkehren. Dieser wurde sogleich zurückgesandt, und die Missionare waren nun aufs eifrigste beschäftigt, die feigen Batlhapis zum Bleiben zu ermahnen; es gelang ihnen dies auch einigermaßen, und es wurden Vorposten gegen den Feind ausgestellt. Der Tag verging in großer Angst; bei Anbruch der Nacht war noch keine Nachricht von den Griquas gekommen; am andern Morgen, wo die Feinde, wie man glaubte, Neu-Lattaku sicher erreichen müßten, bereitete sich nun alles, auch die Missionare zur Flucht, als auf einmal die Griquas, unter der Anführung der beiden Koks, Berends und Waterboer's (die beiden letzten waren gläubig und getauft), etwa 80 an der Zahl, im Gallop ihren Einzug hielten. Die Luft ertönte von Jubelgeschrei; die ganze Bevölkerung drängte sich um sie her. Nachmittag wurde zu ihrer feierlichen Bewillkommnung ein Pietso gehalten; die Griquas marschirten in Reih und Glied, das Gewehr im Arm, zu allgemeiner Bewunderung nach einem ihnen bestimmten Ehrenplatz. Der König hielt eine

Lobrede auf die Makuas und die Griquas; der alte Häuptling Teicho überhäufte seine Landsleute mit Vorwürfen wegen ihrer Feigheit. Während seiner Rede erhob sich eine Frau von sehr großer Statur, und rief (gegen die Sitte) mit starker Stimme: „Griquas, wenn am Tage der Schlacht ihr einige meiner Landsleute umkehren sehet, so schießt die Elenden todt, sie verdienen nicht zu leben!“ Adam Kok redete darauf in der Betschuanasprache die Versammlung an, und bezeugte, welche Freude es ihnen gemacht habe, ihren würdigen Freunden, den Batlhapis, zu Hülfe kommen zu können; und so sagte man sich viel Lobes und Artigkeiten von beiden Seiten. Der dringenden Gefahr ungeachtet ward nun ein großes Fest veranstaltet; nach demselben beriefen die Missionare das Volk zum Gottesdienst, dem aber — gewiß ein Zeichen großer Gleichgültigkeit unter diesen Umständen — nur etliche Griquas beiwohnten. Gegen Abend kamen einige Vorposten und meldeten, daß die Mantätis noch immer in Alt-Lattaku an den dort gefundenen Vorräthen schwelgten; und die Griquas waren entschlossen, noch zwei Ruhetage zu halten, und die Verstärkungen abzuwarten. Nachdem Thomson am folgenden Tage, den 23. Juni, abgereist war, traf am Abend desselben die zweite Abtheilung der Griquas, mit dem Englischen Residenten Melvill, ein. Ohne den Nachtrab zu erwarten, zog nun das ganze kleine Heer mit den Missionaren am 24. dem Feinde entgegen, und lagerte sich am Maquarinfluß; am 25. brachen sie vor Sonnenaufgang auf, und um 10 Uhr standen sie dem Feinde gegenüber, der sich an einem Berge bei Alt-Lattaku gelagert hatte. Die ungeheure Menschenmasse, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, die eng zusammen lag, mochte über 40,000 betragen. Das christliche Heer gab durch freundliche Geberden und Winke den Wilden zu verstehen, sie seien ihre Freunde, wollten sie nicht angreifen, und wünschten mit ihren Königen und Häuptlingen Worte des Friedens zu reden. Vergeblich wurden diese Versuche bis Sonnenuntergang wiederholt. Als nichts fruchten wollte, wurde beschlossen, die Wilden durch eine blinde Salve des ihnen unbekannten Feuergewehrs zu schrecken. Am 26. Morgens zogen sämmtliche berittene Griquas vor dem Feinde auf, der mit furchtbarem Geheul wüthend auf sie losging, so daß selbst die Griquas etwas zurückwichen. Da die blinden Schüsse die erwartete Wirkung verfehlten, begann ein langsames Feuer, indem man hoffte, die Wilden würden fliehen, wenn sie die Ihrigen von unsichtbaren Waffen zu Boden gestreckt sähen. Allein auch dies geschah nicht. Nun wurde ein allgemeiner Angriff gemacht, und da dauerte es nicht lange, bis die Wilden unter dem Geschrei: „Daß uns der Donner und Blitz nicht todt schlage! die Flucht ergriffen. Da kamen nun die feigen Bathlapis, die bisher hinter der Front gestanden hatten, zum

Vorschein, verfolgten die Flüchtigen mit grausamer Wildheit und schlachteten die Verwundeten. Jetzt erkannten die Missionare, daß auch für sie die Zeit zum Handeln gekommen sei; sie sprangen unter die Betschuanen, geboten ihnen, keinen zu tödten, der sich ohne Gegenwehr ergeben werde, und retteten viele vom Tode, besonders Weiber, die, da sie sahen, daß ihrer geschont werde, sich auf die Erde setzten und riefen: „Ich bin ein Weib! Ich bin ein Weib!" Die Männer kämpften meist bis auf den letzten Blutstropfen, fochten auf den Knieen, wenn ihre Füße verwundet waren, und schossen mitten im Todeskampfe noch ihre vergifteten Pfeile ab. Etwa 4—500 blieben auf dem Platze; von christlicher Seite wurde dagegen nur ein Betschuane verwundet.

So war Waterboer mit seinen Griqua nicht blos das Mittel gewesen, um ein über die junge Bathlapi-Mission hereinbrechendes schweres Wetter abzuwenden, sondern auch, um das ganze Griquavolk zu retten, welches allein kaum im Stande gewesen sein würde, die ungeheuren Massen von sich und von der Colonie abzuhalten.

Die Bergenaars.

Größer als die Gefahr, die von Norden her durch die wilden Mantäti's gedroht hatte, war die Gefahr, die dem neuen Staat aus seiner eigenen Mitte heraus entstand. Die ernste christliche Zucht, die Waterboer durchführte, behagte vielen seiner heidnischen Unterthanen schlecht, und sie suchten nach einer Gelegenheit, oder einem Vorwand, zu ihrem alten zügellosen Leben zurückzukehren. Letzteren fanden sie bald darin, daß die Capsche Regierung zur Pflege der nunmehr ganz freundschaftlichen Beziehungen zu dem Griquavolk einen eigenen Agenten nach Griquastadt sandte. Dies meinten etliche, sei der Anfang ihres Endes, man wolle sie bewachen, ausspähen und gelegentlich überfallen. Ihrer zehn machten den Anfang, in die Berge zu flüchten. Hunderte folgten ihnen in das wilde Räuberleben, so daß sie zeitweilig über 500 Bewaffnete zu verfügen hatten.

Diese Bergenaars wurden, wie dies so zu geschehen pflegt, eben weil sie von den Griqua ausgegangen waren, auch deren erbittertste Feinde. Sie dehnten ihre Heereszüge weit hinein in das Land der Bassuto aus, und raubten Menschen und Vieh. Gewissenlose Bauern, die mit ihnen in Handelsverbindung standen, kannten ihre Schlupfwinkel und kauften den Raub gegen Flinten, Pulver und Blei, so daß an der ganzen Nordgrenze es wie ein Sclavenmarkt war, wo Bassuto-Mädchen und Jünglinge feilgeboten wurden. Moschesch, der König der Süd-Bassuto, hatte alle Mühe, um mit Hülfe der holländischen Bauern sich dieser Feinde zu erwehren. Diese Bergenaars suchten auch oft ihre früheren

Wohnsitze in Griquastadt mit Raub und Plünderung heim, so daß Andries Waterboer Hand und Auge allezeit in Bereitschaft halten mußte, um sein Volk vor Schaden zu bewahren.

Doch hatte auch diese Noth ihre guten Folgen. Nachdem die Räuber 1824 abermals einen heftigen Angriff auf Griquastadt gemacht hatten, wußte Dr. Philipp zum 20. September 1825 eine allgemeine Versammlung sämmtlicher kleinerer Griquahäuptlinge zu veranstalten, in welcher sie alle sich zu gemeinsamer Abwehr vereinigten. Ja gerade die drohende Gefahr trieb eine ziemliche Anzahl von Betschuanen, Koranna und Bassuto, sich so eng als möglich mit Waterboer zu verbünden und unter seinen Schutz zu stellen, so daß das Volk der Griqua immer zahlreicher wurde. Freilich blieben die Ueberfälle der Bergenaars, die oft um ein Haar den Sieg behielten, die größte Heimsuchung des jungen Staats. Einmal im Jahr 1827 schwuren die Bergenaars, sie wollten Griquastadt von dem Erdboden vertilgen und Mann, Weib und Kind erwürgen. Andries verachtete ihre Drohungen. Aber plötzlich überfielen 500 Bewaffnete den Ort, eroberten ihn und verbrannten ihn zum großen Theil, und nach dreitägigem Kampfe schien es, als ob der Feind Sieger bleiben würde. Dem Missionar Wright, der ebenfalls schon sich zur Flucht gerüstet hatte, gelang es, eine Unterhandlung anzuknüpfen, in deren Folge die Bergenaars abzogen. Im darauf folgenden Jahre raffte eine Seuche sie fast alle hin, so daß sie nicht wieder gefährlich werden konnten.

Neues Aufblühen des jungen Staates.

Unter allen diesen Kämpfen war das Werk der Mission so zurückgegangen, daß im Jahr 1828 die Gemeinde zu Griquastadt nur noch 28 Mitglieder zählte. Alle anderen waren umgekommen oder zersprengt. Aber mit diesem Jahr wandte sich das Kreuz, und namentlich das Jahr 1830 brachte eine gänzliche Erneuerung des Volks nach der bürgerlichen und kirchlichen Seite hin mit sich. Große Massen kamen und begehrten Unterricht und Taufe, und auch im häuslichen Leben der Gemeindeglieder wehte ein anderer Geist; Hausandachten und öffentliche Gottesdienste mehrten sich, und das Wort Gottes, welches Waterboer selbst predigen half, übte seine Sauerteigskraft.

Die Stadt selbst hatte von ihrer Zerstörung durch die Bergenaars den größten Gewinn. Denn Waterboer wußte den Neubau auf eine weit gelegenere Stätte zu verlegen, woselbst Aecker und Gärten reichlich mit Wasser getränkt werden konnten. Der unermüdliche Capitän half selbst, Mauerkelle, Pflug und Hacke zu führen, und also die andern mit seinem Beispiel anzufeuern.

Um dieselbe Zeit dehnte sich das Griquavolk auch nach einer

anderen Seite hin aus, indem Adam Kok, der eine Häuptling, von den Buschleuten die für sie angelegte Station Philippolis kaufte, woselbst ein neuer Mittelpunkt für die Griqua geschaffen wurde. Die staatliche Ordnung in dieser Gemeinde befestigte sich in dem Maße, daß die Griqua von Philippolis von den in ihrem Distrikt wohnenden Bauern als Oberhoheit anerkannt wurden — ja daß — so schmerzlich es ist, dies zu berichten — es eine Zeit gab, wo unsere bethanischen Missionare ihre Streitigkeiten vor dem großen Rath der Griqua zu Philippolis zu schlichten hatten.

So dehnte sich denn nach und nach ein Land von etwa 20 Meilen Länge und 10 Meilen Breite an dem nördlichen Ufer des Oranjeflusses aus, in welchem Christenthum und Bildung immer erkennbarere Gestalt annahmen, so daß der Ruhm des Griquastaats nicht blos unter allen umwohnenden Völkern erscholl, sondern auch bis zur Capstadt drang. König Moschesch nahm die französischen Missionare vornämlich um deswillen auf, weil Waterboer sie ihm empfohlen hatte, und der englische Statthalter lud den weit und breit hochgeehrten Mann im Jahr 1834 zu einem Besuch in der Capstadt ein.

Hier erregte es kein kleines Aufsehen, als der Hottentottencapitän in der königlichen Kutsche des Statthalters abgeholt und überall mit größter Aufmerksamkeit behandelt wurde, und als der Astronom Herschel, den er besuchte, und der ihm seine Fernröhre zeigte, ihm das Zeugniß gab, er hätte alles viel verständiger aufgefaßt und viel verständigere Fragen gethan, als die meisten Weißen, die ihn besucht hätten.

Am ersten December dieses Jahres wurde zur Feier der Aufhebung der Sclaverei ein großes Festmahl gegeben, auf dem auch Waterboer eine Rede zu halten hatte. Diese ist von Engländern nachgeschrieben und wiedergegeben worden. Sie ist, wenn sie auch nicht ganz wörtlich, sondern nur in ihren Hauptgedanken wiedergegeben sein sollte, ein höchst merkwürdiges Zeugniß von dem Grade der Bildung und der tiefen Auffassungsweise dieses Griquacapitäns. Wir theilen Einiges aus derselben deshalb aus dem Missionsfreund wörtlich mit:

„Ich bin für diesen Tag sehr dankbar," fing der Capitän an. „Es macht mir großes Vergnügen, daß mir Gelegenheit gegeben ist, dieser Versammlung beizuwohnen und zu denen gezählt zu werden, welche nicht allein den Herrn Jesum lieben, sondern auch thätig sind, seinen Namen auf Erden bekannt zu machen, auf daß die Menschen durch ihn gesegnet werden und alle Völker ihn selig anrufen. Ich sehe mich hier umgeben von Leuten, welche die Macht des Evangeliums fühlen, welche die Menschheit in allen ihren Geschlechtern lieben, welche mit ihren Nebenmenschen Mitleid haben und arbeiten, wünschen und beten, daß die Zeit komme,

welche verheißen und nahe vor der Thür ist, wo Unwissenheit und Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Krieg bis an die Enden der Erde aufhören und an ihrer Statt nach Gottes Verheißung Erkenntniß und Gerechtigkeit und Freude und Liebe überall in der Welt herrschen werden. Ich fühle mich jetzt in einer eigenthümlichen Lage. Ich habe manches erlebt und bin oft in Lagen gewesen, in denen viel auf dem Spiele stand, voll Verantwortlichkeit und Gefahr; aber nie, so lange ich denken kann, war ich in einer Lage, in der so viel wichtige und interessante Beobachtungen mein Gemüth erfüllen, als jetzt. In welchem Zustande bin ich in diese Welt gekommen? — Ein Heide, dumm und ohne Lehrer, obgleich in der Colonie, unter dem Banne meiner Farbe, meines Namens und meiner Geburt, ohne den Schutz der bürgerlichen Rechte und der christlichen Freiheiten, welche diejenigen ungehindert genießen, die sich den Christennamen anmaßen. Und in diesem Zustande wäre ich geblieben, wenn nicht die Missionsgesellschaft sich meiner angenommen und wenn nicht echte und lebendige Christen sich ins Mittel gelegt hätten. Hätten die Grundsätze des Evangeliums nicht ihren belebenden Einfluß auf die Herzen derer geäußert, welche mit dieser Gesellschaft verbunden sind, so wäre ich bestimmt gewesen, in dem Zustande viehischer Dummheit zu leben und zu sterben, ewig geschieden von allem, was gut ist. Aber gelobt sei Gott, er hat mich mit dem Evangelio heimgesucht. Ich bin in den Grundsätzen desselben unterrichtet und ich liebe und schätze sie; ich habe Theil an ihrem reichen Segen, der eine Quelle von Sicherheit, Untrüglichkeit und fortwährender Erquickung für mich ist; ich fühle mich beseelt von seinen Hoffnungen; ich erfreue mich seiner Vorrechte und ich blicke vorwärts auf die Vollendung seiner Segnungen. Und alles das habe ich durch die Mittel dieser Gesellschaft. — Gott sei Dank, daß ich jetzt vor Euch als ein Christ stehe. Ich habe Euch jetzt erzählt, was ich gefunden habe und was ich genieße als einer, der für die erlösende Gnade ewig verbunden ist, den Herrn meinen Gott zu lieben von ganzem Herzen und meinen Nächsten, als mich selbst. Ich fühle mich verbunden — und ich bin überzeugt, daß Ihr alle es mit mir fühlt — ich sage, ich fühle mich verbunden durch all das, was groß und gut, richtig und köstlich in dem Evangelio und in der Vorsehung Gottes ist, zu arbeiten und zu beten, daß diese Grundsätze ausgebreitet und diese Segnungen weiter getragen und diese bürgerlichen und evangelischen Vorrechte fest begründet werden, durch welche ich beglückt bin, durch welche allein meine Nebenmenschen können glücklich gemacht und durch welche die Ehre Gottes kann gefördert werden. Das Amt, welches ich, als Capitän über einen Stamm an der Grenze, nach göttlicher Vorsehung erhalten habe, giebt mir mehr als irgend einem meiner christlichen Unterthanen

eine ausgedehnte Gelegenheit, einen allgemeinen wohlthätigen Einfluß auszuüben und allgemein Gutes zu thun und ich hoffe, Ihr werdet alle für mich beten, daß ich meine Verantwortlichkeit gegen Gott stets tief fühle für die Pfunde, welche er in meine Hände gelegt hat und daß ich fähig werde, einen rechten Gebrauch von denselben zu machen. Ich fühle mich verpflichtet, mein Volk nach christlichen Grundsätzen zu regieren. Die Welt weiß aus Erfahrung und ich weiß es aus meinem kurzen Leben und ich weiß es ebenso aus meiner Bibel, daß die Regierung zu Grunde gehen muß, welche nicht auf die Grundsätze der Bibel gestützt ist. Wenn Regierungen den Blick auf die Grundsätze der Bibel aufgeben, so herrscht Parteilichkeit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Grausamkeit und dann kommen Argwohn, Mangel an Vertrauen, Eifersucht, Haß, Empörung und der Untergang hinterdrein. Darum, hoffe ich, wird es stets mein Bestreben sein, daß die Bibel die Grundlage für alle Grundsätze meiner Regierung ausmache; dann habe ich und mein Volk ein Panier, zu welchem wir uns wenden können und das klar, faßlich und ausreichend ist und nach dem wir alle geprüft und unser Loos bestimmt bekommen werden am jüngsten Tage.

Das Verhältniß, in welchem ich zu meinem Volke als sein Haupt und Führer stehe, verpflichtet mich bei allem, was heilig und theuer ist, seine Wohlfahrt zu suchen und sein Glück zu fördern. Und welche Mittel habe ich, dieß auszuführen? Ich werde es dann am besten ausführen können, wenn ich mich den Grundsätzen der Bibel anschließe. Würden Regenten und Regierungen nach dem einfachen Grundsatze handeln, nach welchem wir als Privatpersonen zu handeln verpflichtet sind, nämlich, so zu handeln, wie wir behandelt sein wollen, so würde alles gut gehen. Ich hoffe, daß durch die Grundsätze des Evangeliums die Sitten meines Volks fortwährend gebessert werden und es soll mein Bestreben sein, wenn Gott Segen giebt, daß diese Grundsätze durch mein Exempel nichts von ihrer Kraft verlieren. Guter Unterricht, das weiß ich, wird sie bilden, macht sie weise, brauchbar, mächtig und sicher mitten unter ihren Nachbaren, und je besser sie unterrichtet sind, desto deutlicher werden sie einsehen, daß die Grundsätze der Bibel die besten Grundsätze für Regierung und Privatpersonen, für Familien, Stämme und Nationen sind. Einen solchen Zustand durch meinen Einfluß, durch mein Bestreben und mein Exempel herbeizuführen, fühle ich mich verpflichtet; die Wohlfahrt meines Volkes, das Beste der Colonie und der ringsumliegenden Stämme zu fördern, dazu bin ich ans Cap gekommen. Und da werdet ihr mir erlauben, mit aller Dankbarkeit, Liebe und Ehrfurcht die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit anzuerkennen, welche mir persönlich Se. Excellenz der

Gouverneur erzeigt haben, und die Aufmerksamkeit, welche er den wichtigen Dingen gewidmet hat, welche ich ihm zur Berücksichtigung vorzulegen hergekommen bin. Herz und Zunge versagen mir den Dienst, wenn ich zu denken und auszusprechen versuche, wie Se. Excellenz mich und meine Angelegenheiten behandelt haben. Seine Freundlichkeit und ausgezeichnete Herzensgüte haben mich ganz überwältigt. Sein offen ausgesprochenes Verlangen nach Friede, Wohlstand und Glück der Stämme an der Grenze, die faßlichen und gut verstandenen Ansichten, welche er über alle Zustände an den Grenzen hat, die Bereitwilligkeit, mit welcher er durchaus allen meinen Plänen und Wünschen entgegen gekommen ist und zwar über meine Erwartungen hinaus, hat ihm vollständig mein Vertrauen, meine Dienste und Neigungen gewonnen.

Freunde, Ihr werdet erwarten, daß ich einige Auskunft darüber gebe, was das Evangelium in unserem Lande ausgerichtet hat und noch ausrichtet. Es hat viel ausgerichtet und richtet es noch aus. Tausende haben das Evangelium gehört und hören es noch. Eine beträchtliche Anzahl ist unter seinen segnenden und mächtigen Einfluß gebracht und vereint ihre Bemühungen, ihren Einfluß und ihre Gebete mit den unsrigen. Die Erziehung erstreckt sich auf alles, der allgemeine Charakter des Volks bessert sich und Gesittung schreitet vorwärts. Ihr müßt aber darum nicht denken, daß viel gethan sei und daß nur noch wenig zu thun übrig wäre; nein, nachdem länger als dreißig Jahre gearbeitet ist, beginnt es doch erst bei uns besser zu werden und es ist noch nicht viel Gutes bei uns zu Stande gekommen. Es bleibt noch viel bei uns zu thun übrig. Es giebt viele und zahlreiche Stämme im Innern, welche nichts von den Dingen wissen, welche zu ihrem Frieden dienen. Diese strecken ihre Hände nach Euch aus; sie rufen Euch um Hülfe an. Ihr habt die Mittel zur Unterweisung, Bekehrung, Rettung und Beglückung in Euren Händen. Umsonst habt Ihr es empfangen, darum müßt Ihr's auch umsonst geben. Laßt jeden Christen in Africa seine Pflicht thun, so wird Grausamkeit und Blutvergießen an Euren Grenzen sofort aufhören. Denken denn die Leute, daß Strenge und Gewalt, Kanonen, Flinten und Schwerter es thun werden? Ich kann aus Erfahrung reden, sie thun es nicht; aber der Einfluß und die Macht des Evangeliums und der Erziehung, verbunden mit einer gerechten und weisen Polizei für Eure Grenzstämme, wird sie zu Euren treuen Freunden und Verbündeten, ehrenwerth und glücklich machen.

Ich muß nun von Euch Abschied nehmen und Gott allein weiß, ob wir uns wiedersehen werden; vielleicht ist es das letzte Mal, daß wir uns in dieser Welt gesehen haben. Die große

Freundlichkeit und Aufmerksamkeit der Freunde gegen mich und meine Sache seit meiner Ankunft unter Euch haben Eindrücke auf mein Gemüth gemacht, welche ich nicht aussprechen kann und welche nie erlöschen werden. Nächst Sr. Excellenz des Gouverneurs und seiner Gemahlin erwähne ich nur besonders der Namen von Sir John Herschel, Sir John Wylde, Baron von Ludwig, Herrn Maclear und Herrn Dr. Adamson und vieler anderer Herren, deren Namen ich aber in diesem Augenbick vergessen habe. Ich kehre mit einem Herzen voll von Liebe und Dankbarkeit heim; ich fühle, daß die Verpflichtungen, welche ich habe, gewachsen sind durch die Segnungen des Evangeliums, durch die Güte Gottes, die er mir darin erwiesen hat, daß er meine Reise nach seiner Vorsehung hat glücklich sein lassen, durch die väterliche Freundlichkeit Seiner Excellenz des Gouverneurs gegen mich, durch die Bereitwilligkeit und Weisheit, mit welcher er Maßregeln für die Wohlfahrt und Verbesserung meines Volks getroffen hat und durch das ehrenvolle Verhältniß, in welchem ich nun zu ihm und der Colonie stehe. Alles dies ermuthigt mich sehr und verbindet mich, mit neuem Eifer zurückzukehren, um alles zu thun, was in meiner Macht steht, für Gottes Sache, für die Sache der Menschheit und für das Interesse und den Schutz der Grenze dieser Colonie."

In demselben Jahre 1834 erwies sich der Griquahäuptling Adam Kok auch unserer Berliner Mission so günstig, daß er ihr zur Anlegung der Station Bethanien ein bedeutendes Stück Land erb- und eigenthümlich schenkte, von welchem sie den größten Theil noch heute besitzt.

Seit dem Jahr 1836 aber beginnt die höchste Blüthezeit des Griquastaats. Waterboer wußte seine Grenzen gegen alle Feinde zu schirmen; Handel und Landbau hoben sich, durch weitgreifende Erweckungen stieg die Zahl der erwachsenen Glieder der Kirche auf 750 Seelen. Das Volk war, so lange der ausgezeichnete Missionar Wright dem Capitän zur Seite stand, in stetem Wachsthum des inneren Lebens erstarkt.

Nach Wright's Tode (1846) aber ging das innere Leben zurück, und damit auch der äußerliche Zusammenhalt des bereits auf 6000 Seelen gestiegenen Völkleins. Am 5. December 1852 war Missionsfest in Griquastadt. Der alte Waterboer, der vor 45 Jahren getauft war, wollte es sich nicht nehmen lassen, die Predigt zu halten. Er sprach trotz seiner Leibesschwachheit mit dem Feuer eines Jünglings. Das war sein letztes Wort an sein Volk. Drei Tage später legte er sich und ging am 13. December zu der Ruhe seines Heilandes ein.

Hierdurch löste sich abermals ein Band, das die Griqua als Volk zusammengehalten hatte. Die alte Wander- und Jagd-

Ein Dornenbaum im Buschfelde.

lust faßte die Hottentotten und führte sie auf den Elefantenjagden bis über den Ngamisee hinaus, während andererseits die Bassuto sich ablösten, um sich dem mächtiger werdenden Könige Moschesch anzuschließen. Etliche Theile des Volks zogen gegen Norden an den Vaalfluß, wo die Capitäne Waterboer (Sohn) und Behrendt (der jüngere) der Betschuanenmission die Wege bahnen halfen.

Nachdem aber der holländische Freistaat sich aus Theilen des unter dem Einfluß der Griqua gewesenen Landes übermächtig constituirt hatte, blieb es, namentlich seitdem (1859) Martin Pretorius Präsident des Staats geworden war, den Griqua in ihrer Umgrenzung von der Colonie im Süden und dem Oranjefreistaat im Norden nicht recht geheuer. Verhandlungen wegen Verkauf des Landes wurden angeknüpft, und endete damit, daß in der Mitte der sechziger Jahre die Griqua in dem britischen Nomansland (in dem nach Süden hin ausgedehnten Natal), auf 2000 Seelen zusammen geschmolzen, neue Wohnsitze gefunden haben. Dort haben sie, nachdem sie mit ihren früheren Seelenpflegern (der Londoner Gesellschaft) sich überworfen haben, eine Zeit lang sich unter die Pflege von Hermannsburger Missionaren gestellt. Ihre Bedeutung für die Geschichte Südafricas scheint vorüber zu sein, nachdem sie in derselben seiner Zeit eine tief eingreifende Stellung behauptet hatten, und namentlich für die Verbreitung des Evangelii von großer Wichtigkeit gewesen sind. —

C. Die Buschmannsmission. (39.)

Unter dem 4. August 1775 stattete der Feldcornet van Jaarsfeld an die holländische Regierung in der Capstadt folgenden amtlichen Rapport ab:

„Wir zogen in nordwestlicher Richtung nach dem obern Ende des Seekuhflusses. Hier trafen wir einen von diesen Viehräubern, und sahen zugleich eine große Menge dieser Diebe in der Ferne. Um nicht Verdacht zu erregen im Herzen dieses Diebes, stellten wir uns friedlich gegen ihn. Wir hofften, die andern Diebe in unsere Gewalt zu bekommen. Deshalb däuchte es dem ganzen Commando gut, diesem Buschmann beizubringen, daß wir als Freunde kämen, und lediglich eine Reise nach dem Flusse machten, um Seeühe (Flußpferde) zu tödten. Wir gaben ihm eine Pfeife und Tabak, schickten ihn zu seinen Gefährten, ihnen Frieden zu verkündigen und sie aufzufordern, uns den rechten Weg nach dem Flusse zu zeigen. Aber wir haben den Dieb seither nicht wieder gesehen.

Den 6. August. Ich nahm 12 Mann und 3 Wagen und fuhr mit ihnen nach Rondekop. Unterwegs stießen wir unvermuthet auf fünf Diebe und schickten sie jenem ersten nach. Zum Zeichen des Friedens tödteten wir eine Seekuh.

Den 7. August. 16 Buschmänner von den südlichen Gebirgen kamen zu uns nach Rondekop. Wir tödteten etliche Seeкühe, um die Diebe mit ihrem Fleisch anzulocken. Ich wußte keinen andern Weg, um sie für ihre fortwährenden Mördereien und Viehdiebstähle zu züchtigen. Ich verließ den Köder und marschirte mit unseren Leuten nach der blauen Bank.

Den 10. August. Ich marschierte von der blauen Bank mit dem ganzen Commando den Fluß entlang zwei Stunden vorwärts, bis zu einem Platze, Namens Keerom. Weil ich die Art und Weise der Eingeborenen aus Erfahrung wohl kannte, schickte ich an demselben Abende von hier aus etliche Spione nach der blauen Bank. Sie sollten erforschen, ob nicht die Buschmänner bei den Seekühen seien. Sie versammeln sich nämlich des Nachts allemal da, wo etwas zu haben ist. Gegen Mitternacht kehrten die Spione zurück und berichteten, sie hätten dort eine große Zahl Buschmänner gesehen. Auf der Stelle schlug ich mit dem Commando den Weg dahin ein und marschierte bis Tagesanbruch, welcher bald eintrat. Nachdem ich mein Commando in Abtheilungen getheilt hatte, tödteten wir die Diebe. Beim Suchen fanden wir 122 Todte, fünf waren durch den Fluß geschwommen und entronnen. Nachdem wir die Erschlagenen gezählt, untersuchten wir ihre Habe. Wir wollten sehen, ob sich etwas bei ihnen fände, was uns die Gewißheit gäbe, daß sie Räuber seien. Ochsenhäute und Hörner fanden wir bei ihnen, die sie zum täglichen Gebrauche mit sich führten."

Also erst 122 Buschleute todtschießen, dann untersuchen, ob sich etwas Gestohlenes bei ihnen fände — und wenn sich nichts fand, dann berichten, 122 Mann seien todtgeschossen, das war die Mission der christlichen Einwanderer in Betreff der Buschleute. Und das geschah von Regierungswegen.

Etwas kürzer ist der amtliche Rapport des Commandanten van der Welt aus dem Jahr 1792. Der lautet:

„Den 27. September. Ich griff den ersten Kraal, Kurussie, an, tödtete 75 Buschmänner, machte 21 Gefangene, fand 150 Hammel, 13 Kühe und eine Flinte. Den 15. October. Ich entdeckte einen andern Kraal, tödtete 85 Buschmänner, nahm 23 gefangen; 124 Hammel. Den 20. Ich entdeckte einen dritten Kraal, tödtete 11 und machte 3 Gefangene. Den 24. Ich entdeckte einen vierten Kraal, tödtete 7 und machte 4 Gefangene."

Ein anderer rapportirt: „Die Buschmänner leben in den Bergen wie Pavians. Wir können 50 oder 100 Mal schießen,

ehe einer fällt. Wir richten daher an Euch die demüthigste Bitte, uns 600 Pfund Pulver und 1200 Pfund Blei zu senden."

Einem holländischen Bauer, Florus Fischer, aber ging die Sache durch's Herz. Er fand seine Lebensaufgabe darin, dem Krieg der Bauern gegen die Buschleute ein Ende zu machen. Er schonte dazu weder seine, noch seiner Ochsen Beine. Endlich setzte er es durch. Ein Friedensvertrag zwischen den Buschmännern und Holländern wurde geschlossen. Die Erstern sollten künftig mit Stehlen nachlassen, dann wollten die Letztern vom Morden ablassen.

Als der Vertrag fertig war, und die Buschleute zum Zeichen ewiger Freundschaft den Holländern die Hände gereicht hatten, da fiel der Bauer auf freiem Felde auf die Knie, und dankte Gott, der endlich dem Blutvergießen ein Ende gemacht hatte. — Die Buschmänner staunten, was der Mann in die leere Luft hinein zu reden hätte. Der Bauer setzte es ihnen auseinander, er habe mit Gott geredet. Da erschraken die Buschleute, aber das war ihnen nicht zweifelhaft, daß der Gott eines so guten Mannes, wie dieser Bauer war, ein gutes Wesen sein müßte. So begehrten sie denn von diesem Gott näheres zu hören, und zwei ihrer Hauptleute gingen nach der Capstadt, um Missionare zu erbitten.

Wie auf ihre Bitte Kicherer und Edwards 1799 nach der Quelle zur schönen Aussicht (Blyde verwachting) gezogen sind, wie sie dort von den Buschleuten empfangen sind, und unter ihnen gearbeitet haben, das hat uns bereits § 14 berichtet. Es war eine schwere Aufgabe. So bald waren Früchte nicht zu erwarten. Aber wie gut der Boden war, davon zeugt das Urtheil des englischen Obersten Collins, welcher im Jahr 1809 den Auftrag erhielt, die Zustände der Buschleute zu untersuchen, und der sein officielles Gutachten dahin abgab, daß sich „auf der ganzen Erdoberfläche kein Volk mit besseren natürlichen Anlagen fände, als dieses, und daß keines empfänglicher sei für Verstandes- und Herzensbildung."

Das Urtheil dieses Mannes fand seine schlagende Bestätigung in einem Buschmannsknaben, Namens Hermes, der im Anfange der zwanziger Jahre nach England gebracht wurde.

Von diesem berichtete sein Pflegvater an Dr. Philipp 1825: „Hermes ist eine Zierde seines Stammes und ein ausgezeichneter Beweis, wozu dies liebenswürdige Volk fähig ist. Er besitzt das sanfteste Herz und die innigste Anhänglichkeit. Neben allem Scherz und aller Fröhlichkeit, deren Sie sich an ihm erinnern, ist bei ihm eine solche Tiefe der Gedanken und ein so tüchtiger Verstand, daß ich in der That darüber staunen muß. Er hat das letzte halbe Jahr mit meinen Schwestern in Bath gelebt, und ist ihnen

unschätzbar sowohl als Diener, als als Freund. Er hörte einige Zeit nach ihrer Ankunft daselbst von einer bevorstehenden Confirmation, und sprach den Wunsch aus, auch confirmirt zu werden. Meine Schwester erwähnte dies gegen den Archidiaconus. Dieser verlangte ihn zu sehen. Nach einer langen Unterhaltung mit ihm erklärte er, der Knabe habe sich einen außerordentlichen Grad christlicher Erkenntniß erworben. Hermes ward demnach confirmirt, und darüber der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Ein Geistlicher, der von dem Vorgange gehört hatte, wünschte ihn zu sehen. Er fragte ihn die Kreuz und Quer hin und her. Unter anderem fragte er ihn, welcher von den Männern des alten Testamentes er wohl gewesen zu sein wünschte, wenn es möglich wäre. Hermes besann sich ein Weilchen und antwortete dann bestimmt: „David!" „Was, lieber David als Salomo, dessen Glück doch so groß war?" „Ja, mein Herr, beide waren Sünder, aber von David wissen wir, daß er seine Sünden bereut hat; dagegen haben wir keine Stelle in der Schrift, welche uns über Salomo denselben Trost giebt." Dies war der Inhalt seiner Antwort, über welche alle Zuhörer höchlich staunten. Sein Gedächtniß ist von wunderbarer Stärke. Jede Predigt bringt er mit nach Hause, und mit außerordentlichem Scharfsinn legt er sie sich aus."

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn das arme Buschmannsvolk, gerade weil es zertreten und zerschlagen war von Schwarzen und Weißen, auch die lebhafteste Theilnahme erweckte bei schwarzen und weißen Christen.

Auch hier war es ein Berliner, ein Schüler Jänicke's, der unter den ersten sich meldete, in dies schwierige Arbeitsfeld einzutreten. Der bereits oben erwähnte Missionar Saß, ausgesandt von der Londoner Missionsgesellschaft, eröffnete in der Gegend, wo Kicherer begonnen hatte, 1810 eine Buschmannsstation Bethesda, wo wenigstens etliche getauft werden konnten, bis die kleine Zahl der Bekehrten 1821 nach Campbellsdorp übersiedelte.

Erfolgreicher verhieß die Unternehmung der Missionare Smith und Corner zu werden, welche im Jahre 1814, der erste die Station Toverberg (Gracehill bei Colesberg), der zweite nicht weit davon die Station Hephzibah für die Buschleute eröffnete.

Smith erwählte einen Ort, wo bereits früher ein frommer Bauer durch seine Fürsorge für die Buschleute deren Vertrauen gewonnen hatte. Er hatte sich verrechnet. Die neueren Commando's der Bauern waren den Buschleuten in so frischem Andenken, daß sie das Ganze nur als eine List ansahen, wodurch sie den Bauern in die Hände geliefert werden sollten. Sie zerstreuten sich daher sofort und Smith, der sich ohne Arbeit sah, kehrte auch um. Nur ein eingeborener Lehrer Goedman hielt Stand,

und als sich um diesen die Buschleute zu sammeln begannen, kehrte auch Smith zurück.

Nun war es aber, als ob die warme Frühlingssonne ein schlafend Winterfeld erwärmte. Trupp auf Trupp von Buschleuten kamen herangezogen, so daß sich in Monatsfrist 887 Erwachsene, in zwei Jahren 2700 angesammelt hatten, die gern sich in Ackerbau und Gartenarbeit unterweisen ließen, und als sie sahen, daß sie auf ehrliche Weise ihr Brot verdienen konnten, das Stehlen unterließen.

Einer der ersten von ihnen, der auf Hephzibah erweckt wurde, war der Häuptling Slinger, der bis dahin, wie seine Landsleute, ein gräuliches Leben geführt hatte. Jetzt rief er aus: „Nun glaube ich, daß ein Gott ist. Woher hätte ich Hände zum Betasten, Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Füße zum Gehen, wenn Gott nicht wäre. Wir wollen zu ihm beten, daß er uns noch mehr Lehrer senden möge. So ein Herz hatte ich nie zuvor! Alle Buschleute sollen kommen, Gottes großes Wort zu hören. Ich muß ein Haus bauen und alle meine Kinder müssen unterrichtet werden!"

Sein Beispiel fand Nachahmer. Gleich im ersten Jahre wurden zwei Morgen Land zu Gärten umgegraben. Daß es nicht mehr waren, geschah nur deshalb, weil nicht mehr Spaten



Roman der Buschmann.

vorhanden waren. Eine ganze Anzahl Buschleute baute sich ein langes Haus auf Pfählen. Der Häuptling Withaalder freute sich wie ein Kind, daß nun auch sein Volk ein christliches werden, und der alte Bann von ihm genommen werden solle.

Das alles war in den Jahren 1814—1816 geschehen. Es schien, als ob auch für das ärmste Volk Südafrica's ein neues Zeitalter beginnen sollte. Da regte sich aber schon heimlich der Boshaftige und brach bald offen hervor.

Im Jahr 1816 kam Corner nach Graaf-Reinet, um sein Kind taufen zu lassen. Er wurde vor den Landdrost gerufen. Dieser eröffnete ihm, die Bauern seien weit und breit unzufrieden damit, daß die Buschleute auf einem Haufen versammelt wären. Natürlich, es war ihnen auf diese Weise unmöglich gemacht, die einzelnen zu ermorden und ihre Kinder zu Schafwächtern zu rauben! — Er, der Missionar, möge deshalb 8—10 Tage warten, bis der Statthalter herankäme, um über die Sache zu entscheiden. Diesen, Lord Sommerset, haben wir oben bereits kennen gelernt aus seinem Plane, den neu sich bildenden Griquastaat zu zerstören. Er kam an und gab den Einflüsterungen der Bauern, es sei gefährlich, so große Anhäufungen von Schwarzen, wie die Griqua und Buschleute jetzt ins Leben setzten, an den Grenzen zu dulden, Gehör. Corner bekam Befehl, nicht wieder nach Hephzibah zurückzukehren; auch Smith wurde von Gracehill zurückgerufen; nicht einmal Abschied durften sie von ihren Gemeinden nehmen.

Und was wurde aus den Stationen Gracehill („Gnadenhügel") und Hephzibah („Meine Lust an ihr")?

Die armen verlassenen Schäflein sandten Boten über Boten zu ihren Missionaren und baten, sie möchten doch wiederkehren. Withaalder hielt dem kleinen Häuflein Getaufter selbst den Gottesdienst. Drei Monate lang schauten sie täglich aus, ob nicht einer der Lehrer wiederkäme. Ihre Gärten bebauten sie noch drei Jahre lang und brachten aus denselben den vorüberfahrenden Missionaren Gemüse, Wassermelonen, Tabak und Früchte. Noch drei Jahre später fand der Prediger Faure auf der Station Toverberg Aecker und Weinberge; und die Buschleute, welche sie bearbeiteten, wohl unterrichtet in der evangelischen Heilslehre und eifrig bemüht, selbst ihre heidnischen Landsleute darin zu unterweisen, und aus dem Munde der Kinder hörte er Loblieder zu Ehren des Herrn. Abermals nach drei Jahren, 1826, besuchte Dr. Philipp die Gegend — da war kein einziger Buschmann mehr dort zu finden. Die Colonie hatte inzwischen ihre Grenzen weiter gesteckt und das Land der Buschleute für sich genommen. Um dieselben zu vertreiben, hatte man zu dem altbewährten Mittel, der Commando's gegriffen. Heidnische Greuel waren unter englischem Schutz

ausgeübt, ärger denn je. Wieder konnte ein Sechzigjähriger sich rühmen, 45 Mordzüge gegen die Buschmänner mitgemacht zu haben, und ein anderer, 200 dieser Wilden erlegt zu haben! — Und wiederum schrie das Abelsblut gen Himmel wider den weißen Cain! —

Philipp suchte nach den Resten der Buschmannscolonie. Er fand etliche als Sclaven der Bauern, deren halberloschene Augen vor Freuden aufleuchteten, als er ihnen Aussicht darauf machte, daß die Stationen wieder eröffnet werden könnten. Sie selbst waren Dienstleute geworden auf ihrem Eigenthum. Bauern hatten sich ihrer Gärten und Felder bemächtigt; das lange Haus hatte ein Bauer und ein freigelassener Sclav mit ihren Familien inne.

Und Withaalder, der treue Capitän?

Eines Abends um Sonnenuntergang meldeten die Hottentotten, welche Philipp begleiteten, sie sähen auf den Felshügeln etwas sich bewegen, das möchten wohl Buschleute sein. Philipp spähte und sah nichts. Die Hottentotten mit ihren Luchsaugen hatten aber recht gehabt. Philipp ließ Friedenszeichen nach dem Felsen zu machen. Da kamen zaudernden Schritts zwei Männer auf den Wagen zugeschritten, welche, als sie hörten, es seien Missionare, vor Freude hüpften und sich dem Dr. Philipp zu Füßen warfen. Der eine war Withaalder selbst. Er mußte dem Dr. Philipp seine Geschichte erzählen, aus welcher wir Folgendes wiedergeben:

„Bald nach Smiths Entfernung kamen die Bauern und nahmen uns die Quellen weg, jagten uns aus dem Gebiete von Toverberg, das mir und meinem Vater vor mir gehört hat, und zwangen uns, ihre Schafe zu hüten. Witboy, einer von meinen Leuten, ward sammt seinem Weibe unter einem Felsen, wo sie Obdach suchten, todtgeschossen, ihr Kind in ewige Knechtschaft geschleppt. Mich selbst zwang der Feldcornet van der Walt seine Schafe zu hüten. Als er einst am Abend drei vermißte, peitschte er mich aufs grausamste, jagte mich sammt Weib und Kindern von dem Platze und sagte: „Das nimm hin und geh! Hast jetzt keinen Missionar Smith mehr, vor dem Du gegen mich klagen könntest.“ Ich ließ mich nieder an einer kleinen Quelle in der Nähe von Toverberg. Aber der Feldcornet jagte mich mit dem Weibe und den kleinen Kindern weg mit den Worten: „Buschmänner sollen keine Quellen in diesem Lande haben, sie sollen nur aus Regenwasserpfützen trinken.“ Darnach habe ich eine Zeitlang Louis Styns Vieh gehütet. Eines Abends als ich es nach Hause brachte, vermißte er etliche Stücke. Grausam schlug er mit dem Stocke auf mich los und sagte dazu: „Jetzt habt ihr keinen Missionar Smith mehr, um zu ihm zu gehen!“ Das verlaufene Vieh kam noch den Abend von selbst wieder.

Dennoch hat mich L. Styns um dieser Ursach willen dreimal geschlagen. Ohne mein Volk bin ich endlich mit Weib und Kindern in die Berge geflohen. Da lebe ich von Wurzeln und Heuschrecken. Da ich hörte, daß Missionare in Toverberg seien, bin ich zu ihren Wagen gekommen, ihnen mein Elend vorzustellen. Nachdem man den Buschmännern ihre Quellen, Gärten, Felder, Heerden genommen hat, müssen sie noch sehen, wie man ihnen ihre Kinder raubt, und sich selbst unter die wilden Thiere treiben lassen. Es mag wahr sein, daß die Buschmänner zuweilen ein Schaf gestohlen haben. Aber sie haben es gethan, um sich und ihre Kinder vom Hungertode zu retten. Oft ists jedoch nicht vorgekommen. Ich bitte gehorsamst, daß weiße Männer, die zugleich fromme Christen sind, sich meine und meiner Landsleute elende Lage zu Herzen nehmen."

So sprach ein christlicher Buschmann. Kein Fluch, kein Scheltwort ging über seine Lippen, kein Rachegedanke durch seine Seele. Und der war der Sohn und Erbe eines Häuptlings, dem 700 Quadratmeilen Landes zu eigen gehört hatten.

Aber für die Buschleute war ein Pella bereits gegründet; der Pastor Faure zu Graaf-Reinet hatte sich bereits 1822 mit Dr. Philipp in Verbindung gesetzt, und die Londoner Missionsgesellschaft hatte außerhalb der Grenzen der Colonie, unweit des Landes der Griqua, eine Buschmannscolonie gegründet, die zu Ehren des Dr. Philipp den Namen Philippolis erhielt. Hieher zog sich nun Withaalder mit allen Resten der Buschmannsmission von Gracehill und Hephzibah. Im Jahr 1828 stellten sie sich völlig unter die Oberhoheit der Griqua und verkauften ihr Land an Adam Kok, den Griquacapitän. Seitdem ist die Station eine Griquastation geworden, aber die Buschleute blieben unter den neuen Platzherren wohnen und mancher von ihnen, auch der alte Withaalder, ist dort selig zur Ruhe der Heiligen entschlafen.

Im Jahr 1829 wurde abermals ein Versuch gemacht, eine selbständige Buschmannsstation zu begründen. Die Londoner Missionare Clark und Kolbe erwählten dazu einen Platz am Caledonfluß, unweit seiner Mündung in den Oranjefluß. Sie begannen die Mission mit 100 Buschleuten. Sie übergaben dieselbe später dem französischen Missionar Pellissier, der sie noch 1835 als Buschmannsstation aufführt. Freilich bevölkerte sie sich je länger je mehr mit Bassuto, so daß auch hier die Buschleute ein verschwindendes Element wurden. Späterhin haben die Franzosen den Ort an die Bauern verkauft, die daraus ein Bauerndorf gemacht haben, in welchem das ganze Missionswerk seinem Ersterben nahe war, als der Herausgeber den greisen Pellissier im Jahr 1867 kurz vor seinem Heimgange besuchte.

Indeß nicht bloß die Weißen, sondern auch die Farbigen ge-

dachten ihrer Schuld gegen das dreimal zertretene Volk der Buschleute; hatten doch auch Farbige, Hottentotten, wie Kaffern sie mit zertreten helfen.

Wir haben oben der 5000 Hottentotten gedacht, welche bei Gelegenheit der Freisprechung aller Hottentotten im Jahr 1829 in das obere Katflußthal übersiedelten, und dort in einer zahlreichen Reihe von Dörfern eine christliche Colonie bildeten. In diese hatten sich auch Buschmänner mit eingefunden, von denen der eine sich bis zu dem Amt eines christlichen Nationalgehülfen emporschwang.

Im Jahr 1839 sprach dieser einmal in einer Erbauungsstunde seinen tiefen Schmerz darüber aus, daß sein armes Volk so zertreten sei. Alle Anwesenden waren auf das tiefste ergriffen, und es wurde beschlossen, eine Anzahl eingeborener Prediger unter sie zu schicken. Da ging ein liebliches Regen durch die Gemeinde. Obgleich ein verheerender Kafferkrieg zuvor hart an ihrem Wohlstand gerüttelt hatte, wurde Wagen, Geschirr und Reisebedarf beschafft. Kinder brachten einen Löffel oder ein Messer, damit die Buschmänner doch künftig nicht mehr wie die wilden Thiere zu essen brauchten. Andere brachten ein Stück Zeug, damit sie ein Kleidungsstück erhielten. Solche Liebe segnete der Herr. Die Boten Gottes fanden Eingang bei dem Buschmannsvolk, und konnten eine ganze Anzahl aus demselben zu einer eigenen Missionscolonie Neu-Bethelsdorp, (später Freemanton) sammeln. Ein christlicher Hottentott wurde ihr Lehrer; den speiseten sie von ihrem Eigenen, so gut sie konnten.

Auch in Theopolis ließ es einem Hottentottenknaben keine Ruhe. Er ergriff den Wanderstab, um den armen Buschleuten das Evangelium zu bringen, und stand bald als Lehrer unter ihnen in hoher Achtung.

Die Arbeit unter den Buschleuten hat bis jetzt nicht die Frucht erzielen können, daß christliche Buschmannscolonien einen dauernden Bestand gehabt hätten. Den ersten von Gott reich gesegneten Anfang hierzu haben die weißen Colonisten mit frevelhafter Hand zerstört. Aber einzelne Seelen aus diesem reichbegabten Volk sind hier und da für den Herrn Jesum gewonnen worden. Und auch dies ist ja ein dankenswerthes Gnadengeschenk aus des Herrn Hand.

Und solcher Weihnachtsblüthen aus dem öden Winterschlaf dieses Volks wollen wir hier nur drei zum Schluß aufsuchen, zwei aus der rheinländischen Station Worcester, und eine aus unserem Bethanien.

Da sitzt vor den Thoren von Worcester ein alter Buschmann mit seiner kleinen Pfeife wohlgemuth am Graben, und raucht gemüthlich fort, so lange von gleichgültigen Dingen ge-

sprochen wird. Sobald aber die Rede auf das Wort Gottes und auf den Herrn Jesum kommt, da nimmt er seinen Hut ab, steht auf und legt mit großer Selbstverleugnung seine Pfeife weg, aus Achtung vor dem Herrn, von dem zu ihm geredet wird. — Oder es läuft uns der kleine siebenjährige Kiwit entgegen und rennt, was er kann, an uns vorbei, fast ohne zu grüßen. Und wenn wir im Hause nachfragen, was denn der kleine Buschmann so eilig gehabt habe, so hören wir, er habe schon lange um die Erlaubniß angehalten, in die Missionsbetstunde zu gehen, und da er endlich gefragt worden sei, was ihn denn so dahin treibe, habe er gesagt: „O, ich habe 1½ Stüber, die ich durch Pferdehalten verdient habe; die will ich in die Betstunde tragen."

Und aus Bethanien berichtet uns unser Bruder Wuras aus den Erinnerungen seines reichen Missionarslebens über ein seliges Buschmannsweib Folgendes:

„So bleibt mir besonders der Tod einer blinden Buschmännin, Ruth, die als Kind den Eltern abgenommen und als Dienstbotin unter den Koranna groß geworden war, unvergeßlich. In der Zeit der Pocken erblindete sie, und, da sie von jetzt an keine Dienste mehr leisten konnte, war sie sich selbst überlassen, außer, daß ein gläubiges Koranna-Mädchen, die selber krank war, sich ihrer annahm. Der Herr hatte ihr das Herz aufgethan; gern nahm sie den Unterricht auf und gelangte bald zu solcher Erkenntniß, daß sie getauft werden konnte. Nun wurde sie krank; ihre Leiden waren sehr groß — ihre Blindheit trug zur Vermehrung derselben bei — und dennoch sagte sie zu mir, wenn ich sie fragte wie es ihr gehe, „diese Krankheit hat der Herr mir auferlegt, daß ich ihn durch dieselbe verherrlichen soll." Eines Tages fand ich sie in einer sehr freudigen Stimmung. Als ich sie nach der Ursache fragte, sagte sie, in letzter Nacht wäre sie im Himmel gewesen, da habe sie die vor kurzem heimgegangene Friederike und viele Heiligen gesehen, mit denen sie zusammen dem Herrn Loblieder gesungen hätte. Zu einer andern Zeit, als sie gerade sehr leidend war, sagte sie zu mir, sie habe die Ueberzeugung, daß wir ohne Leiden nicht vollendet werden können. Manchmal, fuhr sie fort, nimmt der Herr mir alle Schmerzen ab, und es ist mir, als wären meine Augen offen, und könnte ich alle Dinge sehen. Niemals habe ich eine Klage aus ihrem Munde gehört, nur die Bitte, ich solle ihr ein paar Stückchen Holz senden, um sich am Feuer ein wenig zu erwärmen. Ihr Gebet und Wunsch war, daß doch recht Viele zum Glauben an Christum kommen möchten. In einer Nacht wurde ich zu ihr gerufen, man glaubte, sie würde sterben; als ich sie fragte, wie es ihr gehe, rief sie aus: „ich habe Vergebung der Sünden." Das waren ihre letzten Worte, die sie gesprochen; sie lebte aber

noch zwei Tage. Als ich wieder zu ihr gerufen wurde, hörte ich in der Hütte Jemand beten — es war das gläubige Koranna-Mädchen, der Erstling von Bethanien, Christiane, die der Ruth bis zu ihrem Tode treulich beigestanden hat, — und als ich eintrat, sah ich, daß der Herr sie erlöst hatte."

So weit der europäische Ansiedler Herr von Süd-Africa geworden ist, lebt heute der Buschmann nur noch in ganz zersprengten Volksresten hier und dort zerstreut, bald als Schafhirt des Bauern, bald als Räuber in den Felsklüften. Aber weiter in den Norden des Landes hinein deuten ziemlich deutliche Spuren darauf hin, daß noch mächtige Buschmannsstämme in Freiheit unter Palmen wohnen. Vielleicht ist es ihnen mehr als ihren Stammesgenossen im Süden von dem Herrn beschieden, einst noch als Nation in dem Chor der christlichen Völker mit zu feiern und anzubeten den Herrn, der uns alle mit Seinem Blute zum Schmerzenslohne erkauft hat, und den Elenden herrlich hilft. —

D. Aus der Namaquamission.

40. Heinrich Schmelen.

Auch unter den Namaqua hat der Herr einen Berliner, einen Schüler von Jänicke gewürdigt, dem Evangelium die ersten Bahnen brechen zu dürfen.

Es war an einem Sonntag Nachmittag des Jahres 1804, als in der Savoy-Chapel in London in einem Missionsgottesdienst, auch ein von Missionar Kicherer mitgebrachter bekehrter junger Buschmann, Johann, von dem Glauben Zeugniß ablegte, durch den seine Seele Frieden gefunden hatte. Unter den Zuhörern befand sich auch ein junger Bauerbursch aus Kassebruch an der Weser, der, um den französischen Werbern zu entgehen, nach London geflüchtet war, um hier nach Gottes Rath anderen Werbern in die Hände zu fallen.

Heinrich Schmelen war ein wilder Geselle, der seinen Eltern manche schwere Stunde bereitet hatte; allein der junge deutsche Hülfsprediger in der Savoy-Chapel, Steinkopf, wußte es ihm anzuthun, und als er nun gar den Buschmann predigen hörte, ging's ihm durch's Herz, ob er sich nicht auch für die Reichsarmee des Herrn Jesu in Süd-Africa zu stellen habe. Ein Jahr lang trug er sich mit diesem Gedanken, dann wies ihn Steinkopf nach Berlin an den alten Jänicke, und im Jahr 1807 trat der 30jährige alte Knabe in der Wilhelmsstraße als Missionszögling ein.

Nach 4jähriger Lernzeit zog Schmelen 1810 mit vier Brüdern aus Berlin, wurde in Wernigerode auf dem Schloß der edlen Grafen Stolberg zum Abschied bewirthet, durchbrach mit einer von dem Missionsherbergsvater v. d. Smissens in Altona zum Gebrauch gestellten eigenen Schaluppe die französische Hafensperre, wurde in derselben Savoy-Chapel, in der er erweckt war, ordinirt und langte im September 1811 glücklich in Africa an.

Sein erstes Arbeitsfeld war unter den Buschleuten und Oorlams am unteren Theil des Oranjeflusses. Ja da kam es freilich anders, als sich der junge Christenkrieger gedacht hatte; er predigte, betete, mahnte zwei Jahre lang und kein Mensch bekehrte sich.

Als er denn so auch einmal voll Trauer am Oranjefluß auf und ab geht, und schier dachte, er arbeitete vergeblich, da hört er nicht weit von sich eine Menschenstimme im Busch. Er lauscht — es war Amraal Lamberts, der Häuptling — der betete. Voll Freuden kehrte Schmelen heim, und bald betete ein großer Theil des Volks, viele aus Ansteckung, etliche aber aus wirklichem Herzensbedürfniß und Drang des heiligen Geistes. Im Frühjahr 1814 konnte Schmelen die ersten Oorlams mit gutem Gewissen taufen.

Kaum freute er sich über das erste Aufgehen der jungen Saat, da traf ihn der Befehl seiner (Londoner) Gesellschaft, er solle weiter hinauf in den Norden, um zu sehen, wo sich eine Station anlegen ließe. Seine Hottentotten waren hoch erfreut. Denn solch Wandern und Suchen ohne Weg und Steg in der Wüste, das ist nach ihrem Sinn. Bald waren 150 Mann bereit, den Zug zu begleiten; Schmelen auf seinem Ochsenwagen, Jacob Lamberts, der Bruder des Häuptlings sein Treiber. — Da staunten die Buschleute, zu denen sie kamen, über das vierbeinige Haus, das wanderte, und sprangen mit heiliger Scheu über die Räderspuren hinweg. Aber auf Orte, wo sie bleibend sich hätten niederlassen können, kamen sie nicht. Ein Rad vom Wagen brach; Schmelen ließ den Wagen stehen und zog weiter, der Packochse fiel, Schmelen ließ ihn liegen und zog weiter, immer weiter gegen Norden in die Wüste hinein.

Die Reise war eine reich gesegnete; die Herzen der Hottentotten thaten sich auf, und mancher wurde hier in den gemeinsamen täglichen Andachten für den Herrn gewonnen. Auf dem Rückwege fand er auch einen Platz mit drei wasserreichen Quellen, wo er sich niederlassen konnte; er nannte den Ort Bethanien.

Hier erlebte Schmelen Tage, die er nicht für möglich erachtet hätte. „Ich habe hier die Erfüllung der Worte gesehen," schreibt er, „daß ein Volk gläubig werden soll an Einem Tage!" So gewaltig und tief einschneidend waren die Kräfte des ewigen

Lebens in dem Volk, das mit ihm gezogen war, und in dem Volk, das sich in Bethanien um ihn sammelte.

Schmelen lebte in einem elenden Mattenhause; er war unter den Hottentotten ein Hottentott geworden, trug sein Fellkleid und



Hottentottenhütten.

Fellschuhe, wie ein Oorlam, schlief im Fell=Combers, aß Fleisch und trank Milch wie die Hottentotten, er nahm eine fromme bekehrte Hottentottenmaid zum Weibe und verlauf'te natürlich auch wie sie. Aber zu ihm strömten die umwohnenden Häuptlinge mit ihren Horden; 8—12 Tage weit kamen sie heran, um ihre Werfte bei den drei Quellen aufzuschlagen. Hunderte wurden zum Leben in Gott erweckt. Und weil sie nicht alle auf dem Platz wohnen konnten — denn der trug nicht so viel Leute — da hat sich Schmelen die Mühe nicht verdrießen lassen, sondern oft sah man ihn auf seinem Hummel (Reitochs ohne Hörner) mit der holländischen Bibel im Sack, in Begleitung seines Dolmetschers Jacob Lamberts auf 2—3 Wochen ausziehen, um die Fernen mit Gottes Wort zu speisen. In zwei Jahren waren 100 getauft und Tausende angeregt.

Im Jahr 1820 erhielt Schmelen einen Besuch von dem Methodistenprediger Barnabas Shaw, der durch ihn bewogen worden war, die Namaqua=Mission in Lilyfontein (Lilienbrunn) aufzunehmen. Die Gemeinde versammelte sich auf die Töne des Ochsenhorns ziemlich zahlreich; aber die alte Liebe war dahin. Schmelen hatte auf Anordnung der Londoner Gesellschaft zwei Jahre lang an einem andern Orte thätig sein müssen. In seiner Abwesenheit waren die Hottentotten in ihr altes Jagd= und Raubleben zurückgefallen, ein falscher Prophet aus ihrer eigenen Mitte hatte sie das neue Evangelium gelehrt: „Lasset uns Uebles thun, auf daß Gutes daraus erfolge," und als nun Vater Schmelen

sie zur Ordnung zurückrufen wollte, da waren sie ja durch den Propheten klüger geworden, als er; — schließlich mußte er, von einem Häuflein treuer Beter begleitet, ausgewiesen von den feindlichen Häuptlingen, die ihr Räuberleben nicht aufgeben wollten, schweren Herzens sein geliebtes Bethanien verlassen, und langte 1821 wieder am Garib (Oranjefluß) an.

Fünf Jahre später sprach alle Welt am Fluß davon, oben im Lande hätten die Leute einen weißen Ochsen geschlachtet und in Stücke zerhauen. Unter dem weißen Ochsen verstanden sie den alten Vater Schmelen, welcher einmal wieder einen Versuch gemacht hatte, gen Norden unter die Hottentottenstämme zu ziehen, und insonderheit auch sein geliebtes Bethanien wieder zu erobern.

Diesmal war er schon vier Monate fort. Sein armes Weib, die bald nach seiner Abreise von 10 Räubern überfallen, aber durch die treuen Oorlams befreit worden war, bangte und ängstigte sich um ihren Mann, dem jene Räuber auf den Fuß gefolgt waren. Es machten sich also 14 Bewaffnete auf, um genauere Nachricht über ihn einzuziehen.

Schon am zweiten Tage kamen sie zurück, mit ihnen Schmelen, und mit Schmelen über 100 Mann, Damra und Buschleute, die er sich auf seiner Reise gesammelt hatte, und die nun mit ihm auf seiner Station zu den Füßen des Kreuzes Jesu zu wohnen begehrten.

Diesmal war Schmelen weit gen Norden gekommen, so weit, wie vor ihm noch kein Europäer, und nach ihm noch keine Missionsstation. Er hatte wunderbare, zum Theil von Gras und Baumwuchs reich bedeckte Strecken und Flußthäler gefunden und überall erstaunte Volkshaufen, denen er die erste Kunde vom Evangelio bringen, und aus denen er die Erstlinge um sich sammeln durfte. Nun wollte er gern mit seiner ganzen Gemeinde dorthin ziehen in diese gesegneten Länder. Sie aber wollten nicht; sie fürchteten die Dürre und die Feindschaft der nördlichen Stämme. So blieb Schmelen nichts anders übrig, als südlich vom Garib im Klein-Namaqua-Lande (welches seither zur Capcolonie geschlagen ist) einen neuen Missionsplatz anzulegen, den er Komaggas nannte, und auf welchem sich an 700 Menschen sammelten.

Während er von hier aus sich nach der Stunde sehnte, wo er gen Norden ziehen könnte, kaufte er seine Zeit damit aus, daß er begann, die Evangelien in die Namaqua-Sprache zu übersetzen. Sein treues Weib war dazu seine rechte Hand, denn sie liebte ihr Volk, und hatte sich Bildung genug erworben, um die Uebersetzung mündlich zu liefern. Es war keine leichte Arbeit. Schmelens Weib gab zwar den Gedanken leicht in hottentottischer Sprache an, aber Schmelen selbst vermochte nicht so treu nachzuschreiben; es ist nicht leicht, die schweren Hottentotten-Laute und Klixe mit

deutschen Buchstaben wiederzugeben. Immer wieder und wieder mußte das Niedergeschriebene verworfen werden, bis endlich der vierte Versuch gelang. Nachdem sie das Ende des Evangeliums Johannis in der Correctur gelesen hatte, sprach sie: „Nun ist mein Werk auf Erden gethan, nun kann ich heimgehen!“ Schmelen spannte seine Ochsenwagen an, und reiste aus der Capstadt, wo der Druck bewerkstelligt war, ab mit seinem lieben Weibe. Eine Tagereise weit waren sie gekommen bis zu Christian Botmer, einem alten Herbergsvater für Missionare, da erlosch ihr Licht; sanft und leise schlief sie ein. Bei Botmer's Hause hat sie ihr Mann begraben. Ein Missionar suchte nach Jahren ihr Grab auf, und man zeigte ihm einen wüsten Steinhaufen. — Dort harrt eine treue Magd des Herrn der Auferstehungsposaune! —

Schmelens Name war weit und breit bekannt und geliebt unter allen Oorlam und Namaqua. Man nannte ihn den oude Mynheer, den alten Herrn. Wie gern wäre er zu ihnen hinüber gezogen, oder hätte Missionare unter die Hungrigen gesandt. Seine Bitten bei der Londoner Missionsgesellschaft fielen in taube Ohren. Man hielt die Hottentottenmission für nicht ergiebig. Die Oorlam und Namaqua halfen sich eine Zeit lang auf eigene Hand; da war der alte Aaron unter Jan Booi's Volk, Christoph Tibot bei Paul Goliath's Volk, auch Amraal Lamberts, der erste Beter aus dem Volk, blieb, obschon er ein mächtiger Häuptling geworden war, ein ernster Prediger des Evangelii unter den Seinen, auch Jonker Africaner, Christian (Jager) Africaners Sohn hatte eine steinerne Kirche erbaut, in der er selbst predigte. Und vor allen die alte treue Annatje, von der wir gleich mehr hören werden, war wie eine Säule unter den Ihrigen, — aber Schmelen's Sehnsucht sollte auch noch erfüllt werden.

Eine andere Missionsgesellschaft, die rheinische, Barmener, trat in das von den Londonern verlassene Missionsgebiet mit deutscher Geduld, deutscher Zähigkeit und deutscher evangelischer Hingabe ein, und besetzte einen Platz nach dem andern von denen, an welche Schmelen sehnend gedacht hatte. Ja einer der jüngern Brüder Kleinschmied zog, von dem Vater Schmelen gesegnet, der ihm seine Tochter Hanna zum lieben Eheweib gegeben hatte, hoch hinauf in den Norden, bis an den fernsten vom Vater Schmelen betretenen Ort, und legte dort eine Station an, die den Namen Schmelens Verwachting (Schmelens Sehnsucht) erhalten hat, bis auf diesen Tag.

In den für unser Vaterland so verhängnißvollen Märztagen des Jahres 1848 hielt Schmelen seine letzte Predigt. Er war nicht krank, aber er war müde, und sehnte sich zur Ruhe, als 72jähriger Greis. Von dem nahen Steinkopf herüber, wo der

alte treue Wimmer, auch ein Berliner und Jänicke's Schüler, so lange Jahre im Segen gearbeitet hatte, kam der deutsche Missionar und segnete den Alten zur Heimfahrt ein. „Der Herr ist nahe! der Herr ist nahe!" Das war des Alten Testament! —

41. Annatje die Häuptlingsfrau.

Von dem Feuer, welches Schmelen in Bethanien anzünden durfte, fiel ein Funke auch in die Horde des Namaqua-Häuptlings Willem Zwartbooi. Er hieß eigentlich Hinsib, und war ein richtiger Namaqua. Aber als seine Leute von den Oorlamschen lernten, es in allen Stücken möglichst viel den Bauern nachzuthun, nahm er den Namen Willem Zwartbooi an, obschon er noch ein rechter Heide blieb.

Anders ging es seinem Weibe. Die hörte Schmelens Predigt und bekehrte sich so gründlich, daß sie mit ihrem erstgebornen Söhnlein getauft wurde. Sie bekam den Namen Anna, er den Namen David. Und weil dieser Hottentottenfrau Geschichte uns einen tiefen Blick in die Zustände von Sitten und Bekehrung und Rückfall der Hottenstämme eröffnet, wollen wir dieselbe, so wie die des alten Schmelen ihres Lehrers, unserm seligen Wallmann, der beide im Missionsfreund (1858 und 1861) ausführlich erzählt hat, kürzlich nach erzählen.

So lange Schmelen (s. o.) in Bethanien wohnte, hatte Anna es gut; sie konnte hinüber und dort das Wort hören, und er seinerseits ließ sich auch die Mühe nicht verdrießen, den Kraal von Zwartbooi zu besuchen, und dort das Feuer weiter zu schüren. Dann kehrte er bei Anna ein, die nach Hottentottenweise ihn auf das beste mit Milch bewirthete. Als aber Schmelen fortging aus Bethanien, und nicht wieder kehrte, da gab es Hungerszeit auf Anna's Kraal. Denn eine Bibel hatte sie nicht, und von ihrem Manne und dessen Brüdern, die nur ungern eine Zeit lang durch Schmelen von ihren Raub- und Plünderungszügen sich hatten abhalten lassen, konnte sie Spott und Lästerung genug hören und selbst die von Schmelen Getauften fielen mit den Heiden bald wieder in das alte wüste Leben zurück. Da blieb der armen Anna denn kein anderer Trost, als der Dornbusch hinter ihrem Kraal. Zu dem ist sie gar oft geflüchtet, und hat dort in der Stille mit ihrem Heiland im Gebet verkehrt, so laut und so innig, daß ihr Volk die Kraft der Gebete recht bald zu spüren bekam.

Als Schmelen 1818 wieder nach Bethanien kam, ließ Annatje ihrem Manne keine Ruhe, bis er mit seiner Horde dicht

an Bethanien heranzog. Da hatte sie denn wieder Weide aus Gottes Wort die Fülle.

Das dauerte aber auch nur kurze Zeit. Eine Jahre lang anhaltende Dürre schoben die feindlichen Hottentotten dem Bruder Schmelen zur Last, so daß dieser (s. o.) 1821, von den Häuptlingen vertrieben, von dannen mußte. Anna konnte um ihres Mannes willen nicht mit ihm ziehen, so wie mancher andere Getaufte, sie mußte mit ihrem Manne in die Wildniß, und blieb 20 Jahre lang ohne alle geistliche Pflege; denn unter Willem's Horde gab es keine Gläubigen; zu den Oorlam's, unter denen gepredigt wurde, konnte sie nicht kommen. Da wurde Anna's helle Flamme zu einem glimmenden Docht.

Im Jahr 1842 ließ sich der Rheinländer Missionar Kundsen, ein Norweger, in Bethanien nieder, und schürte das Feuer wieder an. Zwei Jahr später zog er, als wieder eine Dürre kam, mit seinem Volk höher nach Norden, in die Nähe von Zwartboois Stamm. Da fiel neuer Lebensthau auf Anna's Seele, sie wurde zu lebendiger Buße erneut, und zu einer Diaconissin für ihr Volk feierlich eingesegnet. Von Stund an trieb sie ihr Amt unter den Frauen ihres Stammes mit so viel Eifer, daß sieben Frauen aus Willem's Volk, und darunter ihre eigene Tochter, die heilige Taufe empfingen.

Da hörte Anna 1845, oben im Norden sei Kleinschmidt, Schmelens Schwiegersohn, im Begriff sich zu Annis bei den heißen Quellen nieder zu lassen in einem Felde, wo viel Gras und Wald sei. Ihres Mannes Bruder Kobus, der auch nach der Vergebung der Sünden verlangte, wurde ihr Helfer im Bitten, und beiden gelang es endlich, den Häuptling zu bewegen, daß er mit seinem ganzen Stamm aufbrach, um dort zu wohnen. Sie stellte sich dem Missionar vor, daß sie eine verordnete Diaconissin sei, die natürlich nun, weil der Missionar selbst da sei, ihr Amt in seine Hände zurückzugeben bereit sei. Das nahm der aber natürlich nicht an, sondern gab ihr auf, nun erst recht ihres Volkes Dienerin zu werden, und sein Herz wurde so weit und voll beim Anblick der Vielen, die zum Worte Gottes kamen, daß er die Station „Rehoboth“ nannte, d. h. „Weites Gefilde!“ Denn er sprach: „Nun hat uns der Herr Raum gemacht und uns wachsen lassen.“ —

Der Herr bekannte sich zu dem Worte seiner Zeugen; Kobus war der erste, der sich taufen ließ; er wurde Presbyter mit dem Namen Johannes; und ihm folgten viele aus dem Volk. Was hatte Anna da für Mutterfreuden, als David ihr Erstgeborener confirmirt, und Petrus, Lazarus und Manasse ihre jüngeren Söhne getauft werden konnten, ja als einer der letztern im Caplande zu einem Lehrer seines Volks ausgebildet wurde; —

als ein Dienstknecht ihren alten hundertjährigen Schwiegervater auf dem Rücken zur Taufe tragen konnte. Und wie selig versah Anna ihr Diaconissenamt an Kranken und Gesunden im Volk. Es bildete sich in demselben ein Weiberstand christlicher Frauen und Jungfrauen unter Anna's Pflege aus, vor dem wir allen Respekt haben müssen. Zuletzt im Jahr 1846 hatte sie auch noch die Freude, daß ihr Mann die alte Stumpfheit und Gleichgültigkeit gegen das Evangelium aufgab, und mit dem Namen „Friedrich Wilhelm" getauft wurde. Im Jahr 1847 entstand in Rehoboth eine stattliche Kirche mit Thurm und Glocken, und die Straßen zur Stadt wurden in europäischer Weise abgesteckt.

Da kam das verhängnißvolle Jahr 1848. Es war ein böses Vorspiel, daß der Blitz in den Glockenthurm einschlug und ihn niederwarf; schlimm war das Nachspiel, daß weiße Händler die Saat der Zwietracht und des Aufruhrs bis in die entlegenen Thäler Africa's, und auch bis nach Rehoboth brachten.

Mit diesen Händlern fiel ein Mehlthau auf die Gemeinde. Die Gläubigen wurden schläfrig, der Presbyter Johannes geradezu auffässig; er erklärte, er wolle gegen alles sprechen, was der Lehrer sage. Auch der Häuptling selbst, der wohl nie recht lebendig gewesen war, zeigte sich widerstrebend, und als namentlich nun in dem christlichen Rechtsgrundgesetz, das Kleinschmidt entwarf, für Mord die Todesstrafe gesetzt werden sollte, da waren diese Mörder, an deren Händen das Blut von Hunderten klebte, mit einem Mal so fromm geworden, daß sie erklärten, dergleichen zieme sich wohl für Heiden, aber nicht für Christen; sie ließen dies Gesetz nicht durch. — Bald darauf zog der Presbyter Johann gen Norden und raubte und mordete in alter Weise. Vergeblich war es, daß Kleinschmidt alle Männer, die wieder zum Raub und Mord-Gewerbe zurückkehrten, vom heiligen Abendmahl ausschloß. Sie begehrten aber gar nicht mehr des Sacraments, sie waren wieder Heiden geworden, ärger denn zuvor.

Da gab es für die treue Seele, die Anna, bittere schwere Tage, denn der Heerd des Verderbens war in ihrer eignen Familie. Ihr Sohn David, der frühgetaufte, stand mit an der Spitze; ihr Mann wies Kleinschmidt's Vorstellungen grob zurück, ihre Tochter, die nie in ihrem Leben gut gethan hatte, brachte aus der Fremde die Kunst des Branntweinbrennens zurück, und legte ihre Brennerei dicht bei der Kirche an. Nun kam auch der Saufteufel ins Haus. — Anna's Vorstellungen, die früher doch hier und da noch ein wenig Frucht gebracht hatten, wurden von nun an ganz verachtet, und sie selbst von den Ihrigen aus ihrem Hause gewiesen.

Noch gab es eine Anzahl wohlgesinnter Rathsleute unter dem Stamm. An diese und ihre frommen Weiber wandte sich Anna,

und diesmal noch mit Erfolg. Ihre Vorstellungen vermochten den Häuptling, daß er, wenigstens äußerlich, umkehrte, wieder in die Kirche ging, und das Unwesen der Seinigen strafte.

Aber als der Saufteufel allein mit seinem Zerstörungswerk nicht durchdrang, holte er sich Bundesgenossen. Anna's gottlose Tochter führte die nächtlichen Tänze wieder ein, an welche Unzucht und Ehebruch in scheuslichster Gestalt sich anknüpften.

Anna nahm den Kampf auf: In dringenden Gebeten rang sie mit dem Herrn. Und wirklich gelang es ihr noch einmal mit den christlichen Rathsleuten und mit ihrem eignen Einfluß auf die getauften Weiber dem Verderben einen Damm entgegenzuwerfen. Die Weiber hielten tapferen Widerstand, die Rathsleute jagten die unsauberen Tänzer auseinander. Als aber dann ein Krieg alles in Verwirrung und Aufruhr brachte, wurde Willem wie unsinnig, prügelte die arme Anna, so daß die Rathsleute sie aus seiner Hand retten mußten, trieb dann selbst Ehebruch mit anderen Weibern, und das Häuflein, welches sich um den tapfer ausharrenden Kleinschmidt gesammelt hatte, schmolz von Monat zu Monat zusammen.

Es sollte noch ärger kommen. Willem hatte auf Anrathen seiner Freunde von 1848 seinem Stamme auch eine Constitution gegeben, und der gesetzgebende Rath machte nun Gesetze über Gesetze; unter andern (um das Sündenleben des Häuptlings zu bedecken) auch das Gesetz, daß jeder Mann so viel Weiber nehmen könne, als er wolle. Bei alledem mußte natürlich der Schein gewahrt bleiben, als gehe alles in Zucht und Ehren und Gerechtigkeit zu. Ein Schulgesetz wurde proklamirt, daß alle Kinder fleißig zur Schule und Kirche gehen sollten. Dann wurden die jungen Mädchen vor die nächtlichen Gerichtssitzungen gefordert, und ihnen die Frage vorgelegt: „Willst Du in die Form des Capitäns gießen?" und wenn sie fragten, was das bedeute, wurde ihnen gesagt: „Das wirst Du hernach erfahren." Einstweilen wurden ihnen Tücher als „Pfänder der Liebe" geschenkt, und wenn sie sich weigerten, dieselben anzunehmen, ihre Rücken mit dem Sambock blutig geschlagen.

Auch diesmal noch gelang es dem Br. Kleinschmidt mit dem bessren Theil der Gemeinde, durchzudringen. Denn wo wirklich Vertrauen ist auf die Hülfe Gottes, da sieht eine kleine christliche Minorität nicht auf die Kleinheit ihrer Zahl, sondern sie weiß, ihre Sache ist Christi Sache und behält darum den Sieg. Willem verbot den Richtern, in der angefangenen Weise weiter fortzufahren. Und als diese es trotzdem thaten, redete Kleinschmidt den sauberen Richtern so ins Gewissen, daß sie Gewalt nicht mehr anzuwenden wagten. Doch mußte zur Wahrung der richterlichen Würde allen Frauen und Mädchen in Gegenwart des Häuptlings

eröffnet werden, alles Geschehene sei nach des Häuptlings Willen geschehen.

„Hast Du das gehört?" schrie der eine Richter Annatje an — „Ja; doch ist er nur unser irdischer Capitän, unser König Jesus aber ist mächtiger!" — „Was soll das heißen? Willst Du ihn absetzen?" — „Das kann ich nicht; Gott selbst hat ihn eingesetzt! Aber dem wird er Rechenschaft geben!" —

Bald darauf ging Kleinschmidt auf eine Zeit von Rehoboth fort, um die Leute damit zu strafen, daß er sie allein ließe. Das war nicht weislich ausgedacht. Freilich lief Alt und Jung heulend hinter dem Wagen her; freilich wollte Annatje's Nichte heimlich mit vom Platz ziehen; freilich zog die verstoßene Annatje selbst wirklich fort nach Bethanien. — Aber nun hatten die Feinde das Feld desto sicherer. Annatje's Nichte wurde entdeckt, und mit Prügeln nach Rehoboth zurückgetrieben.

Ja etwas freilich hatte Kleinschmidt's Weggang gewirkt. Die Gläubigen hatten sich zu entschiedenem Widerstande gegen die Macht der Bosheit ermannt, der Häuptling wagte jene abscheulichen Gesetze nicht aufrecht zu halten. Ja man hörte ihn öfters insgeheim ausrufen: „Hätte ich doch nach meinem Lehrer gehört! Hätte ich doch mein Weib noch!" Aber zurückrufen wollte er sie nicht, und nach einiger Zeit machte er zur Durchführung jenes Gesetzes einen neuen Versuch.

Diesmal war es sein eigener Sohn David, der sich von seinen Verirrungen gründlich bekehrt hatte, und der ihm nun widerstand. Ja die Gläubigen traten offen gegen ihn auf: „Wo ist Deine Frau? Hast Du sie erschlagen, so sag', wo liegt sie, daß wir ihr ein ehrlich Begräbniß geben! Oder hast Du sie weggejagt? Sage es uns, daß wir sie holen!" — Er wollte endlich nachgeben und das böse Gesetz widerrufen, nur das eine sollte man ihm lassen, daß er eins jener Mädchen behielt. Als man das nicht gestatten wollte, verstockte er sein Herz und bestand auf seinen Sinn!

Als Annatje endlich nach Rehoboth kam, fand sie den Platz von ihrem Volke verlassen, doch stand Kleinschmidt mit den Frommen des Volks noch in steter Verbindung, und Annatje konnte mit ihm ihren kranken Sohn David, der nach seiner Umkehr Treue hielt bis ans Ende, besuchen.

So irrte Annatje als eine Verstoßene umher. Ihr Mann hat sie nicht wieder annehmen wollen. Sie mußte es noch erleben, daß ihr David im Glauben starb. Auch ihre übrigen Kinder, mit Ausnahme jener verruchten Tochter, haben sich gründlich wieder zum Herrn gewandt. Annatje brachte ihr übriges Leben damit zu, daß sie unter den Oorlamschen christlichen Hottentottengemeinden eine Diaconissin blieb, die in leiblicher und geistlicher Noth

den Bedürftigen zur Hand war, und durch deren Zeugniß mancher Wankende gekräftigt und mancher Schlafende erweckt wurde. Der Herr wirds ihr gedenken, der da gesprochen hat: „Was ihr gethan habt dieser Geringsten Einem in meinem Namen, das habt ihr mir gethan!“ —

Rehoboth aber, welches seine erste Liebe verlassen hatte, wurde 1864 von heidnischen Stämmen überfallen und ausgeleert. Viele seiner Bewohner verloren ihr Leben auf der Flucht; auch der treue Kleinschmidt starb in Folge der durchgemachten Strapazen in demselben Jahre 1864 in Otjimbingue.

---

42. Die Ausbreitung des Evangelii unter den Namaqua.

Schon im Jahr 1832 hatten die Rheinländer Brüder ihr Missionswerk damit begonnen, daß Missionar von Wurmb — der indeß bald entlassen werden mußte — Eben-Ezer am Olifantflusse gründete. Es war dies die nächste Station nach Norden zu von dem oben erwähnten Wupperthal aus. Sie wurde wichtig, nicht so sehr wegen der Menge ihrer Bewohner, als weil sie ein wichtiges Verbindungsglied bildet für den Weg nach Norden.

Im Jahre 1840, als Schmelen's Bitten um neue Missionare seitens der Londoner Gesellschaft unerhört blieben, und als da die Rheinländer in die Lücke traten, wurde ihnen durch Dr. Philipp die gesammte Namaqua-Mission ausdrücklich überlassen. Komaggas (Schmelen) und Steinkopf (wo Wimmer, ein alter Berliner gearbeitet hatte) wurden zunächst besetzt, dann Pella und weiter nach Norden hin Richtersveld; und neuerdings Concordia, und zwischen Komaggas und Steinkopf im Jahre 1866 Spectakel im Klein-Namaqualande. Letztere Stationen sind um der Kupfergräber willen gestiftet, welche auf das sich um sie sammelnde farbige Volk einen üblen Einfluß übten.

So sind unter den etwa 8000 Farbigen im Klein-Namaqualande etwa 1500 Christen, deren geistlicher Zustand den Flüssen des Landes gleicht, welche zur Zeit in Wasserfülle daher brausen, zur Zeit aber ganz trocken zu sein scheinen. Sie nahmen viel Geduld und Glauben in Anspruch.

In Bethanien, dem ersten Arbeitsfelde Schmelens arbeitete seit 1842 Kundsen der Norweger, den Hottentotten ziemlich verwandt durch sein gefühliges Wesen, und gleich bereit, ihnen seine Kaffee- und Zuckervorräthe, wie die Heilsgüter zum Genusse darzubieten. Das zog so gewaltig an, daß binnen kurzem 700 getauft werden konnten, von denen nur Wenige gründlich Buße gethan hatten. Die Folgen blieben nicht aus. Die Leute wurden von dem Genuß der Seligkeit trunken, ehe sie aus Satans Stricken

ernüchtert worden waren. Dann folgten die traurigsten Rückfälle, namentlich auf Bethanien selbst, während auf der Außenstation Guldbrandsdalen, die Kundsen nach seiner norwegischen Heimath benannt hatte, der noch aus Schmelens Zeit stammende National-Presbyter Christof Tibot bessere Ordnung erhielt. Kundsen ging bald nach der Capstadt, um dort seine wohlgelungene Uebersetzung des Evangelii Lucä drucken zu lassen. Dann nach einem Besuch in Europa kehrte er nach Bethanien zurück. Er fand dort bei den Hottentotten nicht, was er suchte, und verließ die Station, dann, namentlich um seiner geisteskranken Frau willen, Africa und den Dienst der Gesellschaft, und ist in Norwegen heimgegangen.

Auf Bethanien arbeitete nach Kundsen Samuel Hahn und dann Kreeft. Die Bewegung setzte sich; es schieden sich die offnen Feinde, unter denen leider auch der Häuptling David Christian war, von den Ernsteren, und es blieb ein Kern übrig, der trotz des üblen Einflusses der Kupfergräber sich treu zu Gottes Wort hält.

Die treuen Guldbrandsdalen, welche sich um der Dürre halber auf ihrem Platz nicht halten konnten, fanden endlich in der Station Bersaba, welcher seit 1851 Krönlein vorsteht, eine Zufluchtsstätte. Dort steht es gut in der Gemeinde, und Krönlein hat 1865 und 1866 das Neue Testament, die Calwer Biblischen Geschichten und den Catechismus in die Namaqua-Sprache übersetzen können.

Hugo Hahn, der 1841 mit Kundsen abgeordnet war, ging mit Kleinschmidt in den hohen Norden, woselbst noch über Rehoboth hinaus Jonker, Christian Africaners Sohn in Windhoek oder Eikhams von den Namaqua gegen die Herero zu Hülfe gerufen, bald nach seines Vaters Tode sich niedergelassen hatten. Derselbe war mitten unter den Heiden vom Glauben bald zurückgefallen; Schmelen hatte ihn 1825 besucht und wieder aufgeweckt, so daß er selbst ein Kirchlein baute und in demselben seinem Volke predigte. Nun nahm er Hugo Hahn mit Freuden auf, wurde frischer in seinem Christenwesen, hielt strenge auf christliche Zucht und Ordnung und schien gänzlich in die Fußstapfen seines alten frommen Vaters treten zu wollen; und Elberfeld — so hatte Hahn die Station genannt, versprach ein helles Licht für die ganze nördliche Namaqua-Bevölkerung zu werden.

Da trat an Jonker eine große Versuchung. Die übrigen in Warmbad zurückgebliebenen Mitglieder der Africaner-Familie, knüpften mit Jonker Unterhandlungen an; sie wollten alle zu ihm ziehen und sich unter seine Herrschaft stellen, wenn sie ihren bisherigen (methodistischen) Lehrer mitbringen dürften. Jonker entließ die Rheinländer, die 1844 zu den nahebei wohnenden Herero

zogen und sein um ein Bedeutendes vermehrter Stamm blieb nicht in der Einfalt des Evangelii. Jonker selbst, nachdem er der Pflege der nüchternen Rheinländer entbehrte, verfiel in Trunksucht, Unzucht und Mord, sein Leben wurde mit Kriegs- und Raubunternehmungen gegen die Herero erfüllt. Oft war er so unsinnig in seiner Wuth, daß er auf jeden schoß, dem er begegnete. Er ging selbst so weit, daß er die Station Okahantja (Schmelens Verwachting) zerstörte. — In den letzten sechs Jahren seines Lebens duldete er ab und zu einen Besuch der Missionare und ihre Gottesdienste auf seiner Werft. Zu seinem Sterbebette rief er den Missionar Kleinschmidt, um Trost zu finden. Derselbe fand aber so wenig Spuren wahrer Buße bei ihm, daß er ihn weder absolviren, noch ihm das heilige Abendmahl darreichen konnte. So starb er im August 1861. —

Der erste Beter aus den Namaqua's Amraal Lamberts hat dagegen seine Treue gehalten bis in den Tod. Er zog nach Nordosten zu bis an die Grenze der Kallaharri-Wüste. Auf seinen Platz Nausannabis zog 1843 ein wesleyanischer Missionar, der der Station den Namen Wesleyvale gab. Er verließ den Platz in den Kriegsunruhen, und die Wesleyaner überließen die Station den Rheinländern im Jahr 1855. Unter der gemeinsamen Arbeit des Häuptlings und des Missionars blühte die Station, ähnlich wie Bersaba lieblich und frisch, wurde indeß schon im folgenden Jahre etwas nördlicher nach Gobabis verlegt.

Als der alte treue Häuptling 1864 gestorben war, durchbrachen die wilden Wasser, die lange aufgestaut waren, den Damm, die Wanderlust der Heiden nach dem Ngami-See, dem Magnet aller Hottentotten, erwachte, der Widerspruch gegen das Wort Gottes steigerte sich zu dem Maße, daß der Missionar Weber und der Colonist Krapohl, auf welchen mehrmals geschossen worden war, die Station wieder verlassen haben.

Die sechziger Jahre haben überhaupt viel Kriegsnoth und Ungestüm, und in Folge davon viel Unbeständigkeit in die nördlichen Stationen des Namaqualandes gebracht. Die Capitäne Jan Jonker (Jonker Africaners Sohn) und Hendrik Zes (Ses) stellten sich an die Spitze eines Bündnisses mehrerer Stämme, deren Zweck nichts geringeres war, als die Ausrottung des Evangelii aus dem Lande. Die Station Rehoboth, so wie die zwischen Bersaba und Hoachannas 1863 gegründete Station Gibeon haben sie zerstört. Das unter dem Volk des Häuptlings Oasib 1853 gestiftete Hoachannas hat durch schwere Bedrängnisse gehen müssen, bis es, nachdem Oasib sich an Ses angeschlossen hat, ebenso wie das erst 1864 gegründete Salem im Jahr 1865 von seinen Missionaren verlassen ist.

Der Herr ist indeß mit den Seinen auf dem Plan gewesen.

Die treuen Rheinländer Brüder haben fast ohne Ausnahme tapfer auf ihrem Posten Stand gehalten und viel Durchhülfe und Rettung von der gnädigen Hand des Herrn empfangen. Bethanien und Bersaba, so scharf sie bedroht waren, sind erhalten worden. Ein versuchter Ueberfall gegen die Herero ist mit einer fast vollständigen Niederlage der Raub-Mörder zurückgeschlagen, Hendrik Ses, der Haupt-Mörder fiel im September 1865 im Kampf gegen die Damra bei Windhoek. Also haben die Wetter fast ausgetobt, und wir gönnen es den theuern Rheinländern von Herzen, daß sie die Erfüllung des Verses erleben werden: „Das weiß ich fürwahr und lasse mir's nicht aus dem Sinne geh'n: Christenkreuz hat seine Maße und muß endlich stille steh'n. Wenn der Winter ausgeschneiet, tritt der schöne Sommer ein; also wird auch nach der Pein, wer's erwarten kann, erfreuet. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit!"

43. Die Mission unter den Damra und Ova-Herero.

Mitten in die nördlich wohnenden Hottentotten, namentlich in die Stämme der Bergdamra und nördlich von ihnen hat sich wie ein Keil ein versprengter Stamm des Betschuanenvolks hineingeschoben, die Ova-Herero, Männer von schönem Wuchs und Gestalt, zum Theil fast europäischer Gesichtsbildung, Verehrer ihrer Rinderheerden, wie alle Kaffern, deren National-Sitten und National-Fehler und National-Gepräge sie überhaupt in vielen Einzelzügen zeigen.

Die blutigen Fehden, welche sie, von Norden herabstrebend, mit den von Süden hinaufdringenden Namaqua hatten, fanden in der Christnacht 1842 durch einen mit Jonker Africaner geschlossenen Frieden ihren Abschluß, und es kamen von der Zeit an öfters Leute aus jenem Volk nach Jonker's Platz. So entspannen sich Beziehungen zwischen ihnen und den Missionaren, welche verschiedene Besuche der Letzteren unter ihnen, und seit 1844 deren dauernde Niederlassung unter ihnen zur Folge hatten.

Der erste Platz, den Hugo Hahn mit Kleinschmidt besetzte, hieß im Munde der Eingeborenen Okahantje, die Missionare nannten ihn Schmelens Verwachting. Als die dortige Quelle versiegte, wandten sich die Brüder zwei Tagereisen südwestlich und gründeten am Nordrande des Zwachaup die Station Otjikango oder Neu-Barmen. Von den Brüdern Rath und Scheppmann, die ihnen bald zur Hülfe gesandt wurden, gründete letzterer die Station Scheppmannsdorf an der Wallfischbai, um einen Verkehrsweg des Binnenlandes mit dem Meere zu eröffnen.

Hahn und Rath hatten unter den Herero inzwischen schwere

Tage durchzumachen. Die Sprache, welche von dem Hottentottischen durchaus abweicht, mußte von den Elementen aus neu erlernt werden, oft trat bitterer Mangel an Lebensmitteln ein. Dazu kam, daß Jonker Africaner den Damrafrieden brach und mordend und sengend die Gegend durchzog. Dennoch konnten die Brüder 15 Meilen westwärts von Schwachaub die neue Station Otjimbingue als Verbindungsglied zwischen Otschikango (Neubarmen) und Scheppmannsdorf errichten, und wenn auch nur auf kurze Zeit Okahantja wieder besetzen.

Aber während Neu-Barmen von Jahr zu Jahr bedeutender wurde als Handelsplatz für jene Stämme, während die Küsten und die ihr nahe liegenden Gebirge mit europäischen Kupfergräbern sich belebte, blieb der geistliche Erfolg lange aus. Nachdem ein Mädchen, das Hugo Hahn längere Zeit in seinem Hause erzogen hatte, Jahre lang die einzige Getaufte geblieben war, konnte erst 1859 eine größere Zahl von Taufen auf Otschikango geschehen. Der Krieg mit seinen Unruhen, die durch die örtlichen Verhältnisse unvermeidliche öftere Abwesenheit der Missionare und die natürliche Herzenshärtigkeit der Herero ließen einen größeren Erfolg bis dahin vergeblich hoffen.

Endlich ermannten sich die Herero zu energischem Widerstande gegen die Namaqua und begannen sich zu fühlen. Seitdem sie Jonker's und Ses's Angriffe blutig zurückgewiesen haben, geht es mit dem Landbau und Häuserbau gut vorwärts. Auch die Gottesdienste werden gut besucht, und da Hugo Hahn 1863 von seiner Reise in die Heimath neue Arbeiter in dieses Feld mitgebracht hat, wird die Mission daselbst jetzt energisch betrieben. Zu einer Anzahl Getaufter gesellt sich eine größere Zahl Catechumenen, bei deren Unterweisung ein frommer Namaqua, Daniel Clöhe, der seit 1844 erprobt ist, den Brüdern gute Hülfe leistet.

Vielleicht bereitet sich der Herr unter den Herero im Westen ähnlich wie unter den Bassuto im Osten seine Vorposten, um von dort aus seines Reiches Kämpfe und Siege in die bis jetzt noch nicht in Angriff genommenen nördlicher wohnenden Stämme bis zum Zambesi und zum Aequator, bis in die Negerrace hinein zu tragen. Die nördlich von den Herero wohnenden Ovambo sind bereits im Jahre 1857 von den Brüdern Rath und H. Hahn zum Behuf der Recognoscirung besucht worden, und es scheint fast, als ob sie bereits Negerblut wären. Die Reise war gefährlich, und nur durch die Entschlossenheit des englischen Reisenden Green, der die Expedition begleitete, entgingen die Brüder dem drohenden Tode. Dort also ist noch ein weites offenes Feld, in welches der Herr, wenn seine Zeit gekommen ist, als König Einzug halten wird.

E. Aus der Kaffermission.

44. Die Gonaquamission.

Die Gonaqua haben wir oben als ein Bastartvolk von Hottentotten und Kaffern kennen gelernt, und zwar nach derjenigen Abtheilung, welche überwiegend hottentottisch war, und die Grenzgebiete von St. Albany bis an den Fischfluß besetzte. Jenseits des Fischflusses wohnte derjenige Theil dieses Stammes, in welchem das Kafferblut das Uebergewicht behalten hat. Sie hießen die Amagonukwebe. Das hottentottische Geblüt unter ihnen war aber so sehr ein verschwindender Faktor, daß schon heute die Nachkommen derselben sich kaum noch von den Ghika und anderen reinen Xosa-Stämmen unterscheiden. Die vornehmsten Häuptlinge der Amagonukwebe waren im ersten Quartal unseres Jahrhunderts Jan Tsatsoe, (Tschatschu), ein Schüler von van der Kemp, Willem Kama und Pato, welche alle drei noch heute leben. Außer ihnen aber waren noch eine Reihe kleinerer Häuptlinge, und der stammverwandte mächtige König Ghika dem Evangelio durchaus freundlich und geneigt.

Nachdem nun König Ghika nach dem Kafferkriege von 1829 ausdrücklich unter die Friedensbedingungen den einen Punkt aufgenommen hatte, daß ihm auch ein Missionar für sein Volk gegeben werden möchte, und nachdem in Folge dessen die Glasgower Gesellschaft ihre erste Station Chumie durch den Missionar Thomson unweit des Kraals von Ghika im Jahr 1820 eröffnet hatte, begann ein reges frisches Missionsleben in diesem Theil des Kaffervolks, der bereits durch Untsikana's Gedichte und Predigten, so wie durch die Vorträge eines bekehrten Hottentotten Links, den sie als einen Propheten achteten, so wie früher durch die Thätigkeit von van der Kemp und Williams aus dem ersten Schlafe geweckt worden war.

Willem Kama und Jan Tsatsoe, die beiden hervorragendsten Gonaqua-Häuptlinge, stellten sich selbst in den Dienst der Missionare, und da seit der Colonisation des Distrikts Albany auch die wesleyanischen Missionare in das Kaffern-Arbeitsfeld eingetreten waren, so schieden sich beide Häuptlinge friedlich also, daß die Wesleyaner (seit 1823) in dem Gebiet des Kama die Station Wesleyville (und außerdem unter den Chlambe Mount Coke) anlegten, während die Londoner Gesellschaft in dem Gebiet von Jan Tsatsoe 1826 zwei Stationen besetzte. Dieselben waren Tsatsoe's Kraal (jetzt Kingwilliamstown), gegründet durch den schottischen Missionar Brownlee, und Knappshope an der Kaiskamma, gegründet durch unseren deutschen Landsmann Kayser, der in dem

Namen der Station seinem vielgeliebten Lehrer, dem alten Professor Knapp aus Halle, ein Ehrengedächtniß stiften wollte. Indeß wurde das Ganze der Missionsarbeit damals als ein Einiges angesehen, und die Missionare wie die getauften Kaffern standen im engsten und herzlichsten Verkehr unter einander.

Ueber den Anfang der wesleyanischen Arbeit unter den Kaffern giebt Missionar Shaw folgenden schönen Bericht:

„Ich traf mitten in der Wüste einen Häuptling, gerade bevor wir über den großen Fluß setzten; nach einiger Unterhaltung willigten wir ein, in sein Dorf zu gehen. Nach Besiegung fast unüberwindlich scheinender Hindernisse kamen wir in seinem Kraal an, wo die Leute zu uns in ihrer Sprache sagten: „Wir sind froh, euch in diesem Lande zu sehen; ihr seid herzlich willkommen hier." Den nächsten Tag wurde eine Versammlung gehalten, behufs einer öffentlichen Erklärung, daß sie das Evangelium annähmen; diese Zusammenkunft begannen wir mit Gebet und Flehen zu Gott, und nachdem dies geschehen war, legten wir ihnen die Frage vor: „Seid ihr willig, das Evangelium anzunehmen? Habt ihr Lust, dies große Gut zu empfangen?" Einige antworteten sogleich in ihrer Sprache, andere schrieen auf Holländisch: „Ja, wir wollen es;" und dies verbreitete sich selbst bis auf die Kinder, welche riefen: „Ich will es annehmen!" Dies fachte in unsern Herzen die kleine Flamme des Missions-Feuers wiederum etwas an. Wir begannen darauf ein Haus zu bauen, Gärten anzulegen und das Feld zu pflügen; bald trieb ich das, bald jenes Handwerk; aber jeden Abend hatten wir Gottesdienst, und es gefiel Gott bald, sein Wort an vieler Herzen aus dem Volke zu segnen. Viele fingen an zu fragen, was sie thun müßten, um selig zu werden; wurden wahrhaft überzeugt von ihrer Sünde, und selig gemacht durch die Gewißheit der göttlichen Gnade. Sie fingen an, das Evangelium lieb zu gewinnen, und erklärten, wenn sie auch beinahe verhungern müßten, so wollten sie doch lieber hier wohnen bleiben, wo das Evangelium gepredigt würde, als in irgend einer Gegend sein ohne dasselbe. Ihre Ansichten und ihre Lebensgewohnheiten wurden durch das Evangelium umgewandelt, so daß sie, statt des umherschweifenden Lebens, nun feste Wohnsitze erwählt haben; statt von Ameisen und Wurzeln zu leben, besitzen sie nun Gärten, die reichlich Früchte bringen, ihre Kornfelder umgeben sie nun ringsum, sie haben einen Platz, wo sie selbst das Evangelium hören, und einen, wo ihre Kinder die heilige Schrift können lesen lernen. „Wenn ich die Glocke da läuten höre," sagte ein Eingeborner, „so kommt es mir wie Gottes Stimme vor; wenn ich auf dem Berge bin, und die Glocke ruft mich zum Gottesdienst, so denke ich, Gott ruft mich." Ich hoffe, die Zeit wird niemals kommen, wo die Glocke schweigen wird. — Sie wa-

ren eine gesetzlose Horde; nun wählen sie sich jährlich ihre Anführer, 2 Richter und 6 Räthe. Ein Gesetz befiehlt, daß alle Kinder so lange die Schule besuchen sollen, bis sie die heilige Schrift lesen können; damit dies geschehen könne, haben wir Gemein-Hirten oder Wächter über das Vieh gesetzt. Einige nun hatten einmal dennoch ihre Kinder, statt in die Schule, zu dem Vieh geschickt. Bei einer allgemeinen Versammlung war viel Lärm über diese Uebertretung des Gesetzes; da stand einer der Richter auf, und sprach folgendermaßen: „Brüder, hört mich! Ich kenne euch sehr wohl; ihr seid oft taub und wollt nicht hören; manchmal hört ihr nur mit Einem Ohr; aber jetzt macht sie einmal beide auf, und hört, was ich euch sagen werde. Wie groß sind unsre Vorzüge! Was hat das Evangelium für uns gethan! Was wußtet ihr von Gärten, ehe ihr das Evangelium hattet? Was wußtet ihr von Kornfeldern? Was wußtet ihr von Brod, ehe ihr das Evangelium hörtet? Was wußtet ihr von dem Wege zur Seligkeit? Was wußten eure Kinder davon? Nichts wußtet ihr, gar nichts. Unsre Lehrer haben uns Dinge erzählt, von denen wir nie zuvor gehört hatten; sie haben uns Gesetze gemacht und in ein Buch geschrieben; und ihr könnt sie vorlesen hören, wenn es euch gefällt. Eins von diesen Gesetzen ist, daß alle Kinder in die Schule gehen sollen, bis sie die heilige Schrift lesen können; statt dessen schickt ihr sie aber nach dem Vieh, wie ihr früher thatet. Das ist nicht gut; wir müssen nun nicht mehr leben, wie in früherer Zeit. Wenn wir es thun, dann wird Gott mit Recht das Licht uns wegnehmen; er wird uns das Evangelium wegnehmen, und wird es zu andern schicken, und wir müssen dann ohne Evangelium sein! Wie? Ohne Evangelium sollen wir wieder sein? Brüder, hört mich! Ich rede einfältig und gerade heraus, und wünsche, daß ihr alle es verstehet und empfindet. Ohne das Evangelium sollen wir wieder sein? Ich für mein Theil möchte lieber, daß mir eine Kugel durch den Kopf gejagt würde, als daß eine Zeit kommen sollte, wo wir wieder ohne Evangelium wären!" Diese Rede that die erwünschte Wirkung auf die Zuhörer, ihre Kinder wurden in die Schule geschickt, sie lernten lesen, und es giebt nun in dem Lande schon Hunderte, die das Wort Gottes lesen können. Einer der Eingebornen sagte einmal nach Anhörung einer Predigt: „Wenn ich am Strande stehe, und sehe die großen Wellen sich erheben, und höre sie an den Felsen sich brechen, und wenn ich den folgenden Tag komme, und sehe, daß alles still und ruhig ist, und die Sonne scheint über dem Meer, dann denke ich: Wie groß muß der sein, der dies große, mächtige Wasser erschaffen hat! Und wenn ich die Berge in der Wüste einen über dem andern aufsteigen sehe, dann denke ich: Wie groß muß der Gott sein, der sie gemacht hat! Und es

ist mir dann, als hörte ich eine Stimme, die mir sagt: Geh' hin und bete zu ihm! Geh' hin, rufe ihn an, der die Berge, das Meer und die Wasserquellen erschaffen!" So sagt es ihnen nun, nachdem sie das Evangelium haben verkündigen hören, Ein Tag sagt's dem andern, Eine Nacht verkündet's der andern; denn nun erzählen ihnen die Himmel die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget ihnen seiner Hände Werk, was früher sie vergebens thaten."

Am 13. Juni 1828 hielten die Wesleyaner die erste öffentliche Schulprüfung mit etwa 60 Schulkindern. Die Häuptlinge Pato, Kama und Kongo waren zugegen, und außer ihnen eine große Anzahl Eingeborner. Als die Häuptlinge ihre eigenen Kinder die Bibelstellen hersagen hörten, wurden sie davon ganz ergriffen. Kama sagte: „Die Kinder haben es gut gemacht, ich habe mich gefreut, sie zu hören. Wir müssen alle dies große Wort lernen, und es ist recht, daß die Kinder es lesen lernen." Dann wandte sich Kongo zu den Kindern und sprach: „Kinder,



Kaffernhäuptlinge.

lernt; lernt recht schnell; schämt euch nicht; es ist eine große Sache, lesen und schreiben zu können. Wir alten Leute, eure Väter, möchten gern noch lernen, aber wir sind stumpf; darum sage ich, Kinder, lernt, daß wir von euch die gute Botschaft Gottes hören mögen." Darauf beschloß Pato die Feier in der echten Kafferweise, indem er sagte: „Inkos, Inkos! (Dank, Dank!) Ich danke euch, daß ihr zu mir und meinen Leuten gekommen seid; wir saßen in Finsterniß, aber nun sehe ich, daß das Licht unter uns ist. Fahret nur fort zu lehren, obwohl wir ein schlimmes Volk sind; ein Volk, das keine Ohren hat. Kinder, ihr müsset lernen; weder das Stillesitzen, noch sonst etwas muß euch abschrecken."

Kama war von dem, was er gehört und gesehen hatte, so überrascht und überwältigt, daß er sich freiwillig erbot, zu der in diesem Jahre unter den Tambuki zu eröffnenden Mission einen Theil der Kosten zu tragen.

Am 21. März 1832 wurde das erste Missionsfest im Kafferlande gefeiert, zu welchem sich außer den Missionaren Shaw, Palmer und Agliff auch der Oberstlieutenant Somerset und Pastor Carlisle aus Grahamstown einfanden. Es mußte, da über 1000 Kaffern gekommen waren, unter freiem Himmel gefeiert werden, und die Häuptlinge Pato, Kye, Kama, Kobus, Kongo, Gasana, Umpethlo, Eno und Abana hielten Ansprachen, um die seligen Veränderungen zu preisen, die das Evangelium gebracht habe. Kama schloß die Feier mit einem feurigen Gebet in der Muttersprache, an dem die ganze Menge knieend sich betheiligte.

Im Juli desselben Jahres kam Missionar Young zu dem alten Häuptling Gwasten, der sofort seine Leute zusammenrufen ließ, damit sie das Wort Gottes hörten. Nachher dankte Gwasten mit den Worten: „Schaut her auf alle diese Kinder; sie haben keinen Lehrer im Worte Gottes; sie wachsen auf wie wir und lernen unsere Sünden; aber wenn wir eine Schule hätten, könnten sie lesen lernen und Gottes Wort verstehen, und vielleicht würden auch wir alten Leute noch vor unserem Tode bekehrt. Wir können nicht nach Wesleyville kommen, denn es ist zu weit, und ihr könnt nicht so oft zu uns kommen. Wir verlangen jetzt wahrlich nach dem Worte Gottes; o sagt den Leuten in England, daß sie uns helfen!"

Der alte Mann hatte vor kurzem eine seiner Tochter fortgeschickt, daß sie die Frau eines schon verheiratheten Mannes werde. Sie weigerte sich; und als man sie mit Gewalt zwang, fand man unterwegs eine Schlange, die tödtete man, — bald darauf eine zweite, die wurde auch getödtet; ebenso eine dritte. Das Mädchen aber wurde vor Furcht fast ohnmächtig, und als sie den Mann nicht in seinem Hause antrafen, kehrte sie um, und verfiel, nach

Hause zurückgekehrt, in eine schwere Krankheit. Die Aerzte wurden gerufen, sie aber antwortete lauter Dinge, die jene nicht verstanden, so daß man beschloß, sie nach Wesleyville zu schicken. Dort ergab es sich, daß sie, durch eine Predigt erweckt, nach Vergebung der Sünden suchte, und die hat sie denn durch Gottes Barmherzigkeit auch gefunden.

Im October desselben Jahres kamen mehrere Hundert Kaffern zu Pato's Platz, um bei der Hochzeit seines Bruders zu tanzen. Willem Kama eilte herbei, es zu verhindern, aber alle Ermahnungen waren vergeblich. Ein junger, besonders hartnäckiger Häuptling aber, der der Warnungen spottete, fiel todt nieder. Großer Schreck ergriff die Tänzer, man wandte alle Zauberkünste an, ihn wieder zu beleben, aber er blieb todt; so daß alle Heiden einen mächtigen Eindruck bekamen.

In Mount Coke wurde ein achtjähriger Kaffernknabe in der Predigt so heftig ergriffen, daß er die ganze Predigt hindurch weinte und seufzte, — wie denn überhaupt dieses Weinen und Seufzen der Wesleyaner sich auch leicht auf die Heiden ansteckend übertrug, und dadurch wirklich die harte Rinde manches Kaffernherzens brach.

Im October 1833 erließen die drei Häuptlinge Pato, Kama und Congo folgende Proklamation an ihr Volk:

„Wir haben uns heute zu Wesleystadt versammelt und in dem Beschlusse vereinigt, folgende Verordnung als allgemeines Landesgesetz zu verkündigen, daß nämlich von dem heutigen Tage an unser ganzes Volk den Tag des Herrn heilig halte und an diesem Tage sich aller und jeder Arbeit, welche nicht durchaus nöthig ist, enthalten solle. Wir, die Häuptlinge, verordnen ferner, daß an diesem Tage keine gerichtlichen Verhandlungen, keine öffentlichen Geschäfte, so wie keine Tänze in unsern Dörfern stattfinden dürfen. Ebenso ist alles Kaufen und Verkaufen, jeder Handel mit Häuten, Hörnern, Elfenbein, Vieh und andern Artikeln durchaus verboten, die Lebensmittel ausgenommen, welche die Reisenden bedürfen. Wir empfehlen daher unserm Volke, daß sie die Gottesdienste dieses Tages allgemein und fleißig besuchen und inbrünstig beten, daß Gottes Segen über unser Land kommen möge. Wer nun von unsern Unterthanen oder den Fremdlingen im Lande dieses Gebot der Häuptlinge überschreitet, soll für das erste Mal mit einem Stück Vieh, das zweite Mal mit zwei Stück, das dritte Mal mit drei Stück Vieh bestraft werden, wobei wir uns die Anordnung weiterer Strafen vorbehalten. Auf Verordnung der Häuptlinge Pato, Kama und Cango. Nachschrift: Ebenso ist alles Jagen am Sonntage in unserm Lande auf's Strengste verboten."

Die Londoner Missionare nahmen im Jahre 1836 den Jan

Tsatsu nebst den Hottentotten Andries Stoffels mit nach London, woselbst sie auf dem großen Missionsfest durch ihre ernsten und kräftigen Ansprachen das allgemeine Aufsehen erregten. Andries Stoffels sprach:

„Anfangs waren wir überrascht von den Wahrheiten der Bibel, aber bald zauberte sie uns hervor aus unsern Höhlen und herab von den Spitzen unserer Berge. Sie zwang uns, unsere alten Gewohnheiten fahren zu lassen und die Gesellschaft gebildeter Menschen zu suchen. Jetzt sind wir selbst zahm geworden; wir wissen, daß ein Gott ist, und daß wir ihm Rechenschaft schuldig sind. Ich war bei den Missionaren, als sie die Bibel zu den Buschmännern brachten, und sah, wie diese Wilden, als das Wort Gottes bei ihnen erschallte, ihre Bogen und Pfeile wegwarfen. Ich begleitete die Bibel zu den Kaffern, und als sie sprach, legte der Kaffer sein Schild und seine eitlen Gebräuche ab. Ich kam zugleich mit der Bibel nach Lattaku, und die Betschuanen ließen von ihren bösen Werken, warfen ihre Assagais (Spieße) fort, und wurden Kinder Gottes. Der einzige Weg, den Menschen mit dem Menschen zu versöhnen, ist, ihn die Wahrheiten der Bibel zu lehren. Die Bibel ist das Licht, wo sie hinkommt, erleuchtet sie die Herzen der Menschen, wo sie nicht hinkommt, tödtet ein jeder nach Belieben und ohne Reue seinen Nächsten."

Es ging wie ein Frühlingswehen durch die Kaffer-Nation.

---

45. Die Ausdehnung der Mission unter die Ghika, Chlambe und Tambuki.

Das Feuer, das durch die Gonaqua in das Kaffernvolk hineingebracht worden war, zündete auch in den anderen Stämmen. Mount Coke (seit 1825), die Wesleyanerstation, war für das Chlambe-Volk eröffnet; Chumie, die Station der Schotten, für König Ghika, der, nachdem er zuerst durch van der Kemp angeregt worden war, den Stachel nicht wieder los werden konnte. Die Schotten in Chumie, zu denen sich die 150 Bekehrten des Untsikana gesammelt hatten, dehnten ihre Zeltpflöcke weiter aus und stifteten Lovedale, ebenfalls in Ghika's Gebiet, woselbst Missionar Bennie eine kleine Druckerei einrichtete, so daß das Vater Unser, und die 10 Gebote, und einige kleine Gebete bereits den Kaffern mitgegeben werden konnten. Die Wesleyaner gingen noch tiefer in das Heidenland zu den Galeka, deren König Hinza, nachdem er zuerst weniger freundlich sich gezeigt hatte, nicht blos (1827) die Anlegung der Station Butterworth gestattete, sondern auch die Missionare in seine Familie adoptirte und die Mission

zum Haupte von seines Vaters Hause erklärte. Er sandte einen seiner Brüder und einige große Räthe an die Missionare mit der Botschaft: „Hinza schickt euch diese Leute, damit ihr sie kennen möget! Sie sind jetzt eure Freunde, denn heute nimmt euch Hinza in dasselbe Haus mit ihnen auf, er erklärt die Mission für das Haupt dieses Hauses. Wenn einer euch Unrecht thut, so wendet euch an sie zur Genugthuung, wenn ihr etwas nöthig habt, dann wendet euch an sie zur Unterstützung." Ein fetter Ochse begleitete dies Wort, dazu die Botschaft: „Da ist ein Stück Brod aus dem Hause des Kanta (Hinza's Vater)."

Dadurch erhielten die Missionare das Recht, an den großen Rathsversammlungen Theil zu nehmen, und alle christlichen Gebräuche als Gesetze vorzuschlagen, von welchem Rechte sie selbstverständlich einen nur sehr vorsichtigen Gebrauch machten. Was für einen Einfluß die Mission auf ihn übte, das zeigte er 1829, wo das französische Schiff l'Ecole an seiner Küste strandete. Der König eilte sofort an das Ufer, und traf Sorge, daß den Gestrandeten an Leben und Eigenthum kein Leid geschah. Der König Hinza hat aber bei alledem die Mission nur zur Hebung seines Ansehens benutzen wollen. Er war ein Heuchler und Betrüger, ist hernach eines elenden Todes gestorben. Er hatte sich an einem Kafferkriege als Hauptanstifter betheiligt, und am 29. April 1835, nachdem er besiegt war, einen Vertrag abgeschlossen, wonach er 50,000 Haupt Rindvieh und 1000 Pferde abzuliefern versprach. Als er am 12. Mai die erste Rate überweisen sollte, zeigte er, daß er mit Betrug umging und wurde, da er zu entfliehen versuchte, von den nachsetzenden englischen Soldaten erschossen.

Sein Sohn Chrili, der von den Engländern als Nachfolger anerkannt wurde, begehrte sofort die Rückkehr der Missionare. Er sandte ihnen eine Botschaft des Inhalts: „Warum werfet ihr mich weg, warum verlaßt ihr mich zur Zeit der Noth? Kehret zurück und vergesset das Vergangene. Wir alle haben das Betragen meines Vaters Hinza gegen euch gemißbilligt. Wir alle wußten, daß er euch Unrecht that; aber weil er der König war, so fürchteten wir zu sprechen, denn er hätte uns getödtet. Hinza ist jetzt todt; er starb durch seine eigene Thorheit. Es ist wahr, euer Wohnort ist abgebrannt, aber ihr könnt andere Häuser machen. Das haben ein Paar schlechte Leute gethan und die Flamme in das Dach eurer Hütte geworfen; aber kommt zurück und fordert von uns die Leute. Als ich ein Knabe war, waret ihr bei mir und thatet freundlich gegen mich; jetzt da ich allein bin, müßt ihr zurückkehren zu mir und mein Vater sein und mir helfen das Wort behalten, das ihr mir verkündigt habt."

Von Butterworth aus zündete das Feuer weiter unter den

nördlicher nach Natal zu wohnenden Tambuki-Kaffern, zu denen Missionar Schrewsburg 1827 eine Reise unternahm. Er traf den Häuptling Dapa (der Sohn eines Kafferhäuptlings und einer Engländerin, die durch Strandung eines Schiffes dorthin gekommen war) so bereitwillig, einen Missionar aufzunehmen, daß derselbe sofort ausrief: „Laß ihn nur geschwind kommen, wir wollen alles thun, was er uns sagen wird. Das ganze Land steht ihm offen, er mag wohnen, wo er will!“ So konnte 1828 Missionar Sheſtone die Station Morley in dem Gebiet Dapa's eröffnen.

Nicht weit von Dapa wohnte Faku, der Amapondo-Fürst. Als zu diesem die Missionare vordrangen, suchte er zunächst ausweichende Reden, aber seine Geheimen Räthe fielen ihm in's Wort und bezeugten, daß sie alle wünschten, Missionare zu haben. Ein alter Mann sagte: „Die Nachricht, die ihr uns heute gebracht habt, ist gut; sie ist süß; sie ist wie Zuckerrohr. Eilet und lasset einen Missionar herkommen. Ihr redet vom Frieden; das ist recht; wir sind des Krieges müde; müde, auf Raub auszugehen, wie die reißenden Thiere; müde, gehetzt zu werden, wie das Wild!“ Endlich antwortete Faku, als er gedrängt wurde, nun seine Meinung frei heraus zu sagen: „Ich bin nur ein Kind; ich kann nur sagen, was meine großen Leute sagen!“

Zu den Tambuki oder Amatembu kam das Evangelium um dieselbe Zeit (1827) von Enon aus durch die Boten der Brüdergemeinde. Der Häuptling Bauana stimmte um so fröhlicher ein, weil er in der Gegenwart der Missionare eine Sicherung seines Landbesitzes am Klipplaat-Flusse zu besitzen glaubte. Die Brüder Lemmerz und Hofmann hatten in Silo (so nannten sie den Ort) einen schweren Anfang. Bauana wurde durch seine Vielweiberei vom Evangelio zurückgehalten, die räuberischen Fetkannah beunruhigten den Ort, und nöthigten die Missionare sogar, mit Lebensgefahr und mit Verlust ihrer Habe, zeitweilig sich zurückzuziehen in den nächstgelegenen Militärposten Claas Schmitts-Revier. Hier war es, wo Heinrich Benker, ein bekehrter Hottentott, dem Bruder Lemmerz auf die Frage, ob er nach dem erlittenen Schaden wohl noch einmal nach Silo zurückzukehren die Freudigkeit habe, antwortete: „Ja, das nicht allein, sondern ich hoffe auch noch einmal behülflich zu sein, den Fetkannah selbst das Evangelium zu bringen!“

Als sie zurückkehrten, hatte Bauana den Platz verlassen, aber eine Anzahl seiner Leute war zurückgeblieben, und am 23. August 1828 konnte das kleine von rohem Weidenholz und Rinde und Lehm erbaute Kirchlein von 62 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, so wie ein ähnliches ohne Hülfe von Zimmermann, Tischler und Maurer gebautes Wohnhaus in Gebrauch genommen werden.

Die Zahl der Getauften wuchs hier nach und nach bis zu 800 Seelen an. Auch König Ghika zeigte sich dem Evangelio bis an sein Ende so befreundet, daß er an dem allgemeinen Kaffernaufstande Theil zu nehmen, sich lange sträubte. Unser Superintendent Pehmöller fand 1838 in der (schottischen) Station Burnshill einen Sohn Ghika's, welcher ohne Anstoß in der holländischen Bibel las, alle an ihn in Bezug auf das Gelesene gethanen Fragen richtig und gut beantwortete, sich in der heiligen Schrift wohl bewandert erwies, und eine gute Handschrift schrieb. In der Buchdruckerei des Methodisten-Missionars Shaw in Grahamstown arbeitete 1837 ein Kaffer als Setzer. Die Brüder hatten bereits eine Kaffer-Grammatik von Boyce gedruckt, dazu die vier Evangelien, den Brief Jacobi und den ersten Brief Johannis, den Propheten Jesaias, die Psalmen, einen Catechismus nebst Liturgie und Gesangbuch, und eine monatlich erscheinende Zeitschrift, alles in Kaffersprache. So schien der Tag mit Macht herein zu brechen, wo die Sonne des Evangelii das ganze Volk der Kaffern mit ihrem Glanze bescheinen sollte. — Allein auch der Feind war auf dem Plan, der seine Festung nicht so leichten Kaufes aufzugeben pflegt. Das Mittel, dessen er sich zur gänzlichen Verwüstung der jung aufsprießenden Saat bediente, waren die wiederholten

46. Kafferkriege.

Als die Engländer 1806 definitiv in den Besitz der Cap-Colonie gelangten, trafen sie am Fischflusse mit einem mächtigen Volke zusammen, welches bis dahin den Buschmann und Hottentotten eben so unaufhaltsam nach Süden vor sich her gedrängt hatte, als der Colonist nach Norden emporstrebte. Es war Gottes Regieren, daß eine Macht wie die der Engländer, die zu einmüthigem energischen Handeln Kraft, Muth und Willen hatte, diese Aufgabe überkam, welcher der holländische Colonist in der Vereinzelung und Zerstückelung seiner Wohnsitze, und bei dem geringen Maß seines Zusammenwirkens zu gemeinsamer That schwerlich auf die Dauer gewachsen gewesen wäre. Die Kaffernation, ein urkräftiges, damals noch nicht vom Branntwein gebrochenes, durch Jagd und Kriegszüge wohl gestähltes Volk, sahen in der wachsenden Zahl der Colonisten jenseits des Fischflusses nur ein wachsendes Reizmittel, sich des vom Colonisten erworbenen Besitzstandes zu bemächtigen. Der Colonist suchte sich durch Anlegung von Militärposten und Missionsplätzen zu verschanzen, und beides mit einander war in der That die Macht, an welcher der Kaffer zu Schanden wurde. Namentlich waren die christlichen

Hottentottendörfer für die Engländer eine unersetzliche Hülfe. Denn der Hottentott kämpfte für seine kaum errungene politische Selbständigkeit mit der Tapferkeit eines Mannes, dem so eben in dem Evangelio eine neue Welt aufgegangen war. Wie auf diese Weise Theopolis, und die Katrevierstationen entstanden sind, haben wir oben gesehen.

Einzelne Raub= und Plünderzüge der Kaffern haben seit 1806 bis zur letzten Niederwerfung des Volkes 1851 nie aufgehört. Zu größeren Kriegszügen wurden dieselben in den Jahren 1812, 1818 und 19, 1834 und 35. —

Im Jahr 1818 drangen die wilden Horden plündernd und sengend bis Grahamstown vor, woselbst die Bewohner sich in den Straßen verschanzen mußten. Dort aber erlitten die Feinde, an deren Spitze König Hintza stand, eine so vollständige Niederlage, daß seit dem im Jahr 1819 geschlossenen Frieden das Land 15 Jahre lang Ruhe hatte. Die Engländer setzten damals ihren Günstling, den Xosafürsten Ghika zum Könige über das ganze Kaffervolk ein.

Im Jahr 1834 aber brach ein allgemeiner Kafferkrieg aus, abermals angeregt durch den König Hintza. Hätten die Engländer den Drang nach dem Worte Gottes, welcher damals unverkennbar durch die einzelnen Kafferstämme wehte, zu benutzen verstanden, hätten sie nur den zehnten Theil der Kosten, die ihnen die spätere Niederwerfung der Kaffern bereitete, auf Anlegung von Missionsstationen verwandt, — vielleicht sähe es heute anders aus im Kafferlande und Kaffervolke. Aber wie thöricht man damals das durch den heiligen Geist selbst angefachte Feuer mit Gewalt und Unverstand zu dämpfen versuchte, das beweist die nachfolgende Erzählung von einem unter den Hottentotten= und Kafferstationen am Kat=Fluß im Anfange der dreißiger Jahre gehaltenen Missionsfest.

Zu diesem luden die englischen Missionare auch den ältesten Sohn Ghika's, den höchst energischen und begabten Häuptling Makomo ein. Sie kannten ihn als einen Freund der Mission und liebten ihn als einen aufrichtigen Heiden, der nach der Wahrheit suchte. Makomo wandte sich an den englischen Befehlshaber der nächsten kleinen Festung und bat um Erlaubniß, die Grenze der Colonie mit einigen aus seinem Volke unbewaffnet überschreiten und zum Missionsfeste am Kat=Flusse gehen zu dürfen. Sein Gesuch wurde ihm abgeschlagen und der Kafferfürst ging mit seinen Leuten auf einem andern Wege heimlich über die Grenze. Es war ein schönes Fest und Makomo hielt auch seine Ansprache auf demselben. „Hier am Kat=Flusse," sagte er in der Rede, „wohnen keine Engländer; auch in Grahamsstadt wohnen keine Engländer; sie wohnen alle in meinem Lande mit ihren

Weibern und Kindern in großer Sicherheit. Und ich — stehe hier vor euch als ein Strauchdieb und Vagabund und habe mich über die Grenze stehlen müssen, um zu euch zu kommen." Dann wandte er sich an seine Begleiter und sagte zu ihnen: „Ihr Söhne Chachabe's, ich habe euch hierher gebracht, damit ihr sehet, was Gottes Wort ausgerichtet hat. Diese Hottentotten waren gestern auch so verachtet und unterdrückt, wie wir Kaffern es heute sind. Aber sehet, was das „Große Wort" an ihnen gethan hat! Sie waren todt, nun leben sie; sie sind wieder Menschen geworden. Geht hin und sagt meinem Volk, was ihr gesehen und gehört habt; denn von solchen Dingen, wie wir hier sehen und hören, hoffe ich auch in unserem eigenen Lande über lang oder kurz Zeuge zu sein. Gott ist groß, der es gesagt hat, und er wird es sicherlich auch zu Stande bringen." Der gute Makomo! Er täuschte sich mit seiner Hoffnung. Kaum hatte er das gesagt, so erhob sich ein Lärm in der Festversammlung. Ein Trupp englischer Dragoner drang ein und griff den Häuptling, weil er ohne Erlaubniß über die Grenze gegangen war und obwohl er sich ihnen ohne die geringste Gegenwehr ergab, konnte er kaum sein Leben vor der Rohheit des trunkenen Sergeanten retten, der die Truppe befehligte und den Festgast über die Grenze transportirte.

Wenn auf diese Weise dasjenige, was der Geist Gottes wachsen läßt, mit roher Gewalt zertreten wird, so soll sich Niemand wundern, wenn Satan's Gewächs desto üppiger aufschießt. —

Im Jahr 1834 fielen die Kaffern unter Makomo's Anführung mordend, sengend und plündernd in die Cap-Colonie ein. Unser Herr Gott hielt Abrechnung mit den Colonisten von wegen der Greuel, die ihrer Viele an den Hottentotten begangen hatten. Der englische Statthalter d'Urban berichtete: „Jetzt sind schon 7000 Personen in solcher Noth, daß sie von der Regierung ernährt werden müssen. Das Land umher ertönt von den Klagen der Wittwen und Waisen. Alles, was ich in einer 30jährigen Dienstzeit erlebt habe, ist eine Kleinigkeit gegen die Greuel, die der Einfall eines wilden Volks, das sich auf eine zerstreute Bevölkerung wirft, die sich völlig friedlichen Beschäftigungen ergeben hatte, hervorbringt."

Bevor dieser alte Soldat, der in der Eile alles zusammengerafft hatte, was er an Truppen zusammenbringen konnte, nachdrückliche Hülfe zu bringen im Stande war, lagen die schottischen Stationen Chumie, Lovedale und Balfour, die Methodistenstation Wesleyville und die Londoner am Buffalofluß (King-Williamstown) in Asche; 35 Missionare waren auf der Flucht. Hier zeigte es sich aber, welche Dienste die Mission auch der

politischen Gewalt leisten konnte. Die Hottentotten-Niederlassungen zwischen Fischfluß und Keiskamma boten dem Gouverneur einen kräftigen Rückhalt und tapfere Mannschaft, während die getauften Kafferhäuptlinge Pato, Kobus und Kama, so gefährlich dies für sie selbst war, von dem Aufstande sich fern hielten. Pato hatte die 100 Einwohner der Station Wesleyville sicher in die Colonie zurückgeflüchtet, während Ayliff von Butterworth bei den friedlich gebliebenen Tambuki einen Bergeort fand.

Das Land zwischen Keiskamma und Kai war von den Engländer in der Weise in Besitz genommen, daß die Kaffer-



König Sandile, Ghika's Sohn.

häuptlinge Tyali, Makomo, Eno nicht geknechtet, noch ausgerottet, sondern vielmehr zu Unterthanen des Königs von England gemacht werden sollten; sie sollten sich der englischen Herrschaft und den in der Colonie geltenden Rechten und Strafen unterwerfen, dabei aber ihr angestammtes Land behalten und nach ihren eigenen Gesetzen regieren. Als Zeichen der Abhängigkeit sollten sie jährlich einen fetten Ochsen zahlen. In Art. 8 des Vertrages wurde von dem Gouverneur ausdrücklich das Versprechen gegeben, daß sich dem Verlangen der Kaffern gemäß Diener des Evangelii und Schulmeister unter ihnen niederlassen sollten.

Diese Friedensbedingungen, so milde sie waren, fanden dennoch nicht die Billigung des Parlaments, welches sich nicht gerne mit der militärischen Besatzung eines Landes belasten mochte, dessen Bewohner wohl im Kriege niedergeworfen, aber nicht wirklich besiegt worden waren, so daß das Stehlen und Rauben auch nach dem Frieden kein Ende nehmen wollte. Deshalb zog der neue Gouverneur Strikenström alle Soldaten aus dem Lande zurück bis zur alten Fischfluß-Grenze, die durch neue Befestigungen verstärkt wurde. Die Missionare waren froh, diese lästigen Gäste, die ihnen ihr Werk unter den Heiden nur erschwerten, los zu sein, und begannen langsam das Verwüstete wieder aufzubauen. Damals war auch schon unser Berliner Kaffermissionar Döhne auf seinem Posten, und die fernere Geschichte des Kaffervolks und der Kaffermission fällt mit der unserer Missionsarbeit zusammen, weshalb wir hier einstweilen abbrechen. —

---

47. Die Mission unter den Swazi-Kaffern.

Da die Geschichte der Zulu-Mission ebenfalls auf das Engste mit der Geschichte unserer Berliner Arbeiten in Port Natal verwebt ist, und daher in dem betreffenden Bändchen später ausführlich behandelt werden soll, gehen wir, der früher angegebenen Linie, die uns bis an die Grenze von Natal geführt hatte, folgend, und mit Einem Schritte Natal überspringend, bis zu demjenigen Kafferstamm hinaus, welcher unter den bisher von dem Evangelio beschienenen am nördlichsten liegt, zu dem Volk der Ama-Swazi.

Bis zum Jahr 1843 wurde dies Volk von einem Häuptling beherrscht mit Namen Rapuza, und hieß demgemäß die Barapuza. Mit dem Regierungswechsel nahm es den Namen des neuen Regenten Swaz oder Swazi an und heißt die Ama-Swazi bis auf diesen Tag, obschon inzwischen auch König Swaz bereits gestorben ist. Es ist ein zahlreiches Volk und wird von einzelnen Rei-

senden auf 80,000 Seelen geschätzt. So vermochte dasselbe denn sogar den Angriff des gefürchteten Tschakka aufzunehmen, welcher zwar viel Vieh raubte und viele Kraale verbrannte, aber doch nicht das Volk, das sich in Höhlen und Klüften verbarg, zu vertreiben oder zu unterwerfen im Stande war. — Tschakkas Nachfolger Dingan setzte mit noch schlechterem Erfolge seine Einfälle fort und wurde, als er 1840 durch seinen Bruder Panda und die Bauern geschlagen war, auf der Flucht von den Swazi niedergemacht. Auch Panda's Züge gegen die Swazi blieben erfolglos, ja einmal wurde sein Heer, welches in zwei Haufen von je 30,000 Mann auszog, blutig abgewiesen.

Zu diesem Volk der Rapuza kamen die ersten Europäer im Jahr 1832. Der eine war ein Philantrop, Namens Seidenstecher, welcher die Wilden durch Humanitätsprinzipien zu Menschen machen wollte. Den schlugen sie todt. Dann kam ein Irvingianer, Namens Martins zu ihnen, den schlugen sie ebenfalls todt.

Wenige Jahre später sandte der Häuptling Rapuza, der von dem Aufblühen der Barolong in Thaba Nschu Nachricht bekam, dorthin Gesandte, die sich das Staatswesen daselbst ansehen sollten und als diese die Nachricht zurückbrachten, daß die Missionare die Seele und der Zusammenhalt des Ganzen seien, sandte er neue Gesandte mit der Bitte, doch ihm auch Lehrer zu senden, weil er auch durch die Mission ein mächtiger Fürst werden wollte, wie in seiner Weise Maroko in Thaba Nschu und Moschesch auf Thaba Bossigo. Er starb darüber im Jahr 1843, rief aber vor seinem Tode seinen Sohn Swazi und dessen Mutter, die große Frau, an sein Lager und nahm ihnen das Versprechen ab, nicht eher ruhen zu wollen, bis sie einen Lehrer unter sich hätten.

So wurden denn sofort nach Rapuza's Tode die vornehmsten aus dem Volk als Gesandtschaft mit dem Auftrage betraut, weiße Lehrer von Thaba Nschu zu erbitten.

Die Sache schien den methodistischen Brüdern so wichtig zu sein, daß Giddy und Allison eine Recognoscirungsreise in das Land unternahmen (1844). Mit ihnen gingen ein paar bekehrte Betschuanen, die einstweilen als Nationalgehülfen dort bleiben sollten, bis die Wesleyaner darüber schlüssig geworden wären, ob sie das Werk selbst in Angriff nehmen sollten.

Nach fünfzigtägiger Reise per Ochsenwagen trafen die Reisenden zu Matemba, dem Hauptkraal, den jungen Häuptling an und wurden auf das Ehrenvollste empfangen. Der Onkel des Königs redete die weißen Männer folgendermaßen an: „Der Tag, den wir so lange begehrt haben, ist nun endlich über uns angebrochen. Wir haben lange Lehrer gesucht und hatten in der letzten Zeit ganz die Hoffnung aufgegeben, jemals welche in unserm

Drakengebirge bei Emmaus.

Lande zu sehen. Nun sind wir sehr über das erfreut, was heute unsere Augen sehen. Wir haben viele Feinde, welche uns zu mächtig sind. Wir sind seit vielen Jahren wie die Eidechsen unter den Steinen gewesen; heute sind die Lehrer gekommen und haben die Steine weggeschoben und nun wollen wir an die Strahlen der Sonne hervorkommen. Wir fürchten nur, daß wir uns täuschen. Vielleicht träumen wir. Die Lehrer werden wohl nie kommen, um bei uns zu wohnen. Seht hier den Jungen (indem er auf den jungen Häuptling deutete); als sein Vater starb, sagte er: „Such einen Lehrer für ihn!" Wenn die Lehrer kommen und einen Platz an der Südseite des Mokonto zum Wohnen wählen, so bringen wir unsern jungen Häuptling und seinen Kraal von hier weg und ziehen in die Nähe der Lehrer." Die Missionare erwiderten, daß sie einstweilen nur zum Besuch gekommen seien, daß sie aber die beiden Männer von ihrer Farbe als Lehrer zurücklassen wollten, bis ein weißer Lehrer selbst nachkommen könne.

Die Nachrichten, welche Giddy und Allison mitgebracht hatten, lauteten so günstig, daß die Wesleyaner auf den Plan eingingen und James Allison 1846 als Missionar in das Land der Swazi entsandten. Am Berge Mahamba legte er seine Station an. Gedruckte Lehrbücher in der Swazisprache brachte er schon mit. Er selbst war frisch und fröhlich in der Arbeit und der Herr gab solchen Segen, daß, weil der Häuptling selbst den Besuch der Gottesdienste begünstigte, oft an 13—1400 Zuhörer sich einfanden, aus deren Mitte bald an 30 Personen die Taufe begehrten.

Da kam ein Zwischenfall, welcher das ganze hoffnungsvolle Werk im Keime zerknickte. Ein Bruder des Swazi trachtete nach der Herrschaft und bereitete eine Empörung vor. Seine Anhänger glaubten mittelst des Missionars den Schutz der Engländer zu erlangen und zogen sich massenhaft nach der Missionsstation und wurden die eifrigsten Besucher des Gottesdienstes. Das erweckte die Eifersucht und das Mißtrauen des Herrschers, und eines Sonntags früh, im Anfange 1847, überfiel ein Kriegshaufe die Station.

Das angegriffene Volk flieht in die Kirche und in Allisons Wohnhaus; beide Gebäude füllen sich zum Sticken, kleine Kinder werden im Gedränge erdrückt. Alles schreit, vom Missionar zum Gebete aufgefordert: „Herr, hilf uns!" Allison wirft die Männer aus Kirche und Haus hinaus, damit sie Weib und Kind schützen und diese nicht auch in Gefahr bringen, denn der Feind verlangt nur die Männer; diesen aber ist das Herz entfallen und sie kriechen immer wieder zu Thür und Fenster herein. Der Feind zündet die Häuser der Eingeborenen an, er nahet sich der

Kirche und dem Wohnhause des Missionars. Vor den Augen desselben, der auf dem Kirchdache sitzt und vor den Augen seiner armen Frau, die in der Mitte des kläglich heulenden Haufens im Hause steht, werden Männer, Weiber und Kinder niedergestochen. Mit dem Angstrufe: „yo! yo! yo!" fallen sie und geben den Geist auf. Nach wenigen Minuten liegen mehr als 60 Leichen da; noch viel mehr sterben draußen und auf der Flucht. Allison und seiner treuen Frau geschah kein Leid; sie hatten aber die Lust verloren, an dem Orte des Schreckens zu bleiben, packten eilends ihre Sachen auf und begaben sich nach der Natalcolonie. Das ist der erste und bis jetzt letzte Missionsversuch, der in jenem Lande gemacht worden ist.

Nach kaum einjähriger Arbeit hatte Allison ein schon im grünen Blatt stehendes Arbeitsfeld verlassen müssen. Seine Arbeit war aber dennoch nicht vergeblich gewesen. Die getauften und angeregten Swazi folgten ihm massenhaft nach einem Platz bei Pietr-Maritzburg, woselbst er theils durch Arbeitsschulen, theils durch Unterweisung in Handwerken den Grund legte zu einer kleinen Gemeinde von Schwarzen, die auch im Evangelio immer fester gegründet wurde.

Mißhelligkeiten mit seiner Gesellschaft veranlaßten Allison im Jahr 1851 aus dem Dienst zu treten und ein eigenes Grundstück zu kaufen, welches er Edendale nannte. Hier entstand ein stattliches Dorf mit schönen Straßen und europäischen Häusern, die die bekehrten Schwarzen selbst bauten, die blühendste Gemeinde von Schwarzen in ganz Natal, deren Kern von entronnenen Swazi gebildet wird. Späterhin hat Allison auch Edendale aufgegeben und setzt seine Missionsthätigkeit in Pietr-Maritzburg auf eigne Hand fort.

Die Swazi blieben 13 Jahre lang ohne Missionar. Man sagte ihnen nach, daß sie die Weißen, die zu ihnen kämen, mit Gift aus dem Wege schafften, und namentlich von dem König Swazi selbst, der ein Tyrann und Wütherich wurde, erzählte man sich die schrecklichsten Geschichten, so daß kein Missionar sich an diesen Posten heranmachen wollte. Im Jahr 1860 machten unsere Brüder Merensky und Grützner einen neuen Versuch. Wie auch dieser durch den König abgewiesen wurde, haben wir in dem Buche „Maleo und Sekukuni" p. 17—40 ausführlich beschrieben. Auch ein späterer Versuch der Hermannsburger hat keine Folgen gehabt.

So bildet denn das Reich der Swazi bis jetzt die Grenzmauer der Kaffermission nach Norden zu. Nördlich von ihnen freilich wohnen die Knopneuzen, zu denen unsere Berliner Missionare von Lydenburg aus vorzudringen, so eben im Begriff stehen. Es ist ein gar hartes Volk, das Kaffernvolk; aber der

Herr Jesus ist auch für sie am Kreuze gestorben, darum muß es auch für ihn erobert werden, und wird auch einst im Chor der Völker anbetend vor seinem Throne stehen. Zunächst wird den Armen unter ihnen das Evangelium gepredigt.

---

48. Die Fingu.

Der Name Fingu heißt so viel als „Bettler" — „Armer." Früher haben sie auch Fetkannah geheißen, das heißt Räuber, gerade dasselbe, was auch das Wort Mantäti bedeutete. Sie sind nämlich gleich den Mantäti's zersprengte Reste von Völkerschaften, die der eiserne Fuß des Eroberers Tschakka 1810—1834 zertreten hatte. Wie die Mantäti's (wahrscheinlich Bassuto) aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen vertrieben, sich auf ihre schwächeren Nachbarn, die Betschuanen, Schrecken bringend mit Raub und Mord warfen, bis sie vor der Feuerwaffe der Griqua (§. 36) erlagen, so versuchten die Fetkannah (deren Wohnsitze früher am Drakengebirge etwa in der Gegend unseres Emmaus gewesen sind) — selbst Zulu von Geblüt, nachdem sie von Tschakka vertrieben waren, sich auf die schwächeren Kafferstämme zu werfen; und wir haben bereits oben gesehen, daß sie die Brüdergemeinde-Station Silo und die Tambuki ernstlich bedrängten (1828).

Da aber die Amapondo und Amugaleka und Amaxosa auch krieggeübte Leute waren, sahen die Fetkannah sich endlich genöthigt, ihre Angriffe aufzugeben, und zogen es 1828 vor, sich unter den Schutz der betreffenden größeren Kafferstämme zu begeben. Ein Theil von ihnen fand bei den Amatembu- und Amaxosakaffern gute Aufnahme. Sie durften ihre eigenen, freilich abhängigen Fürsten und ihre Sitten und Rechte behalten. Ein anderer Theil aber, an 16—20000 an der Zahl wurde von dem König Hintza geradezu zu Dienenden gemacht und ihres Eigenthums, ja ihrer Kinder beraubt, sie mußten als „Hunde" das Vieh der Kaffern hüten, und wurden als „Bettler" verachtet. Daher der Spottname Ama fengu oder Fingu.

Sie ertrugen diesen Druck bis zum Jahr 1834, in welchem Jahre sie den Ausbruch des Krieges benutzten, um das empörende Joch abzuschütteln. Sie besiegten ihre Bedränger in einer Schlacht und wurden nach Beendigung des Krieges von den Engländern für frei und zu Unterthanen des Königs von England erklärt. Sie erhielten am Fischfluß Ländereien mit der Aufgabe, die Grenzen gegen die Einfälle der Kaffern zu schützen. Die Wesleyaner übertrugen die Missionsarbeit unter ihnen dem Bruder Ayliff.

Ein anderer Theil von ihnen erhielt (1858) in der Capcolonie Wohnsitze, und zwar in der Zizzikama nach dem Meere



Fingu-Frauen.

zu, woselbst die Brüdergemeinde von der neugestifteten Station Clarkson aus sie mit Gottes Wort bediente.

Im Jahre 1851 stellten sich wiederum 7000 Fingu aus Chrili's Lande den Engländern zur Verfügung, welche ihnen Wohnsitze am Fischfluß, Kaiskamma und Chumie anwiesen. So wurden die Fingu als Gesammtstamm zersplittert und wohnten nur in einzelnen Häuflein bis zu höchstens 1000 Seelen bei einander.

Aber gerade das Elend, durch welches diese Armen gegangen sind, war für sie das Mittel, sie durch Zerbrechung des alten kafferschen Nationalstolzes für das Evangelium empfänglich zu machen, zumal da bei ihrer großen Armuth die Vielweiberei, jene starke Schutzwehr der Satans-Burg unter dem Kaffervolk, sich meistentheils von selbst verbot.

Schon der Jahresbericht unserer Gesellschaft vom Jahre 1839 schildert sie als „ein braves Volk," und ihnen wird nachgerühmt, daß sie „sich nicht betrinken wie die Hottentotten. Sie werden daher lieber zu Arbeitern genommen, als diese, und sind auch sparsam mit dem erworbenen Gelde; aber was noch mehr ist, man findet viele durch das Unglück gebeugte Seelen unter ihnen, die den Trost des Evangeliums begierig aufnehmen, während die andern Kaffern in ihrem ungebrochenen stolzen Sinn noch nicht dafür zubereitet sind."

So sind denn die Fingu, welche inzwischen durch ihre große Zahl den Engländern auf den zuerst eingeräumten Sitzen lästig geworden und darum abermals zerstreut worden sind, ein für die Mission höchst wichtiger Bestandtheil der südafricanischen Bevölkerung geworden. Durch große Energie in der Arbeit wissen sie im Gegensatz zu den übrigen Kaffern sich bald ein Eigenthum und Grundbesitz zu verschaffen; so daß diese „Bettler" in demselben Maße an Wohlstand zunehmen, als die übrigen Kaffern verarmen, so daß sich das Verhältniß umzuwenden beginnt. Dazu sind sie, theils weil sie durch das schwere Leiden gedemüthigt sind, theils weil sie in ihrer Zerstreuung nicht so sehr durch die festen Volkssitten, die Vorrechte der Häuptlinge und die Betrügereien der Zauberer abgehalten werden, dem Evangelio viel zugänglicher, als irgend ein anderer Kafferstamm. Auf allen unseren Stationen wohnen Häuflein von Fingu zerstreut, die bekehrt und ein Salz für die ganze Station werden; auch Petrus Maziko, unser treuer Schulmeister in Bethel, der gern aus deutschen Büchern sich für seinen Unterricht vorbereitet, ist ein Fingu.

Also führt der Herr seine Kriege noch allzeit mit zerbrochenen Waffen, und das Evangelium, das den Armen gepredigt wird, soll gerade durch den Dienst dieser Armen, wenn dieselben dadurch selbst reich geworden sind, Viele reich machen. —

F. Aus der Betschuanenmission.

49. Das Eindringen der Londoner Missionare in das Betschuanenvolk.

Der erste, der den Betschuanen vom Herrn Jesu die Kunde brachte, war der Sohn eines Deutschen in den Cedernbergen, Namens Kok, der durch Kicherer angeregt, (§. 14) den Entschluß faßte, auch unter die Heiden als Boten Christi zu gehen. Er zog zunächst mit Anderson (§. 15) zu den Griqua; dann aber trieb es ihn allein noch etliche Tagereisen tiefer hinein zu gehen zu den Betschuanen, weil diese noch gar nichts vom Herrn Jesu wüßten. Er schlug seinen Wohnsitz noch diesseits des Kuruman bei dem Volk der Batlhapi auf, predigte jedoch lange Zeit tauben Ohren.

Da geschah es, daß ein Betschuane einst auf freiem Feld durch Zusammenreiben zweier Hölzer Feuer anzünden wollte, und da ihm das nicht gelang, auf den Gedanken kam, zu Jesu zu beten, der ja, wie er vom Missionar gehört hatte, die Bitten der Menschen erfülle. Der Versuch gelang, und dies machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er auch weiter und betete nach dem Evangelio verlangte, und auch seinen Landsleuten zu deren großem Erstaunen mittheilte, was ihm begegnet sei. Dadurch stieg Kok's Ansehen um ein Bedeutendes, und er wurde von den Leuten gern gehört und gelitten.

Im Jahr 1805 kam der Landdrost von Tulbagh, de Graaf in Gesellschaft von Dr. Lichtenstein in die Gegend, um das Volk der Betschuanen kennen zu lernen. Der König Mulihawang (Maleawang) empfing sie freundlich, und erklärte, er würde Weiße gern als Gäste unter sich sehen, wenn sie Freunde Kok's wären, auch wolle er gern Missionare haben. Aber Kok möchte doch ja auch dort bleiben, denn er verstehe den Ackerbau und habe auch sonst dem Könige manchen guten Rath gegeben. Kok, der inzwischen ganz abgerissen war, reiste mit den Fremden nach der Capstadt, kehrte auch wieder zurück, wurde aber bald nach seiner Rückkehr von zwei Betschuanen ermordet. Die Mörder ließ der König Maleawang sofort erschießen.

Von da ab lag die Betschuanen-Mission Jahre lang darnieder, bis 1813 der Prediger Campbell nach Griquastadt, (§. 36) und von da aus auch zu den Betschuanen reiste. Als er in das inzwischen an den Kuruman verlegte Lattaku kam, fand er die Stadt wie ausgestorben. Die Leute hatten sich zurückgezogen, weil sie glaubten, es gelte eine Expedition gegen sie, weil ein Reisezug von Weißen vor sieben Jahren in dieser Gegend von

den Wanketzen ermordet worden war. Als sie aber die wahre Absicht der Reisenden vernahmen, rief Motibe, der seinem Vater Maleawang in der Regierung gefolgt war, aus: „Schicket die Lehrer, ich werde ihr Vater sein!“ — Dann setzte er hinzu: „Ich glaube, daß ein Gott ist, der alle Dinge gemacht hat, der das Glück und die Krankheiten und den Tod schickt; aber ich kenne ihn nicht!“

Campbell sandte demgemäß Anfang 1816 die Missionare Evans, Hamilton und Corner nach Lattaku. Adam Kok, der Griquacapitän (§. 36) stellte sie dem Könige mit den Worten vor: „Das sind die Männer, welche nach Campbell's Versprechen hiehergesandt sind.“ Motibe antwortete: „Sie mögen kommen, sie können mich schützen — doch dieser Ort paßt nicht für sie, der Kuruman ist besser.“ Daß Hamilton in Holz und Barker in Eisen arbeiten könne, freute den König; aber dazu, daß sie in seiner Nähe ihre Hütte aufschlügen, wollte er die Erlaubniß nicht geben. Er meinte später, er habe Campbell nie versprochen, daß die Missionare bei ihm predigen und das Volk unterrichten dürften, er selbst verlange auch keinen Unterricht, das Volk wünsche auch nicht, daß sie so nahe wohnten. Am Kuruman möchten sie Handel treiben mit Elfenbein und Pelzwerk und anderen Sachen, wie Edwards und Kok gethan, aber hier dürften sie nicht bleiben!“ — Das Volk schrie dazu: „Die Missionare sollen nicht herkommen!“ — und so mußten sie betrübten Herzens wieder von dannen ziehen.

Als Missionar Read 1817 nach Griquastadt kam, beschloß er einen zweiten Versuch zu machen. Er reiste mit den beiden Griqua, Jan Hendrik und Berend. Der König brachte die alten Einwendungen vor, die Betschuanen seien ein anderes Geschlecht als die Weißen, und würden nie deren Sitten annehmen. Read entgegnete ruhig, Campbell habe im Vertrauen auf des Königs Wort die Missionare über das große Wasser gerufen, die seien nun da, hätten auch schöne Geschenke mitgebracht, die in Griquastadt und Bethelsdorp lägen, wo nun das Holz und Rohr sei, mit welchem sie das Haus bauen sollten. Motibe antwortete: Holz und Rohr sei viel vorhanden, und bauen könnten sie, wo sie wollten. Doch sollten sie nicht das Volk unterrichten, sondern sollten sie in den Raubzügen gegen die Wanketzen unterstützen. Read predigte indeß, ohne nach viel Erlaubniß zu fragen, und seine Worte machten einen so tiefen Eindruck, daß die Schwarzen ihrem Könige erklärten, sie würden nachziehen, wohin die Boten zögen.

So siedelten sich die Missionare am Kuruman an, und schon nach einigen Monaten folgte ihnen die ganze Stadt in natura nach. Alle Häuser wurden abgebrochen und die ganze Stadt bei

der viel gelegener ausgesuchten Wohnung der Missionare neu aufgebaut. Im Februar 1818 wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt.

Als Campbell 1820 wieder an den Kuruman kam, fand er die Stimmung bereits viel günstiger, und auf seiner ferneren Reise durch die Betschuanenstämme wurde ihm an manchem Orte eine freundliche Aufnahme zu Theil und die Bereitwilligkeit, Missionare anzunehmen, kundgethan. Ja diejenigen Häuptlinge wurden schon als bevorzugte angesehen, die einen Lehrer haben könnten. Im folgenden Jahr 1821 wurde Moffat Hamilton zu Hülfe gegeben. Die Belehrungen, die die Missionare in der Bebauung, und namentlich in der bis dahin unbekannt gewesenen Bewässerung des Landes ertheilten, wurden mit Dank angenommen. Auch die Hülfe, die Moffat gegen die Mantätis (§ 16) von den Griqua herbeirief, befestigte das Ansehen der Missionare. Motibe fürchtete nun schon, da Moffat die umwohnenden Stämme besuchte, er könne etwa von dannen ziehen und bei diesen, die ihn gern aufgenommen hätten, seine Hütte aufschlagen. Aber bei alledem wollte keine einzige Seele sich bekehren, und ein Jahr trübseligen Harrens folgte dem anderen.

Endlich im Jahr 1828 erhörte der Herr die Gebete seiner Knechte. Die Gottesdienste füllten sich, und ein Häuflein wurde von der Wahrheit des Evangelii gefaßt. Die sonst so kalten stumpfsinnigen Betschuanen wurden durch den neuen Anblick erschüttert, daß Leute, die bisher leichtsinnig ihrem Lasterleben nachgegangen waren, nun in Bußthränen zerschmolzen. Zwei Eingeborene, der eine ein Bassuto-Häuptling, erklärten laut, daß sie sich als verlorene Sünder erkenneten und an den Herrn Jesum glaubten. Von nun an nahm die Bewegung so zu, daß die Kirche für den Andrang der Besucher zu klein wurde, und daß die Versammelten oft in ein allgemeines lautes Weinen ausbrachen. Die ersten sechs konnten 1829 getauft werden, und von da ab folgten immer größere Zahlen. Im Jahr 1842 fand Dr. Philipp am Kuruman bereits 200 Communicanten, und heute zählen die Getauften am Kuruman nach Tausenden.

Die Bewegung erfaßte auch die umwohnenden Stämme, und laut und überallhin wurden Missionare begehrt.

Wie das Feuer weiter um sich gegriffen habe, wie auch Motibe endlich getauft ist, und wie durch Moffat und seinen Schwiegersohn Livingstone die Straße nach dem Zambesi eröffnet wurde, und wie nunmehr schon eine wirkliche Kette von Stationen der Londoner eröffnet ist bis zu Moselekazzi, das haben wir bereits oben (§ 16) berichtet. Die Londoner bewahren diesen Weg in das Innere Africa's mit sorgsamen Augen, wie eine Art Monopol; es ist eine wichtige Straße, die einzige, die man un-



Moselekazzi begleitet Moffat im Ochsenwagen.

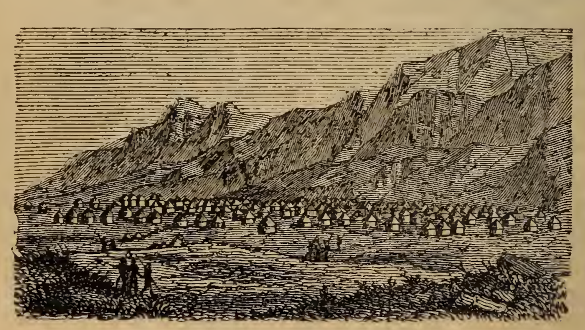
gefährdet durch die Ttetse passiren kann. Mehrere Stationen sind gegründet und wieder verlassen worden, andere sind an ihre Stelle getreten; aber die Straße nach dem Inneren ist von den Londonern aufrecht erhalten worden.

Auch die Wesleyaner, die Americaner, die Franzosen und die Hermannsburger haben unter den Betschuanen zu arbeiten begonnen; aber sie vermögen dem unbegrenzten Vertrauen gegenüber,

das alle diese Stämme in den mit dem Ansehen eines großen Fürsten verehrten Moffat setzen, nur schwer, auf die Dauer festen Fuß zu fassen. Wir werden weiter unten von ihren Unternehmungen spezieller berichten; zuvor aber wollen wir, um einen tieferen Blick in Art und Wesen der Betschuanen und der Mission unter ihnen zu gewinnen, die Hauptzüge aus dem Leben einer hervorragenden Persönlichkeit unter ihnen mittheilen.

50. Setschele und die Hermannsburger.

Setschele ist der Häuptling eines der mächtigsten Stämme unter den Westbetschuanen. Sein Vater wurde ermordet; aber die Mörder brachten die Kinder nicht mit um. Die Freunde des Ermordeten riefen Sebitoane, den mächtigsten der benachbarten Fürsten, der späterhin (1840) das große Makololoreich im Inneren gegründet hat, zu Hülfe, und derselbe eroberte auch die Stadt der Bakwän und brachte die Mörder um. Er hatte ausdrücklich befohlen, die Kinder des Ermordeten ja nicht zu tödten, sondern zu ihm zu bringen. Als daher Setschele im Kriegsgetümmel floh, mußte ihm einer der Krieger Sebitoane's einen derben Schlag über den Kopf geben, daß er bewußtlos niedersank, und dann wurde er zu Sebitoane geführt, und von diesem als rechtmäßiger Häuptling ausgerufen. Da er aber noch zu jung war, blieb er einstweilen bei seinem Retter in guter Schule. Um das Jahr



Betschuanenstadt.

1840 nahm er drei Weiber und trat damit sein Regiment über die Bakwän an. Seine Stadt hieß Schokuane.

Um diese Zeit wohnte unweit Schokuane in Mobotsa der Missionar Livingstone, und kam von da aus auch zu Setschele. Der fragte ihn, ob denn Livingstone's Vorfahren auch schon etwas von dem zukünftigen Gericht gewußt hätten. Als Livingstone die

Frage bejahte und zugleich von dem erzählte, was die heil. Schrift vom jüngsten Gericht offenbart, rief Setschele aus: „Du erschreckst mich! Deine Worte machen alle meine Gebeine erbeben! Ich habe gar keine Kraft mehr in mir. Aber meine Vorfahren lebten ja in derselben Zeit, wie die Deinigen; wie kommt es, daß sie uns nicht früher Kunde von diesen entsetzlichen Dingen gebracht haben?" Auf diese Frage konnte Livingstone nicht so leicht antworten; und auch wir sollten nicht so leicht an derselben vorübergehen! —

Setschele hatte einen Nebenbuhler, Namens Bube; und weil beide gern durch die Gunst des weißen Missionars ihr Ansehen gestärkt hätten, so besuchten beide ihn fleißig in Mabotsa, dem Bube aber gab Livingstone in seinem Herzen den Vorzug. Darüber ergrimmte Setschele dermaßen, daß er drohte, Livingstone zu tödten, wenn derselbe wieder in sein Land käme. Dieser ließ sich aber nicht abhalten, und traf es so günstig, daß, als er zu Setschele kam, gerade dessen einziges Söhnlein todtkrank da lag, und er es durch Arznei herstellen konnte.

Nun war natürlich von Todtschlagen nicht mehr die Rede. Livingstone konnte vielmehr einen Versuch wagen, die beiden Gegner zu versöhnen. Setschele seinerseits war auch bereit, und sandte dem Bube zum Zeichen der Versöhnung eine Parthie Schießpulver. Dieser traute aber dem Frieden nicht, hielt das Pulver für verzaubert, und verbrannte über demselben, um es zu entzaubern, seine Zaubermittel, ein Funke fiel in's Pulver, dasselbe entzündete sich und verletzte Bube dermaßen, daß er bald darauf starb. Einige Monate später zog Livingstone ganz zu Setschele — im Februar 1846.

Setschele war ein Mann von hohem Geist. Obschon seine Hautfarbe ungewöhnlich schwarz ist, bezeugen seine klaren Augen den hervorragend begabten Mann. Jetzt war seine Sorge, sobald als möglich lesen zu lernen. Er lernte es an der Bibel, und lernte dabei diese lieb gewinnen. Besonders sagte ihm der Prophet Jesaias zu. „Es war ein ganzer Mann, dieser Jesaias, pflegte er zu sagen, der wußte zu reden."

Wie tief das gelesene Wort in sein Herz drang, das zeigte er bei der Dürre, welche in jenem Jahre eintrat. Sein Volk bestürmte ihn, Regen zu machen, und den weißen Mann, der den Regen vertreibe, fortzuschicken. Er aber erklärte: „Ich thue solche Werke nicht mehr; Regen machen kann nur der Gott des weißen Mannes!"

Da mußte Setschele aber etwas ganz Neues an seinem Volke erfahren. Er erzählte es seinem Lehrer mit den Worten: „Wenn sonst ein Häuptling Freude an der Jagd hatte, so schafften sich alle seine Leute Hunde an und legten sich auf die Jagd.

War er ein Freund von Tanz und Musik, so zeigten Alle auch an diesem Zeitvertreib ihre Freude. Liebte der Häuptling das Bier, so labten sie sich Alle an starkem Trinken; aber in diesem Falle ist es ganz anders. Ich liebe das Wort Gottes, und nicht ein einziger meiner Brüder will sich zu mir halten!" Er dachte daher an andere Mittel, um seine Leute zum Glauben zu bringen. Er wollte alle seine angesehensten Leute zusammenrufen und mit dem Litwa (Sambock) tüchtig durchprügeln. Das meinte er, wäre das sicherste Mittel, und Livingstone konnte nur mit Noth ihn überzeugen, daß dies nicht die Erziehungsweise des heiligen Geistes sei.

Als die Dürre immer unerträglicher wurde, schlug Livingstone vor, das Land zu bewässern. Der Missionar wählte einen Platz am Kolobengfluß, und das Volk baute sich anderthalb Meilen weiter seine Stadt. Dämme wurden im Fluß gezogen, die Gärten überrieselt. Es ging vortrefflich — ein Jahr lang. Dann trocknete auch der Fluß aus, und die Dürre hielt wieder ihren Triumph. Die heidnischen Zaubermittel wurden wieder hervorgeholt, aber sie halfen nichts; und weil alle Nachbarvölker Regen hatten, so galt es unter den Bakwän für eine ausgemachte Sache, nur der weiße Mann bei Setschele sei daran Schuld.

Setschele aber zeigte einen Muth, eine Hingabe, eine Aufopferung, die man bei wenigen Christen in gleichem Maße finden würde. Mitten unter dem Murren seines Volks, mitten in der steigenden Noth, mitten in der größten Theurung — es war gegen Ende des Jahres 1848 — ließ er sich taufen, und wagte sogar die Feindschaft seiner Großen, deren Töchter, seine Weiber, er zu ihren Eltern zurückschickte. Von dem Tage an stand die Schule fast leer und zum Gottesdienst kamen nur noch wenige; selbst der Regen, der bald reichlich fiel, änderte nichts; das Volk wollte seinen Fürsten nicht mehr hören.

Leider hatte dieser selbst an seinem Missionar nicht den Halt, dessen er in so schwieriger Lage so nöthig bedurft hätte. Livingstone wurde schon damals von seiner heftigen Reise- und Entdeckungslust befallen, die der Wissenschaft und indirekt dadurch auch der Mission so großen Gewinn brachte, aber das dem Missionar zunächst anvertraute Werk bei Setschele auf das Empfindlichste gefährdete. Zwar blieb Mabeele, ein gläubiger betschuanischer Nationalgehülfe am Ort; aber was half das, wenn der Missionar selbst Monate lang abwesend blieb, und wenn das Missionshaus am Kolobeng der Stapelplatz von englischen Waaren und Reisebedarf wurde. Mußte doch der arme Setschele, um genügenden christlichen Unterricht für seine eigenen Kinder zu beschaffen, dieselbe unter dem Jammer der Mütter zu Moffat an den Kuruman bringen.

Die Sache hatte aber eine noch bedenklichere Seite. Die Bauern sahen mit Unmuth am Kolobeng einen Stapelplatz englischer Waaren entstehen, und vermutheten auch wohl nicht ohne Grund, daß unter den Waaren auch Pulver sei, mittelst dessen diese gefährlichen Betschuanen-Nachbaren gegen sie wehrhaft gemacht wurden. Dazu waren sie eifersüchtig darüber, daß die Engländer allein im Besitze dieser wichtigen Handelsstraße nach dem Inneren seien, und daß dieselben auf Setschele einen so unbedingten Einfluß ausübten. Ein Recht zum Kriege hatten sie nicht, weil die Bakwän nie unter Moselekazzi gestanden hatten, also auch nicht durch die Besiegung Moselekazzi's unter Bauernregiment gekommen waren. Sie versuchten es daher mit Unterhandlungen, rückten aber mit 600 Mann weißer und 700 schwarzer Truppen vor Setschele's Hauptstadt. Als Setschele alle Verhandlungen entschieden zurückwies, griffen sie an, und bald stand die ganze Stadt in Brand, eine Menge Weiber, Kinder und Vieh führten sie als Beute mit sich, darunter auch zwei Kinder Setschele's.

Der Häuptling hing mit großer Zärtlichkeit an diesen Kindern und konnte es nicht ertragen, dieselben in den Händen von Bauern zu wissen, die alle seine Anerbietungen zu ihrem Loskauf abwiesen. Als alle Versuche sich vergeblich erwiesen, verfiel der tiefbetrübte Vater auf ein Mittel, welches uns einen tiefen Blick in sein Herz thun läßt. Er hatte so viel von der Macht der Königin von England gehört, daß er beschloß, nach London zu reisen, um deren Hülfe nachzusuchen für die Wiedergewinnung seiner Kinder. Er brachte also seine Frau mit dem jüngsten Kinde nach dem Kuruman, und machte sich selbst auf den Weg zur Capstadt. Englische Offiziere, denen er unterwegs seine Geschichte erzählte, versahen ihn mit den nöthigen Reisemitteln, und er schlug sich richtig durch Berg und Klüfte hindurch, und kam in der Capstadt an. Hier fand er bei den Missionsfreunden freundliche Aufnahme, aber beim Gouverneur für seinen Plan keine Unterstützung, und so mußte der arme Mann dann wieder zurück, die 250 Meilen weit auf africanischen Wegen (1853).

Als er an dem Kuruman bei Moffat wieder erschien, war er hocherfreut darüber, daß seine Kinder inzwischen lesen und seine Frau nähen gelernt hatten. Das, dachte er, müßte doch seine Landsleute anders stimmen, wenn sie das sähen. So nahm er sie wieder mit in seine Heimath und zeigte seinen Leuten zugleich die Kleider, Bücher und Schreibmaterialien, mit welchen Moffat seinen Wagen vollgepackt hatte. Aber das half alles nichts. Sie waren und blieben hart wie die Felsen, und Setschele hatte Noth, seine eigenen Kinder zur Schule zu bringen.

Eins aber hatte Setschele auf der Reise nach der Capstadt

gelernt, nämlich, daß die Engländer doch nicht so allmächtig und deren Freundschaft für ihn nicht so nützlich sei, als er bisher gedacht hatte. So meinte er denn weiter zu kommen, wenn er mit den Bauern in gutem Vernehmen bliebe. Martinus Wessel Pretorius, der seinem Vater Andries inzwischen in der Präsidentschaft der Transvaalrepublik gefolgt war, und alsbald auch dem Setschele seine Kinder wieder zugestellt hatte, wollte auch lieber die umwohnenden Schwarzen für sich gewinnen, als sie ausrotten und ausbeuten; und so führte die gegenseitige Annäherung denn wirklich zu einer Art Freundschaft, die den Setschele zu der Bitte veranlaßte, er, Pretorius möchte ihn doch, da ihn die englischen Missionare so im Stiche ließen, mit Missionaren versehen.

Mit dieser Bitte hatte sich Setschele freilich nicht an die richtige Adresse gewandt. Woher sollte Pretorius Missionare bekommen?

Indeß der Herr half ihm selbst aus der Verlegenheit. Auf einer Reise in die Natal-Colonie erfuhr er, daß in Neu-Hermannsburg so viele Missionare auf einem Ort zusammen wohnten. Daß es Deutsche waren, war ihm um so lieber, denn mit den Engländern haben die Transvaalschen nicht gern allzuviel zu thun; auch halten sie alle deutschen Missionare für Herrnhuter; und die haben vom Caplande her um ihres stillen, friedlichen Wesens willen unter den Bauern ein gutes Andenken. So zogen denn 1857 etliche Hermannsburger Brüder zu Setschele nach Liteyane, wie jetzt sein Wohnort hieß. Moffat unterstützte den Bruder Schröder und die anderen Brüder mit Büchern, Bibeln und Gesangbüchern, und gab ihnen Anweisung zum Erlernen der Sprache.

Schröder's Stellung war nicht leicht; denn die Bakwän verlangten von ihm Schießpulver, was er der Bauern wegen nicht verkaufen durfte; dazu konnten die Brüder die Sprache nicht, und litten viel am Klimafieber. Im Jahr 1858 konnte indeß Bruder Schröder die Erstlinge taufen, und andere Hermannsburger Brüder folgten nach. Setschele half ab und zu mit einer Nachmittagspredigt aus. Wenn er auf die geringe Zahl der Getauften schaute, so sprach er: „Lehrer leben sonst von der Vielheit ihrer Leute; bis jetzt bin ich die Vielheit." Im folgenden Jahr 1859 stieg die Zahl der Getauften schon auf 33, und es schien, als ob nunmehr der Eingang zu dem Herzen des Volks eröffnet sei, zumal das Verhältniß zu den Bauern ebenfalls immer freundlicher sich gestaltete.

Aber um diese Zeit stieg eine neue Gefahr auf für die dortige Mission. In demselben Jahr 1859 kam Dr. Hardeland als Superintendent der Hermannsburger Mission nach Africa und fand allerdings vieles zu ordnen und in Schick zu bringen. Dem

wollten die Hermannsburger Brüder im Betschuanenlande sich nicht so ohne Weiteres unterwerfen, und da ohnehin auf dieser Handelsstraße durch Schmausen (Handeln) der Unterhalt sehr leicht zu erwerben war, und die Austretenden also nicht gerade Mangel und Noth zu befürchten hatten, so kündigten sie ihrem Superintendenten und dem Pastor Harms den Gehorsam auf, und befanden sich bei dem reichen Gewinn des Handels eine Zeit lang ganz wohl. Indeß kamen sie doch durch die Barmherzigkeit Gottes auch wieder zur Besinnung und gedachten, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt; sie unterwarfen sich der neuen Ordnung und kehrten in den Verband ihrer Mission zurück.

Während dieser Wirren waren die Hermannsburger Missionare auch mit Setschele in Streit gekommen, so daß dieser an ihrer Stelle wiederum Londoner Missionare zu sich rief. Als dann später die Hermannsburger Brüder (1863) wieder einziehen wollten, wurden sie von Setschele's Volk geradezu abgewiesen. Der Beschluß wurde ihnen in der Weise kund gethan, daß Setschele ihnen 1 Sam. 29 vorlas, die Geschichte, wie die Fürsten der Philister David und seine Mannen zurückgesandt hatten. Setschele verglich sich mit Achis und die Brüder mit David und seinen Mannen. Zu Br. Behrens sprach er: „Du gefällst meinen Augen als ein Engel Gottes; aber Du gefällst den Fürsten nicht. So mache Dich nun morgen frühe auf und die Knechte Deines Herrn, die mit Dir gekommen sind, und wenn ihr euch morgen frühe aufgemacht habt, daß licht ist, so gehet hin!"

Sie zogen traurig ihres Weges. Bei Kolobeng kam ein Reiter ihnen nachgesprengt. Es war Setschele, der nochmals Abschied nahm.

Da nun eine Anzahl Hermannsburger Brüder einmal im Lande waren, mußten für sie andere Plätze ausfindig gemacht werden. Und der Herr half wunderbar, Eingang zu finden bei dem Häuptling Sekhome und bei Manhope in Limao. Als Superintendent Hohls, der Nachfolger von Hardeland 1864 die Angelegenheiten der Betschuanenmission geordnet hatte, thaten sich ihm neue Thüren auf in Rüstenburg und besonders am Limpopo, woselbst eine Bevölkerung von 2000 Seelen durch einen eifrigen wesleyanischen native teacher bereits so weit vorbereitet war, daß sie sich ein eigenes Kirchlein gebaut hatten, und nach der Abreise jenes hochbegabten demüthigen Nationalgehülfen sehnlichst nach einem Missionar verlangten. Behrens blieb sofort dort, wurde als Vicesuperintendent zum Aufseher der Hermannsburger Betschuanenmission bestellt und konnte, da jener Nationalgehülfe bereits eine Anzahl bis zur Taufe vorbereitet hatte, binnen kurzem 20 Erwachsene und 22 Kinder taufen. Die Leute waren so glücklich über die Ankunft des Missionars, daß sie nicht nur beim

Bauen halfen, sondern auch allerlei Lebensmittel und Vieh zum Unterhalt desselben brachten. Die Station erhielt den Namen Bethanien. Sie zählte Ende 1865 bereits 115 Getaufte.

Da nun auch für die übrigen Brüder Stationen eröffnet werden konnten, fand der Herausgeber im Jahr 1867 bereits 10 Hermannsburger Betschuanenstationen vor, unter ihnen Bethanien, Matlara, Makapan, Sterkstrom, Rüstenburg, Saron, Linokana, Limao, Patalecopa. Diese Betschuanenmission ist wohl der hoffnungsvollste Theil der Hermannsburger Mission in Africa, da die Betschuanen überall dem dargebrachten Evangelio bereitwillig die Herzen aufthun. Der Herr helfe in Gnaden weiter. —

---

51. Die Wesleyaner und Moroko.

Die Methodisten erwählten den Stamm der Barolong zu ihrem ersten Arbeitsfelde unter den Betschuanen und stifteten (1823) am Makasseegebirge zwischen dem Hartfluß und Vaal die Station Bootschap. Dieselbe hatte mit denselben Mühen zu kämpfen, wie die Anfänge am Kuruman. Unter den beständigen Unruhen und Räubereien jener Bevölkerung konnte das Samenkorn lange nicht aufgehen. Die Brüder Broadbent und Hodgson hielten in aller Demuth aus und harreten der Hülfe des Herrn. Der erstere erlebte sie nicht mehr; seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, nach England zurückzukehren. Hodgson aber konnte bereits im November 1828 schreiben: „Die Gnadenwirkung des heiligen Geistes bei der Predigt des Wortes ist oft deutlich zu fühlen und viele wohnen dem Gottesdienst mit tiefer Aufmerksamkeit und sichtbarem Verlangen bei. Wir haben mehr als einmal in unseren Betstunden das laute Weinen der Reuigen gehört." Und Br. Edwards konnte im März 1830 weiter melden: „Wir haben 19 Gemeindeglieder, die Kirche besuchen gegen 200, und oft ist der Herr in Gnaden zugegen gewesen. Nach der äußeren Veränderung, welche das Evangelium hier allgemein bewirkt hat, urtheile ich, daß ich unter einem für den Herrn vorbereiteten Volk arbeite." Im Jahr 1831 konnten 30 Seelen der Gemeinde zugeführt werden.

1828 wurde die zweite Station der Wesleyaner, am Vaalfluß gestiftet, Platberg, so nahe von Bootschap, daß man gegenseitig leicht einander erreichen konnte. Hier durfte man nicht so lange warten auf die Früchte. Der Häuptling Moroko, der noch heute lebt (der Herausgeber besuchte ihn in Thaba Nschu, Reisetagebuch p. 307 f.), ist ein Mann von nicht allzuviel Energie weder für, noch gegen das Evangelium. Er äußerte sich über das in der Predigt vernommene Wort dahin: „Die Dinge,

welche die Missionare predigen, sind große Dinge, und ich kann, wie mancher andere, sie nicht begreifen; aber ich glaube sie; denn es giebt viele nicht minder wahre Dinge, die wir auch nicht begreifen können!" — Ein Wort von mehr gesundem Menschenverstand, als man bei manchem hochbegabten Kopf findet.

Wo aber der König dem Glauben nicht geradezu widerspricht, da finden sich unter seinen Leuten allzeit etliche, die von der Macht des Wortes überwunden werden. Eine ganze Zahl wurde erweckt. Bei einem Feste sprachen sich 22 über ihre inneren Seelenerlebnisse aus. Einer sprach: „Bei Mr. Anderson habe ich von der „Lehre" gehört, habe aber nicht gewußt, was es sei, etwas Lebendiges, oder etwas, was man auf Wagen herbeischafft. Jetzt bin ich glücklich, denn ich weiß, was es ist. Es ist wahrlich etwas Lebendiges, es ist Christus in uns, die Hoffnung der Herrlichkeit!" Ein anderer sprach: „Jedermann weiß, was ich gewesen bin, ein Trunkenbold, ein Ehebrecher und alles sonstige Schlechte. Jetzt danke ich Gott, daß es anders ist; die Gnade Gottes hat große Dinge an mir gethan."

Damals konnte von Platberg berichtet werden: „Wenige Missionare haben in so kurzer Zeit so großen und noch immer wachsenden Erfolg gehabt. Der Kirchenbesuch beträgt im Durchschnitt 300, häufig 800, bisweilen 1000 Seelen. Die Aufmerksamkeit auf die Predigt ist sehr groß, die Umwandlung auch im Aeußern sichtbar. Der Aberglaube an Wahrsagerei und Zauber hat sehr abgenommen, und das Benehmen des Volkes im Ganzen zeigt, daß der christliche Unterricht Wurzel bei ihnen gefaßt hat. Buschmänner, Griqua, Koranna und Betschuanen, die sonst unversöhnliche Feinde waren, sind hier in brüderlicher Liebe durch Christum vereinigt."

So standen am Eingang des Betschuanenlandes im Jahr 1830 drei Burgen, Platberg, Bootschap und Kuruman, welche die Grenze hüteten, durch die der Herr Jesus einziehen will. Den einen Platz, Platberg, woselbst 1834 57 Personen getauft wurden, gaben die Wesleyaner noch in demselben Jahre wieder auf wegen seiner Trockenheit. Sie (Missionar Archbell und Edwards) zogen mit Moroko in das Gebirgsland des oberen Caledon und bauten sich am Fuße des Felsberges Thaba Nschu an in einer schönen fruchtbaren Gegend, von welcher unsere Brüder 1836 folgende Beschreibung gaben:

Montags stiegen wir in Begleitung unserer neuen Freunde auf den Thaba Nschu, längs dessen sich weithin erstreckenden Fuß der Kraal liegt. Dieser in der Umgegend vieler Meilen höchste und sehr weit sichtbare Berg, dessen Name, Thaba Nschu, schwarzer Berg bedeutet, steigt von Süden in einem durch mehrere Koppen durchbrochenen Rücken auf, und endigt nördlich, ziemlich

steil in der höchsten Spitze. So mag er an Gestalt etwa dem Kyffhäuser in Thüringen verglichen werden. Eine alte Ritterburg steht freilich nicht auf seinem Gipfel, statt ihrer aber ins Ungeheure aufgethürmte Felsmassen, durch das Wetter zu den abenteuerlichsten Formen ausgehöhlt. Am Fuße dieser aufgethürmten Felsen, also beinahe auf dem höchsten Punkte des Berges, fanden wir ein großes in den Felsgrund flach ausgehöhltes Becken mit sehr labendem, kühlem, reinem Wasser, wahrscheinlich angesammelter Reif und Schnee; in der oberen Hälfte des Abhanges sprudelte eine köstliche Quelle zwischen Gestein und Gras hervor. Unterschiedliches Gethier aus dem zierlichen Gazellengeschlecht — von dem man ja überhaupt in Südafrica mehr als 20 verschiedene Arten zählt — aufgescheucht durch den nahenden Menschentritt, belebten die Scene sehr anmuthig. Ich schätze die relative Höhe des Berges nicht über 2000 Fuß; von seiner absoluten läßt sich natürlich gar nichts aussagen, da wir keine derartigen Instrumente haben; sicher aber muß sie bedeutend sein; denn er erhebt sich auf einem sehr beträchtlichen Hochlande. Bei hellem Wetter soll man nach allen Richtungen hin eine sehr weite herrliche Aussicht haben und die Berge von Archbell, Jerkins, Morijah und beinahe bis zu unserm Platz sehen können; wir aber trafen's sehr ungünstig; wir konnten kaum zwei bis drei deutsche Meilen durch die dicke Luft durchsehen.

Nachmittags um 3 Uhr war unsere Gebirgsreise beendigt. Nachdem wir unsern durch den Berg ziemlich stark gewordenen Appetit gestillt, gingen wir mit Edwards, den Kraal zu besuchen, d. h. einen Theil desselben; denn wirklich den ganzen Kraal zu durchwandern würde mehrere Stunden erfordern. Der zufolge der großen Berge im allgemeinen stattfindende Wasserreichthum der ganzen Gegend dringt in vielen einzelnen Quellungen hervor, und diese ist somit sehr geeignet für eine große Bevölkerung, zumal da diejenigen Produkte, welche die Betschuanen kultiviren: Kafferkorn, Kürbisse, Melonen, türkischer Weizen und Bohnen, wenn die Gegend nicht allzutrocken ist, selbst ohne ausdrückliche Bewässerung gedeihen. Am nächsten der Hauptquelle sind die beiden Wohnhäuser von Edwards und Saphton gebaut, einige Flintenschüsse von einander entfernt. An sie schließen sich die ganz den Korannischen gleichen Hütten der Oorlams, und von diesem Mittelpunkte aus erstreckt sich nach mehreren Richtungen hin der ungeheure Kraal, in gleichsam verschiedenen Bezirken wie eine große Stadt. Dr. Smith hat bei seiner Durchreise die Bevölkerung auf 7000 geschätzt und sie soll täglich im Steigen sein. So ist denn der Ort nicht nur die größte Missionsstation, sondern überhaupt nächst der Capstadt der größte Ort Südafrica's. Die Werke dieser Leute übersteigen an Regelmäßigkeit, Sauberkeit

und Niedlichkeit alle Vorstellung, die ein Europäer mit dem Culturzustande zu verbinden im Stande ist, an den man im Allgemeinen durch den Namen Kaffer sich erinnern zu lassen gewöhnt ist. Jeder Bezirk der Stadt ist nur einige Reihen Häuser breit, aber sehr lang. Die zwischen den Häusern, oder richtiger Gehöften, der Länge nach sich hinziehende Hauptstraße läßt Einen von Zeit zu Zeit auf einen großen, runden, leeren Platz, gleich einem Marktplatze, stoßen, um welchen sich rundum eine Mauer, um deren Außenseite die Straße und an der andern Seite der Straße die Gehöfte hinziehen. In diese Mittelplätze treiben sie zur Kriegszeit ihr Vieh und vertheidigen ringsum den Zugang dazu gegen den Feind. In Friedenszeit ist nur das zum unmittelbaren Unterhalt erforderliche Vieh am Tage bei, des Nachts in der Stadt, das Zuchtvieh auf Außenposten, d. h. auf Plätzen bei Quellen im Umkreise einiger Stunden vom Orte (eine Einrichtung, die unerläßlich ist auf einer Station für Hirtenvölker).

Wenn damals die Bevölkerung auf 7000 Seelen angegeben wurde, so fand sie der Herausgeber 1867 fast doppelt so stark, Thaba Nschu und Moroko's Stadt wurde so berühmt in dem ganzen Volke der Betschuanen und Kaffern, daß die mächtigsten Fürsten mit Moroko Verbindungen anknüpften.

Das Werk des Evangelii verbreitete sich von hier aus über das ganze südlich gelegene Land unter Koranna und Bassuto, eine Station nach der andern mußten die Wesleyaner anlegen, und von vielen derselben kamen binnen kurzem ähnliche günstige Berichte, wie die oben aus Alt-Platberg angeführte.

Aber das dauerte nur seine Zeit. Fünfzehn bis zwanzig Jahre später war alle diese Herrlichkeit in Trümmer gesunken. Bootschap ist längst verlassen, Lischmani, Mperani, Mpakani, Neu-Platberg liegen im Staub; die letzte Station im Betschuanenlande, Lotlokana mußte 1852 vor dem Andringen der Bauern aufgegeben werden, nur noch Thaba Nschu haben die Wesleyaner als betschuanische Missionsstation behalten. Ihre so scharf andringende methodistische Weise erzeugt eben im Anfange die glänzendsten Erfolge, aber ihr fehlt die Kraft des nachhaltigen naturwüchsigen Pflegens und Bauens; Leute, die allzufrüh angehalten werden, die geheimsten Erfahrungen ihres Herzens vor allen offen zur Schau zu tragen, erkalten leicht, wenn der Gefühlsrausch verraucht ist, oder sie werden hoffärthig, und Hoffahrt kommt vor dem Fall. —

52. Die Americaner und Pariser.

Die Wirksamkeit der Americaner, die sich 1836 in Mosica niederließen, dann aber nach sehr kurzer Arbeit wiederum von

dannen zogen, ist im Betschuanenlande so unbedeutend gewesen, daß wir nur um der Vollständigkeit willen, sie hier noch einmal erwähnen. Auch die Pariser haben nach wenigen Jahren ein anderes Arbeitsfeld zugewiesen erhalten; allein ihre Arbeit auch unter den eigentlichen Betschuanen, die sich bis 1869 fortgesetzt hat, ist nicht ohne Frucht gewesen, weshalb wir hier ein wenig näher darauf eingehen müssen.

Von den ersten im Jahr 1829 ausgesandten Pariser Missionaren gingen zwei, Lemue und Rolland tiefer in das Innere, und da ihre Herzen auf das Betschuanenvolk gerichtet waren, zunächst zu Moffat an den Kuruman (1830). Sie fanden dort Arbeit, aber für ihre Rührigkeit nicht genug. Deshalb machte sich schon 1831 Rolland auf zu den Baharutsi, deren Häuptling Mokatla ihn in seiner Stadt Mosica freundlich willkommen hieß. Moselekazzi, der Oberhäuptling, um seine Erlaubniß gefragt, ob die Station in Mosica angelegt werden dürfe, ließ zurückantworten, er wünsche sogar eine ganze Kette von Stationen vom Kuruman an bis in sein eigenes Land hinein zu besitzen.

Auf diese Antwort hin entschloß sich der so eben neu angekommene Missionar Pellissier, den Moselekazzi zu besuchen. Dieser, damals auf der Höhe seiner persönlichen und politischen Macht, nahm den Missionar sehr freundlich auf, und wollte ihn sofort bei sich behalten; — er dachte nicht an das Heil seiner Seele, sondern an die Reparatur seiner Gewehre und an die Vermehrung seines Ansehens, da er sich vor den Griqua und vor Dingaan fürchtete. Nur mit Mühe konnte Pellissier wieder von ihm los kommen; er hatte versprechen müssen, so bald als möglich zu ihm zurückzukehren.

Kaum aber war Pellissier wieder in Mosica angekommen, da sandte Moselekazzi Boten, welche bei Todesstrafe alle drei Missionare zu ihm bringen sollten. Mokatla, höchst erschrocken, rieth den Brüdern die eiligste Flucht, denn Nachrichten aus anderen Gegenden schienen es zu bestätigen, daß Moselekazzi die Brüder zu tödten beabsichtige. Kein Betschuane war zu bewegen, den Wagen der Brüder zu Moselekazzi zu fahren. So machten sich denn die Brüder auch aus dem Staube, nach Lattaku. Moffat sandte Boten zu Moselekazzi, um zu vermitteln. Der würdigte ihn aber keiner Antwort, und deshalb floh aus Furcht vor ihm auch Mokatla von Mosica fort. Pellissier aber, für den es unter diesen Umständen keine Arbeit mehr im Betschuanenlande gab, ging nach dem Süden, an den Caledon, wo er die Londoner Buschmannsstation übernahm, um daraus von vorn herein eine Bassutostation zu machen. Rolland folgte ihm 1835.

Einstweilen gestattete Sup. Philipp den zurückgebliebenen französischen Brüdern, unter den Batlhapi's selbst eine Station

anzulegen, und so entstand Ende 1832 Motito, wohin sich auch die geflüchteten Baharutzen sammelten, und wer sonst willig war. Mit 60 Leuten begann die Station, hob sich indeß bald zu 100. Der Batlhapi-Häuptling Mahura machte auch Miene, dorthin zu gehen; hielt aber nicht Wort, sondern bewies sich allzeit als ein rechter Feind der Missionsstation.

Im Februar 1834 hatten die Missionare die Freude fünf, und darunter ihren Dolmetscher Saul, „den rechtschaffensten der Betschuanen," als Tauf-Candidaten aufzunehmen, dieser junge Mann sagte den dem Evangelio feindlichen Batlhapi's in Alt-Lattaku: „Ihr seid fleischlich gesinnt und denkt nur an Rauben des Viehes derer, die ihr ermordet habt. Eure Heerden sind eure Götter, und niemals sagt ihr: es ist genug." Dann nahm er die Bibel in die Hand und fuhr fort: „Seht ihr diese Schrift, das ist unser Reichthum. Sind wir ohne Brod, so finden wir darin das Wort des Lebens, sind wir arm, einen verborgenen Schatz, wenn uns alle Welt verläßt, Einen, der uns nie verläßt." So lebendig und gläubig hatte dieser Saul die Lehre der heiligen Schrift aufgefaßt. Den Sonntag nach Weihnachten 1834 wurden diese fünf Personen und drei Kinder unter freiem Himmel im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft, nachdem die ersteren mannigfache Prüfungen durch Krankheit, Verfolgungen u. s. w. bestanden und dem Teufel und seinen Werken für immer entsagt hatten.

Die Station Motito hat sich — nebst einigen Außenplätzen (unter andern eine Zeit lang Mamusa unter den Koranna) — unter verschiedenen Wechselfällen in gutem Stande erhalten und ihre Früchte getragen. Ihr letzter Missionar Fredoux ist 1866 auf schreckliche Weise ums Leben gekommen. Er wollte einen englischen Händler wegen auf Motito begangener Schändlichkeiten zur Rechenschaft ziehen. Dieser aber, welcher eine große Quantität Pulver auf seinem Wagen hatte, sprengte sich selbst und seine Leute und seinen Wagen und auch den in der Nähe befindlichen Missionar in die Luft.

In neuster Zeit haben die Franzosen ihre Arbeit unter den Nord-Betschuanen, den Londonern, welche jenes Gebiet gern für sich behalten wollen, abgetreten.

---

53. Bethulia.

Im vorigen Paragraphen hörten wir, daß der französische Missionar Pellissier den Anfeindungen des Moselekazzi weichend, nach dem Süden ging. Nach vorübergehender Arbeit auf der

Griquastation Philippolis bezog er 1834 die Londoner Buschmannsstation am Caledon. Er fand sie in einem komischen Zustande, Missionarswohnung, Schulhaus und Wasserleitung verfallen, kaum 50 Buschleute am Platz. Er nannte die Station, die die Londoner ihm förmlich abtraten, Bethulia, und lud die umwohnenden Betschuanen ein, sich dort niederzulassen. Diese folgten in dem Maße, daß vor Jahresablauf bereits 2500 Seelen sich sammelten, die dem Platz, weil die Betschuanen fleißige Leute sind, bald ein freundliches Ansehen zu geben wußten. Die Gelegenheit war günstig. Eine große Anzahl von zersprengten Heiden irrten damals obdachlos umher; sie wußten so ungefähr auch schon, daß ein Missionar ihr Freund sei, und so flossen denn in der alten „Mordenaarsdrift" so viel Leute zusammen, daß man bald sagen mußte: Es ist genug, es ist kein Platz mehr. Die ersten Betschuanen, die sich sammelten, waren Batlhapi aus der Gegend von Motito, die durch die Mantäti's verjagt waren.

Mit der Thätigkeit Pellissier's ging es seinen gewöhnlichen Gang. Viel Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit der Heiden gegen das Evangelium, hie und da aber auch rechte Empfänglichkeit, und darum auch manche schöne Frucht. Bald wuchs der Kirchenbesuch sichtlich und das Heidenwesen verschwand. Störend war der Anspruch, den Adam Kok von Philippolis auf die Oberhoheit über die Station erhob.

Der Betschuanenhäuptling Lepui hatte sich zwar bald taufen lassen, aber er war ein schwankend Rohr, das dem Missionar keine Stütze bot. Die Einfälle räuberischer Kaffern, der Bauernzug nach Natal (1836—44) brachte manche Noth; dann aber ging das Werk frisch vorwärts; die Kirche, welche nun erbaut wurde, faßte 600 Menschen, strenge Zucht von Seiten der Missionare wurde gehandhabt, und die Leute waren so nüchtern in ihrem Christenthum, daß z. B. Lepui einmal einem seiner Neffen schrieb: „Bilde Dir nicht ein, Du werdest dadurch selig werden, daß Du einen Missionar bei Dir hast, wisse vielmehr, daß Deine Seele verloren geht, wenn Du nicht an Deinen Heiland glaubst."

Neue Noth gab es, als 1849 die ganze Gegend zwischen Oranje- und Vaalfluß unter britische Oberhoheit gestellt wurde und der Gouverneur Sir Harry Smith diejenigen guten Quellen und Plätze, wo nach Natal ziehende Bauern sitzen geblieben waren, für deren Eigenthum erklärte. Durch diese Maßregel verlor Bethulien die Hälfte seines Landes, und namentlich in dürren Jahren war es keine Möglichkeit, für alle Bewohner genügende Nahrung zu beschaffen. Die Folge war Unzufriedenheit, und Abnehmen auch des Interesses für geistliche Dinge; dann häufige Auswanderungen. Der Kern der christlichen Gemeinde

freilich wuchs in dem Maße, als die Masse der Bewohner abnahm. Schlimmer wurde die Station im Jahr 1857 durch die um dringender Umstände willen nothwendig gewordene längere Abwesenheit des Bruders Pellissier gefährdet. Denn so weit ist selbst der getaufte Betschuane noch nicht innerlich gekräftigt, daß er des beständigen Anhalts an einen weißen Lehrer ohne Gefahr längere Zeit entbehren könne. Branntwein und allerlei Unordnung riß in dieser Zeit ein, — leider leistete Lepui dem schlimmen Wesen selbst Vorschub.

Kaum hatte Pellissier die Ordnung wieder hergestellt, als Lepui einen noch verderblichern Schritt damit that, daß er 1860 sich unter die Oberhoheit des inzwischen aufgerichteten Oranje-Freistaats stellte, unter der Bedingung, daß der Staat ihn als rechtmäßigen Besitzer sämmtlicher zur Station gehörenden Ländereien anerkennete. Die Bauern, welche die Natur der Schwarzen kennen, gingen, lüstern nach den schönen Ländereien, nur allzubereitwillig auf das Anerbieten ein, und kauften dem Häuptling einen Bauernplatz nach dem andern ab, so daß für die Schwarzen kein Land mehr übrig blieb.

So geschah es, daß, während 1860 noch allsonntäglich 500 Leute, (darunter 222 Communicanten) sich zur Kirche einfanden, bereits nach wenigen Jahren so viele ausgewandert waren, daß unter 300 farbigen Einwohnern nur noch 30 Communicanten übrig geblieben waren. Die meisten Auswanderer gingen in das Bassutoland; andre traten in den Dienst der umwohnenden Bauern, und besuchten von da aus die Kirche.

Neuerdings ist Bethulien zu einem Bauerndorf geworden und damit aus der Reihe der Pariser Missionsstationen geschieden. Missionar Pellissier, dem ein genügender Grundbesitz nebst den Missionsgebäuden verblieb, lebte, unabhängig von der Pariser Missionsgesellschaft, auf demselben als Prediger des Evangeliums. So traf ihn der Herausgeber noch im Jahr 1867. Bald darnach ist er gestorben, und die Missionsthätigkeit auf diesem einst so gesegneten Orte wird damit wahrscheinlich ihr Ende erreicht haben. —

---

54. Moschesch (Moschwêschwe*) und die Pariser Bassuto-Mission.

Die südlicher wohnende, etwa 120—150,000 Seelen umfassende Abtheilung des Bassutovolks hat das jetzt von ihnen be-

*) Der Name wird ausgesprochen Moschŏéschŏĕ, so daß das zweite und dritte O ein fast verschwindendes Schwa bildet. Daraus haben die Holländer Moschúsche gemacht, gebräuchlich geworden ist die Aussprache Moschésch.

wohnte Land zwischen dem Drakengebirge und dem oberen Lauf des Caledonflusses nicht seit uralten Zeiten innegehabt. Sie wohnten früher noch im Anfange unsers Jahrhunderts viel nördlicher.

Im Jahr 1820 warf sich Tschakka, der berühmte Zulu-Eroberer auf Matiwane, dieser auf den Häuptling Pakalita, dieser



König Moschesch.

auf die Mantäti, diese auf die Bassuto, und diese wichen in jener merkwürdigen Zeit der südafrikanischen Völkerwanderung und Neugestaltung von Nationen unter Anführung ihres Häuptlings Moschesch nach Süden aus. Krieg und Hungersnoth löſten alle Bande, so daß sich selbst eine Horde von Menschenfressern in den nördlichen Ausläufern der Maluti-Berge bildete. Moschesch fand in jenem scharfzerklüfteten Lande einen fast uneinnehmbaren, nach allen Seiten durch zackige Abhänge geschützten, auf seinem Gipfel mit genügendem Säeland und Wasser ver-

sehenen — dem Königstein in Sachsen ähnlichen — Felskegel Thaba Bossigo (Berg der Nacht), den er sofort zu seinem Sitz erkor. Von da aus hat dieser höchst merkwürdige Mann, einer der interessantesten Charaktere unter allen Südafricanern, aus kleinen unbedeutenden Anfängen heraus, die Angriffe der überlegenen Griqua, des mächtigen Moselekazzi, ja selbst der holländischen Bauern, heldenmüthig abweisend, ein Reich gestiftet, welches für africanische Verhältnisse eine imponirende Macht bildet, und auf die gesammte Bassutobevölkerung, ja auf die Aktion sämmtlicher Schwarzen in Africa der weißen Colonistenbevölkerung gegegenüber einen entscheidenden Einfluß ausübt.

Einmal versuchte der gewaltige, weitgefürchtete Moselekazzi die Bergfestung mit Sturm zu nehmen. Moschesch wies den Sturm kaltblütig ab, und als dann das Heer des Eroberers abziehend in große Noth gerieth, sandte Moschesch ihm 30 fette Ochsen nach mit der Botschaft: „Moschesch läßt euch grüßen. Da er vermuthet, daß der Hunger euch veranlaßt habe, in sein Land zu kommen, so schickt er euch diese Ochsen, damit ihr auf dem Wege etwas zu essen habt." Einige Jahre später begegnete Missionar Casalis in der Capstadt einigen Abgeordneten des Moselekazzi. Er fragte sie, ob sie den Fürsten der Bassuto kenneten. „Ob wir ihn kennen!" riefen sie lebhaft aus, „dieser Mann ließ erst Felsblöcke auf unsere Köpfe herabrollen, und dann sandte er uns Ochsen!"

Ein andermal hatten die Feinde ihm eine völlige Niederlage beigebracht. Nur vier oder fünf Leute hatte er noch bei sich. Rings hatten sie ihn umzingelt, und allenthalben starrten ihm ihre Assagaien entgegen. Jauchzend und mit ihrem eigenthümlichen scharfen Pfeifen, das den Triumph anzeigt, schlugen sie an ihre schwarzweißen Schilder! Da setzte sich Moschesch ruhig nieder, und befahl seinen Begleitern, dasselbe zu thun. Während die Feinde sich über dies Beginnen verwundern, springt er plötzlich auf, und ruft seinen Leuten zu: „Auf! Folgt mir! So erschlägt man keinen König!" Dann geht er mit entschiedenem Schritt auf die Feinde los, und ruft mit der Stimme eines Herrschers, der Gehorsam gewohnt ist, ihnen zu: „Platz gemacht!" Diese, überrascht und erstarrt, gehorchen dem Befehl, öffnen eine Gasse und lassen ihn frei passiren! —

Dies nur einige Züge aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes. Genaueres und Aehnliches werden wir im nächsten Buche zu berichten haben, das uns zum öfteren die in vieler Beziehung imponirend edle Gestalt dieses heidnischen Fürsten wieder vorführen wird.

Als um das Jahr 1830 friedlichere Zustände im Lande eintraten, machte sich Moschesch ungesäumt daran, sein Land und



Ein Bassutokrieger.

Volk wieder emporzubringen. Tausende geflüchteter Bassuto rief er zurück, unterstützte die Nothleidenden und strafte die Plünderer auf das Strengste. Jener Horde von Menschenfressern schenkte er wider den Willen seines Volks Verzeihung, mit den Worten: „Sie sind lebendige Gräber, und gegen Gräber muß man nicht

Krieg führen." Sie gewöhnten sich, nachdem sie andere Erwerbsquellen gefunden hatten, allmählich von ihrem scheuslichen Gewerbe ab.

Vor allen Dingen wünschte Moschesch zur Hebung seines Volks und Landes weiße Lehrer zu haben. Zu dem Ende schickte er 200 Ochsen an den „Oberkapitän der Weißen" in der Capstadt, damit dieser ihm Lehrer dafür sende. Räuberische Koranna fingen die Heerde ab, aber die Kunde von der Sendung drang bis in die Capstadt.

Hier landeten in jenen Tagen gerade die beiden Pariser Missionare Arbousset und Cazalis, nebst einem Handwerksbruder. Superintendent Philipp machte sie auf Moschesch aufmerksam, und wies sie zunächst zu der Griquastation Philippolis. Das Ansehen von Waterboer unterstützte ihren Gang zu Moschesch.

Am 5. Juni 1833 reiste Bruder Pellissier mit den aus Europa gekommenen jungen Brüdern aus Philippolis ab. Sie hatten zuerst Tage lang eine große unabsehliche Ebene zu passiren. Dann kamen sie in die Region des Gebirges, und trafen dort auf kegelförmige Tafelberge und andere seltsame und vielgestaltige Felsbildungen. Die Thäler bildeten zuweilen ungeheure Ringe, meistens aber lange Gänge, die sich immer mehr verengten. Oelbäume, Schlingpflanzen, allerhand Strauchwerk, mächtige Aloë und mannigfache bunte Blumen verschönten Fels und Berg, und allerlei Gazellen (an 20 Arten) und Affen belebten die Einsamkeit. Leider waren auch die Spuren der Verwüstung überall zu sehen. Nur auf den Höhen der Berge konnte man etliche versteckte Hütten entdecken, und die wenigen Leute, denen man begegnete, flüchteten eilig beim Anblick der Herannahenden. Je tiefer hinein in's Gebirge, desto freundlicher aber wurde der Anblick des Landes. Sie trafen Heerden, Felder und freundliche Leute.

Moschesch nahm die Brüder auf seinem Felsenneſt Thaba Bossigo freundlich auf. Er selbst gefiel auch den Brüdern. Er war damals (1833) im kräftigsten Mannesalter, von schönem Wuchs, mit klugen Augen, dazu ein großer Bewunderer europäischer Bildung und Gesittung. Auch die Bassuto gefielen den Brüdern. Sie waren schöne, sanfte, fleißige und kluge Leute — freilich dabei auch, wie sich bald herausstellte, mistrauisch, betrügerisch, zügellos, tief versunken in Vielweiberei und Zauberei.

Als die Brüder zum Könige herantraten, jauchzten Tausende auf. Moschesch hieß sie freimüthig willkommen, und gab ihnen die Hand: „Schön, daß ihr bei mir wohnen wollt!" sprach er, „so werdet ihr mich mit eurem Gott bekannt machen. Mein Land steht euch offen; bauet, ackert, wie ihr es für gut findet. Ich werde meine Unterthanen versammeln, und mit ihnen bei euch wohnen!" Dann begleitete er sie selbst, um ihnen etliche

Stunden südlich von Thaba Bossigo einen schönen Wohnplatz aufsuchen zu helfen. Sie nannten die Station Morijah. Letsie, der Thronfolger, und Molapo ein anderer Sohn des Moschesch, ließen sich dort nieder. Die Brüder machten sich eifrig an die Erlernung der Sprache, und predigten bald in der Umgegend und auf der Hauptstadt. Nicht lange hernach kam Bruder Rolland aus dem Betschuanenlande nach und legte 1835 die Station Bersaba an, welcher 1837 die Anlegung von Mekuatleng und von Thaba Bossigo am Fuß jenes Felsberges folgte.

Die Arbeit der Brüder nahm den Gang, den wir auch sonst schon oft berichtet haben, nur daß hier von Seiten des Häuptlings keinerlei Schwierigkeit in den Weg gelegt wurde. Die Frauen lachten zuerst laut auf, als die Missionare sie einluden, auch zu den Versammlungen zu kommen. „Was wollt ihr mit uns machen?" sagten sie, „ihr seid Männer! Geht! Sucht Männer!" Daß man das Papier sprechen lassen könne, war den Leuten zuerst völlig unbegreiflich. Aber der heilige Geist ließ sich bald spürbar vernehmen darin, daß etliche Seelen aus dem Sündenschlaf erwachten.

„Könnte denn Gott nicht den Sündern Gnade erweisen, (so fragte einer der Neuunterwiesenen den andern) ohne daß er für ihre Vergehungen Genugthung verlangt hätte?" — „Nein," antwortete dieser, „ich würde Dir auch nicht verzeihen, wenn Du mir unverschämter Weise in das Gesicht gespien hättest." Tiefer aber und eingehender erwiderte ein Dritter: „Sagt man, wenn ein Mantel zerrissen ist, einfach zu beiden Theilen: Vereiniget euch? Nein, sondern man sucht einen Faden, der dazu dient, sie wieder zu vereinigen. Adam war ehemals im Frieden mit seinem Schöpfer, weil er aufrichtig (droit) und rein wie der war, welcher ihn nach seinem Bilde gemacht hatte. Was trug sich aber in der Folge zu? Satan brachte die Sünde zwischen Adam und Jehovah. So entbrannte der Krieg. Wenn nun Jesus erschienen ist und die Sünde weggenommen hat, so hat er die Uneinigkeit weggenommen: der Friede ist an seinen alten Platz zurückgekehrt. Ist so nicht Jesus zu dem Faden geworden, welcher die Theile des zerrissenen Mantels wieder vereinigt? Die Gerechtigkeit, welche sagt: Schlage den Schuldigen, und die Liebe, welche schreit: Schone des Menschen, küssen sich nun unter einander, wie zwei alte Feinde es machen, wenn sie sich versöhnen." „Das ist sehr schön," setzte der erste hinzu, „aber warum verweigern denn unsere Herzen den Gehorsam?" Und dabei neigte er tief seufzend sein Haupt. „Mein Herz," sagte ein anderer Eingeborener, „ist wie das Bette eines Flusses, welches man trocken gelegt hat, indem man seinen Wassern einen andern Lauf gab. Das alte Bette ist mit Sand, Kraut und Gestrüpp erfüllt. Jetzt will Gott dem

Flusse seinen ersten Lauf wiedergeben. Aber welche Schwierigkeiten sind da zu übersteigen! Das Wasser seiner Lehren rollt in meinem Herzen nur langsam, und seitdem es in dasselbe eingedrungen ist, verdirbt es unter einem Haufen von Unrath." Wieder ein andrer wurde von diesen Gedanken bewegt: „Gott sagte zur Sonne: Erleuchte die Menschen, und die Sonne hat gehorcht. Er sagte zu den Flüssen: Fließet! und sie sind geflossen, zum Kraut: Wachse! und es ist gewachsen, zu den Thieren: Seid unterthan! und sie haben dieses Gesetz geachtet. Er sagte zu den Menschen: Liebe mich! und der Mensch hat zu gehorchen sich geweigert."

Gern würden wir fortfahren, noch mehrere ähnliche Züge aus der gesegneten Bassutomission zu erzählen, wenn uns der Raum dies gestattete. Wir beschränken uns auf drei Züge, die Taufe des Libė, (Moschesch's Oheim,) die Bekehrung des Nationallehrers Jesaias Séėle, und einen Zug von einem alten Feldhauptmann.

1. Libė.

Libė war 80 Jahre alt, als die Missionare in's Land kamen. Er war über ihr Kommen sehr ungehalten. „Warum jagt man denn diese Fremden nicht fort?" rief er wiederholt. „Ihr werdet zu spät es bereuen, sie angenommen zu haben!" Bald darauf zog er von Thaba Bossigo fort an einen andern Ort, wo er bessere Viehweide fand und zugleich den Missionaren aus dem Wege gegangen war.

Zu seinem Verdruß mußte er bald sehen, daß die Missionare ihren Weg auch zu ihm fanden. Er pflegte, in Lumpen gekleidet, vor seinem Hause zu sitzen und Binsen zu flechten. Wenn ihn dann ein Missionar also antraf, dann bekam er böse Worte zu hören.

„Macht, daß ihr fortkommt," rief er, „ich kenne euch nicht! ich will mit euch keine Gemeinschaft haben, auch mit eurem Gotte nicht. Ich werde nicht eher an ihn glauben, als bis ihr ihn hier diesen meinen Augen gezeigt habt." — „Kann Dein Gott," sagte er einmal zu meinem Collegen auf Morija, „einen alten Mann in einen jungen Menschen verwandeln?" Eben warf die aufgehende Sonne ihre Strahlen in die Schluchten der Maluti. „Ja," antwortete der Diener Christi; „siehe da den Alten, der nun bald sechstausend Jahr alt ist; er zeigt sich heute ebenso jung und ebenso schön, als an dem Tage, an welchem er zum ersten Male die Welt beschien. Mein Gott hat die Macht, das auszuführen, was Du haben willst; aber er wird es an Dir nicht ausführen, weil Du gesündigt hast und weil alle Sünder sterben müssen." Wie Libė dies letzte Wort hörte, wurde er wüthend,

kehrte meinem Freunde den Rücken und sagte: „Junger Mensch, störe mich nicht weiter! und wenn Du willst, daß ich Dir zuhören soll, so gehe hin und hole Deinen Vater über's Meer; vielleicht kann der mich unterweisen."

Bald darauf starb ihm eine Tochter, die er sehr liebte. Aber weit entfernt, durch diese Zuchtruthe Gottes zur Buße sich rufen zu lassen, wurde er nur zu heftiger Wuth gereizt, die er an dem Missionar auszulassen gedachte, wahrscheinlich weil er diesen, nach seinem Aberglauben, als den Urheber des Todes seiner Tochter ansah. Hören wir aber von jetzt ab dessen eigenen Bericht:

„Ich wurde von dem Mann der Gestorbenen eingeladen, bei dem Begräbniß thätig zu sein. Das Leichengefolge war mir vorausgegangen und ich begab mich langsam zum Grabe; ich rief den Herrn an, er solle mir beistehen, daß ich seinen Ruhm verkündigen könne. Da sah ich, wie Libė mit einer Schnelligkeit auf mich losstürzte, zu der ihm allein die Wuth fähig machen konnte. Seine drohenden Geberden zeigten hinlänglich, was er gegen mich im Sinne hatte. Ich zitterte, da ich voraussah, daß ich genöthigt werden würde, mich zu vertheidigen. Glücklicherweise hatten seine Söhne ihn kommen sehen und liefen sogleich zu meiner Hilfe herbei. Sie baten ihn mit Ehrerbietung, er solle sich zurückziehen; aber er blieb gegen alle ihre Vorstellungen taub und ein Kampf schien unvermeidlich zu sein. Der unglückliche Alte strengte all seine Kräfte vergeblich an und brachte endlich seine Kinder zu der traurigen äußersten Maßregel, ihn auf die Erde hinzustrecken und in dieser Lage so lange zu halten, bis das Begräbniß vorüber war. Als ich dann bei ihm vorbei ging, um mich zurückzuziehen, raffte er alle seine Kräfte zusammen, sich loszumachen und schlug dabei seinen Kopf heftig auf den Boden. Erschöpft von der Anstrengung lag er zuletzt unbeweglich da; er warf mir aber einen Blick zu, dessen ich einen Menschen nicht für fähig gehalten hätte und überhäufte mich mit Schmähungen.

Seit diesem traurigen Vorgange stellten wir unsere Besuche bei Libė ein; wir fürchteten, wir würden dadurch seine Verdammniß nur noch vermehren. Doch zogen wir von Zeit zu Zeit Erkundigungen ein, ob er noch lebe und ließen ihm durch seine Nachbaren einige freundliche Worte zukommen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als man eines Tages kam und sagte, er wolle mich sprechen. Der Bote, den er mir schickte, strahlte vor Freude. „Libė betet," sagte er mir ganz aufgeregt, „und er bittet, daß Du mit ihm beten möchtest." Da der fromme Tsiu auf meinen Lippen ein ungläubiges Lächeln wahrnahm, fuhr er fort und theilte mir Folgendes mit: „Gestern früh ließ mich Libė in seine Hütte kommen und sagte zu mir: „Mein Sohn, kannst Du beten? — Wirf Dich auf Deine Knieen hier dicht bei mir und

bitte Gott um Erbarmen für den größten Sünder. Ich bin bange, mein Sohn. Der Gott, den ich so lange verleugnet habe, hat seine Macht mir in meiner Seele zu fühlen gegeben. Jetzt weiß ich, daß er da ist; ich zweifle durchaus nicht mehr daran. Und das Feuer, das nicht erlischt — wer wird mich aus dem erlösen? Ich sehe es, ich sehe es! Glaubst Du, daß Gott mir vergeben wird? Ich habe mich dagegen gesträubt, zur Predigt seines Wortes zu kommen, so lange ich noch gehen konnte; jetzt wo ich blind und fast taub bin, wie kann ich jetzt dem Herrn dienen?" Hier hielt Libè einen Augenblick inne, setzte Tsiu hinzu, dann sagte er zu mir: „Hast Du Dein Buch mitgebracht!" Ich antwortete ja. „Gut," sagte er, „schlag es auf und lege meinen Finger auf den Namen Gottes." Ich that, was er begehrte. „Das ist also der Name," rief er, „der schöne Name Gottes! Jetzt lege meine Finger auf den Namen Jesu, des Heilandes." — So lautete der rührende Bericht des Boten guter Nachricht, welchen Libè mir sandte. Ich hatte bald darauf die Freude, mich selbst von der Wirklichkeit dieser höchst merkwürdigen Bekehrung zu überzeugen.

Fast ein Jahr lang theilte mein College in Morija mit mir die angenehme Arbeit, diesen Greis zu unterweisen, den die Gnade so gelehrig, wie ein Kind gemacht hatte. Um nichts von unserem Unterricht zu verlieren, nahm Libè gemeiniglich unsere Hände in die seinigen, näherte sein Ohr unseren Lippen und wiederholte Wort für Wort, was wir sagten und bat uns, es zu wiederholen, wenn er es nicht recht verstanden hatte.

Er wurde in seinem eigenen Dorfe getauft. Die Feierlichkeit zog eine Menge Menschen herbei, welche den Mann sehen wollten, der uns verfolgte und der jetzt den Glauben bekannte, welchen er vorher zu vernichten sich bemühete. Vier Glieder der Gemeinde von Morija, bejahrte Leute, trugen den Täufling herbei, da er zu schwach war, sich allein zu bewegen und legten ihn auf eine Art Bett nieder, was mitten in der Versammlung aufgeschlagen war. Obwohl wir nicht ohne Bedenken über die Folgen waren, welche zu gehäufte Gemüthsbewegungen für ihn haben möchten, glaubten wir doch im Vertrauen auf den Herrn ihn auffordern zu müssen, von seinem Glauben Rechenschaft zu geben. „Ich glaube," sagte er hierauf ohne weitern Umstand, „ich glaube an den Herrn, den wahrhaftigen Gott, welcher mich erschaffen und der mich bis zu dem Alter gebracht hat, in welchem ich jetzt bin. Er hat Erbarmen mit mir gehabt, obwohl ich ihn haßte und hat Jesum in den Tod gegeben, um mich zu erretten. O mein Herr und mein Vater, habe Erbarmen mit mir! Ich habe keine Kraft mehr, meine Tage sind zu Ende. Nimm mich zu Dir! Der Tod habe bis auf dies mein Gebein keinen Theil an

mir! Bewahre mich vor Hölle und Teufel! O mein Vater, erhöre Jesum, der für mich bittet! O mein Herr! o mein Vater!" Da der gute Alte mit diesen heiligen Stoßseufzern kein Ende finden konnte, mußte ihn mein College, der ihm die Taufe zudienen sollte, unterbrechen. Er half ihm durch bestimmt gestellte Fragen. „Setzest Du Dein Vertrauen in irgend einer Weise auf die Opfer, welche Du den Geistern der Verstorbenen darzubringen pflegtest?" — Wie sollten solche Opfer mich noch reinigen können? Ich glaube nicht mehr daran! das Blut Jesu ist meine einzige Hoffnung. — „Wünschest Du Dich gegen Deine Familie und gegen die Bassuto, die hier umher versammelt sind, auszusprechen?" — Ja, ich wünsche, daß sie eilen mögen, zu glauben und Buße zu thun. Ich wünsche, daß sie alle zum Hause Gottes gehen und hören und lernen, was man sie da lehrt. Moschesch, mein Sohn, wo bist Du? (Hierbei bedeckte Moschesch seine Augen mit einem Tuche, um seine Bewegung zu verbergen.) Und Du Letsie, mein Enkelkind, wo bist Du? Höret meine letzten Worte! Warum widerstehet ihr Gott? Ihr schützt eure Frauen vor. Diese Frauen — es sind eure Schwestern und nicht eure Ehefrauen. Der Herr hat nur Einen Mann und Eine Frau geschaffen und hat sie verbunden, daß sie Ein einziges Fleisch sein sollen. O unterwerft euch Jesu, er will euch retten! Laßt die Kriege sein, liebet alle eures Gleichen. — „Warum willst Du getauft sein?" — Weil Jesus gesagt hat: Wer da glaubet und getauft wird, soll selig werden. Könnte ich etwas Besseres wissen, als was mein Meister gesagt hat? — Es ist auf unseren Stationen Sitte, daß die Täuflinge, bevor sie die Taufe empfangen, die althergebrachte Entsagungsformel aufsagen. Sie war auch Libè erklärt worden und er hatte sie vollkommen verstanden, aber es war ihm unmöglich gewesen, sie auswendig zu lernen; selbst dazu war er nicht zu bringen, sie nachzusprechen, als der Taufende sie ihm vorsagte. Durch die Verwirrung, in welche der Täufling dabei gerieth, brach die ganze Lebendigkeit seiner Gefühle in einem solchen Grade hervor, daß wir dadurch sehr erbauet wurden. „Ich entsage der Welt und ihrem Wesen" — hatte mein College gesprochen. „Nein," rief Libè, „ich entsage ihr nicht jetzt erst, denn ich habe ihr schon längst entsagt!" — „Ich entsage dem Teufel und allen seinen Werken" — „der Teufel," unterbrach ihn der glückliche Täufling, „was habe ich mit dem zu schaffen? Er hat mich Jahre lang genug betrogen. Sollte der mich in sein Verderben mit hineinreißen? Ich lasse ihm die Hölle; die mag er für sich allein behalten!" — „Ich entsage dem Fleische und allen seinen Lüsten." — Er rief von Neuem aus: „Giebt es denn nur Freuden in der Welt? Haben wir nicht bei Jesu Hochzeit und Mahlzeit vollauf?"

Nach einem allgemein ausgesprochenen Wunsche erhielt Libė den Namen Adam, der Vater der Bassuto. Er starb kurze Zeit nach seiner Taufe. Es war Sonntag früh. Einer seiner Enkel hatte ihm noch einige Verse aus dem Evangelio vorgelesen. „Weißt Du," fügte der junge Mensch hinzu, „daß heute der Tag des Herrn ist?" — „Ich weiß es, ich bin bei Gott." Wenige Augenblicke nachher bat er, man solle ihn mit einem Mantel zudecken, weil er fühle, daß ihn der Schlaf überkäme und er schlief ein und wachte nicht wieder auf."

2. Jesaias Sééle.

Ueber die Bekehrung des Jesaias Sééle, des Sohnes von Khoabane berichten unsere älteren Missionsberichte (1845 p. 47) Folgendes:

Er hatte sich vor drei Jahren bei einem holländischen Bauer niedergelassen, der an der Grenze des Landes wohnte. Es war dies noch einer von denjenigen, welche den alten Glauben nicht zugleich mit dem alten Vaterlande vergessen hatten. Eines Tages sitzt er in seiner Hütte, seine große Bibel mit Bildern vor sich. Da kommt der junge Sééle herein und es zieht das große Buch seine Neugierde auf sich, zumal es ihm ist, als hätte er früher in seinem Dorfe bei Thaba-Bossigo schon einmal von dem Dasein eines solchen Buches gehört. Damals hatte es ihn nicht gekümmert. Nun aber spricht die Hausfrau, als sie seine Aufmerksamkeit auf das Buch bemerkt, zu ihrem Manne: „Zeige ihm Jesum, wie er am Kreuze stirbt, vielleicht wird ihn dies rühren. Wenn er verloren geht, so soll wenigstens sein Blut nicht über uns kommen." Sééle sieht das Kreuz an und das Bild des sterbenden Heilands; das Bild aber zwar weniger, als die Worte der Frau: „Wenn er verloren geht, so soll wenigstens sein Blut nicht über uns kommen" machen einen Eindruck auf ihn. Sie blieben wie ein Stachel in seiner Seele und erfüllten ihn mit Schrecken. Er beschloß sogleich in seinen Geburtsort zurückzukehren, von wo aus er die Belehrungen des Missionars suchen konnte. Ein ganzes Jahr hindurch ist er regelmäßig zweimal die Woche nach Thaba-Bossigo gekommen aus einer Entfernung von drei Meilen. Mehrere Monate wurde er von einer heftigen Unruhe wegen seiner Sünden heimgesucht; er kam durch wahre Buße zum Glauben an den Gekreuzigten, dessen Bild er zuerst gesehen hatte. Jetzt nach der Taufe heißt er Jesaias, ist 22 Jahr alt und sehr glücklich in dem Frieden seines Herzens mit Gott.

Es ist dem Jesaias, ähnlich wie anderen farbigen Getauften, ein schmerzlicher Rückfall nicht erspart worden. Er hat aber aufrichtig Buße gethan, und wurde in den sechziger Jahren als

Katechet zu Mankopane gesandt, woselbst er mit unseren Brüdern in Berührung kam. Wir werden daher seiner Zeit Näheres von ihm hören.

3. Josua Makoniane.

Josua Makoniane, der Feldhauptmann des Moschesch, war ein so wilder Krieger, daß einst, als er in einem Treffen verwundet war, er nicht eher aus dem Kampfe zurückgehen wollte, als bis er sich durch zehn Schlachtopfer gerächt habe. Nachdem er durch den Herrn Jesum überwunden worden war, saß er zu dessen Füßen wie ein Lamm, nur den einen Gedanken bewegend, wie er seine eigene Seele retten und anderen zu gleichem Heil behülflich sein könne. Eines Tags (1845) wollte der alte Mokatschane, Vater des Moschesch, die Abwesenheit seines Sohnes dazu benutzen, um die durch den Einfluß der Missionare abgeschaffte Beschneidung in Thaba-Bossigo wieder einzuführen. Makoniane sieht unter dem Haufen derer, die zur Beschneidung ziehen, seinen eigenen Neffen. Er ruft ihn heraus und vermahnt ihn, von diesem heidnischen Greuel sich fern zu halten. Hierüber wird der alte Mokatschane so erbost, daß er mit aufgehobener Keule auf den Krieger zufährt, und ihn beim Mantel faßt. „Schlage zu, Herr, antwortete Makoniane ruhig, aber sage nur warum Du mich tödtest!“ Der Alte schweigt, und führt den zweiten Schlag auf das Haupt des treuen Dieners, der ihm vielleicht manchesmal in der Feldschlacht das Leben gerettet hat. Dieser leistet keinen Widerstand, weil er fürchtet, der alte schwache Greis könne darüber zur Erde fallen, und es war doch seines Königs Vater. Als auf den dritten Schlag hin das Blut über Josua's Haupt herabrinnt, ruft er nur noch einmal: „Sage nur, mein Herr, warum Du mich tödtest!“ — Der Alte zerrt ihn hierauf hin zu einem Zaune, wo er seine Waffen zu liegen hat, und ergreift eine Assagai, um den treuen Knecht zu durchbohren. Da vergehen ihm aber die Kräfte, Josua setzt sich neben ihn und predigt dem alten noch immer erzürnten Manne von dem Heil in Christo, der auch für ihn gestorben sei.

Die Berichte der französischen Brüder sind mit pariser Eleganz geschrieben, und lesen sich sehr schön. Und wenngleich hier und da es auffällig sein will, wie die Bassuto in der eleganten französischen Redeweise sich zu bewegen wissen, so werden sie ja von solchen Lehrern manches gelernt haben, und dem Haupt-Inhalte nach sind ihre Reden — dafür bürgt uns die Treue der französischen Brüder — sicherlich richtig wiedergegeben worden.

Die Arbeit in Moschesch's Lande nahm ihren guten Gang. Nur Moschesch hatte von Anfang an seine bestimmte Grenze,

über welche hinaus er dem Evangelio nicht nachgab. Seine Kinder ließ er taufen, nur nicht den Thronfolger, weil er dachte, derselbe bedürfe der Vielweiberei und heidnischen Zauberei, um sich in dem Regiment fest zu erhalten. Er selbst blieb um dieser Politik willen auch ungetauft; und solch halbes Wesen konnte ja nicht anders, als ab und zu auch in offene Ungunst umschlagen. Diese hatte denn bald ihre schlimmen Folgen in Betreff der Stellung des Volks zum Christenthum. Viele unter den circa 1700 erwachsenen Getauften sind nur Namenchristen geblieben, oder auch zurückgefallen, während andere als Muster von Treue und Hingebung gelten können. Der äußeren Ausbreitung des Christenthums legte Moschesch nichts in den Weg; die Zahl der Stationen mehrte sich von Jahr zu Jahr, in dem Maße, als jüngere Brüder nachrückten. Das Volk im Ganzen und Großen hatte bei dieser zweideutigen Haltung des Königs von der Predigt des Evangelii keinen Gewinn. Im Gegentheil, dadurch, daß sie sich verhärteten gegen das Wort, wurden sie in Lastern und Sünden immer verstockter, namentlich in der Sünde des Mords, Ehebruchs, der Lüge und des Diebstahls. Durch letzteren machten sie sich bei den benachbarten Bauern des Oranjefreistaats so verhaßt, daß — da andererseits die Bauern mit Eifersucht auf die wachsende Macht des Bassutofürsten hinschauten — eine Reihe von blutigen Kriegen zwischen ihnen und Moschesch sich entspann. Und durch diese schritt die Demoralisation des Volkes ebenfalls vorwärts. Aus diesen Kriegen wird uns der folgende Band manchen interessanten Zug von Tapferkeit, Heldenmuth und Großmuth des Königs Moschesch mittheilen.

In dem einen, was noth thut, hat Moschesch sich nicht bewährt. Als der fromme englische Statthalter Grey ihn einmal in seinem Lande besuchte, sagte er ihm ganz offen, der einzige Weg, auf dem er sein Königreich befestigen und erhalten könne, sei, daß er sich gründlich zum Herrn Jesu bekehre. Der alte Häuptling hat dies Wort nicht befolgt, darum ist es mit ihm immer böser geworden. Auch hat ihn der Herr in seinen fortgesetzten Kriegen gegen die Bauern so gedemüthigt, daß er nicht blos den besten Theil seines Landes abtreten mußte, sondern auch, da der Krieg wieder ausbrach, auf das Höchste bedrängt, die eigene Selbständigkeit aufgab, und sich mit seinem ganzen Lande und Volk unter die Oberhoheit der Königin von England stellte (1868).

In den Kriegen sind die französischen Missionsstationen zum öfteren verheert und zerstört worden. Als im letzten Kriege Moschesch niedergeworfen war, haben die siegreichen Bauern sogar den französischen Missionaren die Fortsetzung ihrer Missionsthätigkeit gewehrt. Andere französische Stationen waren schon früher

in den Besitz der Bauern übergegangen. Deshalb befanden sich 1867 die sämmtlichen französischen Brüder außer Landes. Die einst so reich gesegnete Mission schien gebrochen zu sein.

Aber der Herr hat ein Einsehen gehabt und die Gebete der Brüder erhört. Nachdem durch Vermittlung der Engländer Moschesch einen großen Theil des verlorenen Landes wieder erhalten hat, sind auch die Missionare wieder gekommen, und haben in dem durch diesen Krieg gründlich gedemüthigten Volke offene Ohren und offene Herzen gefunden, so daß ihre jüngsten Erfolge höchst erfreulich sind. Auch König Moschesch hat kurz vor seinem 1870 erfolgten Tode Spuren von Verlangen nach Jesu gezeigt, ist aber gestorben, ohne die heil. Taufe, die er begehrte, empfangen zu haben. Der Herr aber, der selbst als Obergeneral seines Reiches Kriege commandirt, weiß Rückzug und siegreiches Vordringen auf gleiche Weise zum Gewinne des schließlichen Sieges zu dirigiren. Und daß schließlich der Sieg des Herrn sein werde, daran zweifelt kein Christ! —

Dies ist ein Ueberblick über die Betschuanenmission unseres Jahrhunderts. Wie viele Wunder der Gnade Gottes hat sie zu bezeugen. Einen wichtigen Zweig derselben, die Bassutomission unserer Berliner Gesellschaft haben wir hier ganz unerwähnt gelassen, weil wir in dem Buche „Maleo und Sekukuni" über die großen Thaten, die der Herr unter den Nord-Bassuto gethan hat, bereits besonderen Bericht erstattet haben. Auf dieselbe hat die Haltung von Moschesch, der unter allen Bassuto-Stämmen wie ein Oberhäuptling geachtet wird, einen tief einschneidenden Einfluß geübt. Die Bassutonation aber nimmt, deß sind wir überzeugt, unter allen Zweigen der südafricanischen Missionsthätigkeit den vornehmsten Platz ein. Vom Bassutovolke aus wird, wenn es dem Herrn gefällt, der Segen ausgehen unter die ganze Sippe der Betschuanen, Matebelen und Kaffern. Der Herr hat's gepflanzt, Er möge es begießen und wachsen lassen zu Seines Namens Ehre! —

Rückblick.

Schauen wir auf die 70 Jahre, die von unserem Jahrhundert bereits der Geschichte angehören, zurück, und vergleichen den gegenwärtigen Zustand Südafrica's mit dem vom Jahre 1800, so müssen wir zum Preise Gottes sagen: Der Herr hat Großes gethan! Damals war das Land zum größten Theil mit blutgierigen,

mordlustigen, in allen Sünden und Lastern versunkenen und versumpften Heiden besetzt, und das Loos dieser Schwarzen, soweit sie mit dem weißen Mann in Berührung gekommen waren, nur noch um Vieles elender geworden. Gegenwärtig ganze Postenketten bekehrter Schwarzer von der Capstadt aus in drei Linien an 200 Meilen weit in das Land hineinreichend. Zu Hunderten und zu Tausenden sind sie gesammelt in den Friedenshütten des Herrn Jesu, der auch für sie gestorben ist. Gesittung, Bildung, Industrie hat sie ihrer ursprünglichen Roheit entrissen, und wie Leuchtthürme in nächtlicher Meeresbrandung zeigen die Missionsstationen den armen Heiden die tückische Klippe und den Eingang zum Friedenshafen, in welchen alljährlich Tausende Geretteter einlaufen. Mit der furchtbaren Macht der heidnischen Sünde hat die viel mächtigere Gewalt des Evangelii gerungen und hat ihr einen Raub nach dem anderen entrissen.

Und an diesem Riesenkampf hat die Berliner Mission unter allen den vornehmlichsten Antheil. Unter den ersten Bahnbrechern nehmen Berliner aus Jänicke's Schule einen hervorragenden Platz ein. Und die jüngere Berliner Missionsgesellschaft hat das Werk thatkräftig fortgeführt. Ihre Sendboten arbeiten unter der Hottentottenbevölkerung des Caplandes, unter den Koranna des Vaalflusses, unter den Kaffern und Zulu, unter Betschuanen, Bassuto und Matebelen, überall im reichen Segen des Herrn. Nachdem wir in dieser einleitenden Uebersicht über die Gesammtarbeit der Mission in Südafrica den Schauplatz ihrer Thätigkeit kennen gelernt haben, gedenken wir in den folgenden Bänden ihre Arbeit selbst in genauerer Einzelschilderung hinzuzeichnen. —

Der Name des Herrn aber sei hochgelobet in Ewigkeit! Amen! —

Register

der Orts-, Länder-, Völker- und Personen-Namen des 1. Bandes der Geschichte der Berl. Missionsgesellschaft von Dr. Wangemann.

Namen

der auf der Karte verzeichneten Missionsstationen der verschiedenen Gesellschaften.

(Die Buchstaben weisen auf die an den Seiten bezeichneten Felder hin, so daß jede Station leicht zu finden ist.)

1. Herrnhuter.

Albertyn G g
Baziya Q n
Bavianskloof G p
Beröa G p
Clarkson M p
Doorskraal M p
Elim G q
Engotini O o
Enon N p
Entumasi Q m
Gnadenthal G p
Goedverwacht F o
Gosen P o
Groenekloof F p
Hemel en Aarde G q
Houtkloof H q
Jacobskapelle F p
Katzenberg F p
Kopjes Casteel H q
Langebosch M p
Mamre F p
Mamre P q
Robben Island F p
Silo O o
Snyklip M p
Strausbay G q
Twistwyk G p
Witteklaibosch M p
Wittewater F o

2. Londoner.

Alexandria O p
Backhaus M l
Bensonvale P m
Bethelsdorp N p
Bethesda I k
Bleideverwacht H k
Blinkklip L k
Blinkwater O o
Borigelong N i
Botmanskraal
Buschmannsschule P n
Campbelsdorp M k
Cango K p
Capstadt F p
Cradok N o
Dysseldorp K p
Graaf Reinet M o
Gracehill M m
Grahamstown O p
Griquastadt L k
Grootfontein M l
Hakney O o
Hankey M p
Hardecastle L l
Haslop O n
Hephzibah M l
Hopedale L p
Jerusalem H k
Inyati Q a
Kicherer I n
Klaarwater L k
King Williamstown P o
Knapshope P o
Kolobeng O f
Kramersfontein M k
Kurichane P g
Kuruman M i
Lattaku M i
Likatlong N k
Liteyana O f
Mabotsa O g
Malapetse N h
Mamusa N h
Massao N h
Melita O f
Meribowav N h
Moilo O g
Moruane M k
Motibe O i
Nisbethbad F k
Oorlams Kraal H k
Oudshorn K p
Paarl F p
Pacaltsdorp K q
Peelton P o
Pella G l
Philippolis N m
Philipton O o
Port Elisabeth N p
Queenstown O n
Schonnane P f
Schoschong O e
Somerset N o
Taung N i
Theopolis O p
Tidmanton O o
Toverberg N m
Tulbagh G p
Uitenhagen N p
Unxelo
Warmbad F k
Wittebergen P m
Zuurbraak H p
Zwellendam H p

3. Südafricanische.

Beaufort K o
Bethesda S e
Ceres G p
Clandskloof F o
Frasersburg I n
Georgetown K p
Hemelrood I q
Hermon G p
Holesfontein G k
Mackidd S d
Malmesbury F p
Middelburg N n
Montague H p
Zoar I p

---

4. Wesleyaner.

Aliwal North O m
Allison T i
Annshaw P o
Barvillepark O p
Bathurst O p
Beaufort O o
Beechamswood Q n
Bethel E m
Blumfontein O l
Bootschap N i
Buntingvale R n
Burgersdorp O m
Butterworth Q o
Capstadt F p
Clarkbury Q n
Clumber P p
Colesberg N m
Concordia E l
Concordiaville E d
Cradok N o
Daggaboer N o
D'Urban P p
D'Urban T l
East London P o
Edendale S l
Emfundisweni R m
Farmerfield O p
Fauresmith N l
Fort Francis O p
Freemanton P n
Glen Grey O n
Grahamstown O p
Healton O o
Highflats S m
Ibisi R m
Indaleni S l
Izala R n
Kamaston O o
Kamiesberg F n
Karega
King Williamstown P o
Ladysmith R k
Lesseyton O n
Lilyfontein F m
Lischuane P k
Lotlakane O g
Makwassa G h
Mapumulo T l
Matlabane N i
Mirametsu P k
Morley Q n
Moshaneng O f
Moting P k
Mount Coke P o
Mount Wesley
Mperani Q k
Mpokani P k
Newtondale P p
Nisbethbad F k
Norap F m
Osborn R m
Palmerton R n
Perrie
Pietrmaritzburg S l
Platberg P l
Port Alfred O p
Port Elisabeth N p
Potschefstrom P h
Queenstown O n
Ratabane P l
Robertson G p
Salem O p
Sannasport N l
Serumelo P k
Shawbury R n
Simonstown F q
Sidbury O p
Smithfield O m
Somerset F q
Somerset N o
Stellenbosch F p
Stormbergen
Taba Nschu P l
Tshungwana R m
Uitenhagen N p
Umhlati T l
Verulam T l
Warmbad F k
Wesleyvale F e
Wesleyville P p
Woodland O p
Wynberg F q
Zwellendam H p

---

5. Schotten.

Amatole
Balfour O o
Blokdrift O o
Burnshill P o
(Ghika)
Chunie O o
Ely
Emgwali P o
Gaga
Glen Linden O o
Glenthorn O o
Gwali O o
Henderson P o
Iggibigha P o
Kirkwood O o
Kwezana
Knox
Lovedale O o
Macfie
Pirrie P o
Rankin
Rili Q o
Sommerville
Tarkapost O o
Umbonkolo
Uniondale P o

---

6. Rheinländische.

Amandelboom I n
Ameib C c
Bersaba E h
Bethanien E h
Bleidevermacht H k
De Tuin H l
Eben Ezer F n
Elberfeld E d
Eselsbank G o
Gibeon E g
Gobabis F d
Guldbrandsdalen F h
Harmsfontein K n
Hoachannas F e
Jerusalem H k
Kalkfontein E l
Keetmanshoop F h
Komaggas E l
Modderfontein E k
Nabis F k
Neu-Barmen D d
Nisbethbad F k
Okahandja D c
Okozondje D c

Otjikango D d
Otjimbingue D d
Pella G l
Rehoboth E e
Richtersfeld E k
Salem C d
Sandfeld E l
Sarepta F p
Saron F p
Schepmannsdorp B e
Schietfontein K m
Steinkopf E l
Steinthal G p
Stellenbosch F p
Tulbagh G p
Warmbad F k
Worcester G p
Wupperthal G o

7. Pariser.

Beröa P l
Bersaba O m
Bethesda P m
Bethulia O m
Cana Q l
Carmel O m
Eben-Ezer Q k
Friedau O h
Hebron P m
Hermon P l
Leribe Q k
Mabulele P k
Mamusa N h
Moria P l
Morocoa N h
Mosica P g
Mositele P m
Motito M h
Nyessa M h
Siloah P l
Tabana Morena P l
Taba Bossigo P l
Tikoë
Wellington G p

8. Berliner.

Albertskraal I q
Amalienstein I p
Anhalt Schmidt L p
Avontuur L v
Beaufort K o
Bethanien O l
Bethel P o
Blauberg R e
Blumfontein O l
Botschabelo S g
Büffelsdrift H p
Buschmannskraal O l
Calitzdorp I p
Capstadt F p
Christianenburg S l
D. C. Deutsche Colonie P o
Dünen I q
Eluxolweni P o
Emangweni R k
Emdizeni P o
Emmaus P o
Emmaus R k
Etembeni P o
Ga Lekalekale S e
Ga Matlale S e
Ga Ratau T f
Gerlachshoop S g
Harlem L p
Hebron N k
Hoffenthal R k
Jacobus Koranna N l
Indwe P o
Itemba P o
Khalatlolu T f
Koufeld I p
Königsberg R i
Ladysmith I p
Leydenburg T g
Makapanspoort S f
Makchabeng R e
Malokung R e
Martinsthal P o
Matlabane N i
Modimulle R f
Neu-Deutschland S l
New-Castle R i
Oudenbosch I q
Paardekuil O l
Papo S f
Patametsane T f
Pietpotgietersrüst S f
Pilgerhütten N k
Plaatberg N k
Pniel N k
Portjesdamm N l
Portjesfontein O l
Pretoria R g
Rietvley I p
Riversdale I q
Saaron N i
Stutterheim P o
Taba Mossegu T f
Tschuaneng R g
Tutloane R e
Vermakelykheid I q
Vlucht L p
Vogelstruiskoje N l
Wagenmakerthal G p
Wallmannsthal R g
Wartburg P o
Wartburg S l
Weenen R k
Wydersrevier I q
Ylandfontein I p
Zebetjele S f
Zoar I p

9. Americaner.

Amahlongwa S m
Amanzintote S l
Euhlimbiti S l
Esidumbini T l
Ginani T k
Hlangezwa T h
Ifafa S m
Ifumi S m
Inanda S l
Inkanyazi T k
Itafamasi S l
Mosica P g
Table Mount S l
Temba T k
Umsumbe S m
Unsumdisi T l
Umtwalume S m
Umvoti T l

10. Norweger.

Ekyowe T k
Ekutembini (s. Emzinyati)
Emathlabatini T k
Empangweni T k
Emzinyati
Entumeni T k
Imfulo T k
Inhlasatsha S k
Nodwengu T k
Uitkomst S l
Umbonambi T k
Upumulo T l

11. Hermannsburger.

Bethanien Q g
Chuane Q g
Echlomochlomo T i
Ehlanzeni S k
Ekombaleni S i
Ekuhlengeni
Emakubaleni R k
Emanjini
Emfutjini T k
Emlalazi T k
Emuyati S k
Emmaus
Empangweni R l
Emtandazweni
Endhlovini
Endhlangubo
Enhlongana S k
Entombe S i
Esihlengeni
Etembeni S k
Inyezane T l
Itaka T k
Kana
Kolobeng O f
Kurichane O g
Likalan Q g
Limao O g
Linokana O g
Liteyana O f
Lüneburg
Mamachale Q g
Marburg
Matlare Q g
Müden S k
Neu-Hermannsburg S l
Neu-Hannover S l
Notoan
Para
Patalekopa O g
Rüstenburg P g
Saaron P g
Schoschong O e

---

12. Anglicaner.

(Bischöfliche.)

Alice O o
Aliwal North O m
Adelaide O o
All Saints Q n
Bashe Q n
Beaufort O o
Blumfontein O l
Bürgersdorp O m
Byrne S l
Caledon G q
Capstadt F p
Ceres G p
D'Urban F p
D'Urban T l
Ekukayeni S l
Enwubi S l
Fauresmith N l
Georgetown K p
Graaf Reynet M o
Grahamstown O p
Greytown S l
Hopetown M l
Kingwilliamstown P o
Knysna L q
Kwamakwaze T k
Ladysmith R k
Malmesbury F p
Oudshorn K p
Pietrmaritzburg S l
Richmond S l
Riversdale I q
Robben Island F p
Rondebosh F p
Schoonberg K p
Smithfield O m
Somerset F q
Somerset N o
Sonneblum F p
Springvale S m
Stellenbosch F p
St. Augustines Q m
St. Johns P o
St. Johns Bapt. P o
St. Marks P o
St. Mathews P o
St. Pauls T k
Thaba Nschu P l
Uitenhagen N p
Umgababa S m
Umkungkinglove T k
Umlazi S l
Umsinto S m
Verulam T l
Villiersdorp G p
Worcester G p
Zwellendam H p

---

13. Finnländer.

Ondongwa C a
Ukuambi C a

---

14. Röm.-Catholische.

St. Michels S m
Pietr-Maritzburg S l
Taba Bossigo P l

Inhaltsverzeichniß.

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Land und Leute.

Ersten Bandes zweite Abtheilung.

Die Bahnbrecher.

Ersten Bandes dritte Abtheilung.

Die Reichsarmee in Schlachtordnung.

Ersten Bandes vierte Abtheilung.

Kämpfe und Siege der Reichsarmee in Süd-Africa.

Druckfehler-Berichtigung.

S.	7	Z.	17	v.	unten	statt	will	lies:	wolle.
„	12	„	26	„	oben	„	Matabelen	„	Matebelen.
„	14	„	16	„	„	„	Kronbauern	„	Kornbauern.
„	20	„	6	„	unten	nach	Africa's zu ergänzen	„auf	der anderen Seite."
„	26	„	11	„	oben	statt	Ochsensambok	lies:	Achtersambok.
„	41	„	31	„	„	„	in den Höhlen	„	in die Höhlen.
„	53	„	18	„	„	„	Koronnahäuptlings	„	Korannahäuptlings.
„	53	„	26	„	„	„	Koronna	„	Koranna.
„	53	„	10	„	unten	„	lästig	„	läßig.
„	53	„	5	„	„	„	Koronna	„	Koranna.
„	54	„	2	„	oben	„	Koronna	„	Koranna.
„	64	„	13	„	unten	„	au	„	auf.
„	67	„	32	„	oben		ein „auch" zu tilgen.		
„	75	„	9	„	unten	„	in einem	„	mit einem.
„	84	„	27	„	oben	„	Polygammist	„	Polygamist.
„	102	„	5	„	unten	„	scheiterte	„	scheiterten.
„	105	„	18	„	oben	„	ihn	„	ihm.
„	117	„	20	„	unten	„	der	„	den.
„	117	„	20	„	„	„	Verträge	„	Verträgen.
„	135	„	2	„	oben	„	Lästereden	„	Lästerreden.
„	137	„	12	„	unten	„	den	„	die.
„	140	„	11	„	oben	„	ein anderes	„	wie anders.
„	142	„	7	„	oben	„	urtheilt	„	urtheilte.
„	149	„	32	„	oben	„	Matibe	„	Mothibe.
„	151	„	1	„	unten	„	gekommen bist du	„	bist du gekommen.
„	152	„	5	„	„	„	zeigen	„	regen.
„	171	„	2	„	„	„	würden	„	wurden.
„	173	„	12	„	oben	„	den weißen Lehrern	„	dem weißen Lehrer.
„	176	„	2	„	unten	„	Einwillung	„	Einwilligung.
„	176	„	3	„	„	„	Schwievater	„	Schwiegervater.
„	179	„	12	„	„	„	Sevumelo	„	Serumelo.
„	180	„	9	„	oben		vor „den Grenzen"	noch	„an" zu ergänzen.
„	188	„	5	„	„	„	Elben-Ezer	lies:	Eben-Ezer.
„	189	„	12	„	„	„	Unter	„	Zu.
„	210	„	25	„	„	„	Böhmer	„	Böhme.
„	213	„	24	„	„	„	ange	„	lange.
„	226	„	1	„	„	„	hat	„	haben.
„	241	„	16	„	„	„	hatte	„	fand.
„	242	„	3	„	„	„	hoffnungserweckendes	„	hoffnungerweckendes.
„	248	„	9	„	„	„	ein	„	eine.
„	250	„	2	„	unten	„	Körder	„	Körper.

S.	252	Z.	6	v.	unten	statt	habe	lies:	haben.
„	253	„	19	„	„	„	gewaltsamen	„	gewaltsamer.
„	253	„	17	„	„	„	kämen	„	käme.
„	281	„	13	„	oben	„	endete	„	endeten.
„	296	„	24	„	unten	„	Hottenstämme	„	Hottentottenstämme.
„	297	„	13	„	oben	„	Kundsen	„	Knudsen.
„	300	„	16	„	oben	„	Ja	„	In.
„	301	„	7	„	unten	„	Kundsen	„	Knudsen.
„	302	„	3	„	oben	„	Kundsen	„	Knudsen.
„	302	„	5	„	„	„	Kundsen	„	Knudsen.
„	302	„	13	„	„	„	Kundsen	„	Knudsen.
„	302	„	20	„	unten	„	Kundsen	„	Knudsen.
„	302	„	16	„	„	„	hatten	„	hatte.
„	310	„	19	„	oben	„	Agliff	„	Ayliff.
„	310	„	18	„	unten	„	Gwasten	„	Gwashu.
„	310	„	17	„	„	„	Gwasten	„	Gwashu.
„	310	„	7	„	„	„	Tochter	„	Töchter.
„	318	„	10	„	oben	„	Engländer	„	Engländern.
„	319	„	18	„	„	„	Strikenström	„	Stockenström.
„	326	„	15	„	„	„	weiter nnd betete	„	weiter betete und.
„	329	„	7	„	unten	„	Ttetse	„	Tsetse.
„	339	„	14	„	„	„	Lischmani	„	Lischuani.
„	341	„	9	„	oben	„	, dieser	„	. Dieser.
„	342	„	2	„	„	„	komischen	„	traurigen.
„	350	„	16	„	„	„	ihm	„	ihn.
„	350	„	1	„	unten	„	Knieen	„	Kniee.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.



ÜBERSICHTSKARTE
über die
Evangelische Missionsarbeit
in
SÜD-AFRIKA.
Als Beigabe zu der Geschichte der evangelischen, insonderheit der Berliner Mission in Süd-Afrika.
Nach älteren und neueren Quellen und eigenen Aufnahmen entworfen und gezeichnet
von
Dr. WANGEMANN
Missionsdirector in Berlin
Zu haben im Missionshause, Berlin Sebastianstrasse Nº 25
Maßstab
Deutsche Meilen
Lith. u. kartogr. Anst. von Leupold Kahr, Berlin.
Erklärung der Zeichen:
HAUPTSTADT
OVAMBO
ONGOVA
OVA-HERERO
OVAMBANTIERU
MATEBELEN REICH
BAHLOKKWA od. MAKWARA
BANYAI
BERG DAMRA
GROSS NAMAQUALAND
BETSCHUANEN
TRANSVAAL
REPUBLIK
BAROLONG
BAKATLA
WANKETSI
BATLAPI
PRETORIA
SWAZI
Neu Schottland
MOLAMBO KAFFERN
AMATONGA
ORANJE FREISTAAT
BLOEMFONTEIN
BASSUTO
NATAL
KAFFRARIA
GROSS BUSCHMANNS LAND
Klein Buschmannsland
KLEIN NAMAQUALAND
NAMAQUALAND
CAP COLONIE
CAPSTADT
C. Agulhas
Sambesi
Abraham Bondelswart
Kido Witbui
Amraal
Seib
oder
ORLAM
KORANNA
GRIQUA LAND

